Haus-, Wald- und Feldmärchen.

Haus-, Wald- und Feldmärchen

von

Adele Schopenhauer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1844.

Das Waldmärchen.

Die Vorlesung war beendet.

Vortrefflich! sagte der Professor. Der Autor verbeugte sich gegen ihn und die übrige in weitem Kreise ihn umgebende Gesellschaft und faltete sein Manuscript.

Ein delicieses Märchen! Charmant! Höchst original! versicherten die Damen. Die Wirthin des Hauses bedankte sich bei dem Autor; der Autor bedankte sich bei den Damen.

Ein Märchen? fragte ein junger Mann. Ich hatte das eher für eine Allegorie gehalten.

Nun, erwiderte ein altliches Fräulein, ist denn das Märchen etwas Anderes, als ein buntes, die wirklichen Gegenstände magisch färbendes Glas, durch welches wir die uns be-

kannte Welt erblicken? Und ist das nicht eine Art Allegorie?

Ah so! sagte der junge Mann; ich hatte mir etwas Anderes darunter gedacht.

Bei alle Dem, sprach ein wohlwollender Kritiker, liegt eine unergründliche Tiefe der Anmuth in der Conception dieses Märchens und seiner fernen blauen Zauberberge.

Freund! erwiderte ihm der Dichter, ein Märchen ist überhaupt immer — die „blaue Blume", die uns das blaue Wunder erschließt.

Ich hatte mir aber dennoch etwas Anderes gedacht, wiederholte der junge Mann vor sich hin. Ich meinte, das Märchen ziehe fremdartige Lebensgestalten um die Gestaltung unseres Menschenlebens her.

Ein wunderliches Princip führt zur Einseitigkeit! murrte der Professor.

Ich verstehe von dem Allen kein Wort, sagte ein hübscher Jüngling — es war der Sohn

vom Hauſe — ich denke mir aber, es iſt mit dem „Märchen“ wie mit der Liebe, die auch kein Weiſer richtig definirt; Jeder denkt ſich et was Anderes darunter. Aber, fuhr er zu mir und noch ein paar jungen Leuten gewendet fort, kommt lieber mit mir in's Vorzimmer, da ſitzt meine Schweſter Linda unter den Kindern, die heute nicht in die Geſellſchaftszimmer dürfen, und erzählt ihnen auch Märchen. Waldmar chen, Quellenmärchen — was weiß ich? Viel leicht iſt dein anderes Märchen darunter, lachte er ſeinem Freunde zu.

Wir waren im Geſpräch weiter gegangen, im erſten Salon ſaß wirklich ein junges Mäd chen unter den Kindern und erzählte.

Aber was in aller Welt iſt denn ein Quel lenmärchen? fragte ich.

Das weißt du nicht? Das weißt du nicht einmal? riefen die Kinder durcheinander. Ich will dir's ſagen. Nein, nein, ich! überſchrie

eins das andere. Drunten — nein doch! ganz hinten im Garten iſt ein kleiner, ganz kleiner Quell und mit dem kann Tante Linda reden.

Ich habe es oft angehört, verſicherte Cäcilie, die Hand auf's Herz legend. Ich auch! ich auch! die Andern. Und was er ihr erzählt, das erzählt ſie uns Alles wieder.

Ja, ſagte Edmund ſehr ernſthaft, und wenn der Quell die Geſchichte anfängt, ſo legen ſich die kleinen Veilchen auf die Erde unter die Blätter hin und hören zu, und die Grashälmchen ſpitzen die grünen Oehrchen.

Und der Schmetterling ſchlägt hinten ſeinen bunten Frack zuſammen und ſetzt ſich — ſiehſt du, ſo! und er ſetzte ſich als Schmetterling; und dann, ja dann kommt die huſchliche, fahrige Libelle, die nie ordentlich Acht gibt — und die Biene in ihren Honighöschen beeilt ſich ganz unſäglich und möchte es gar zu gern mit anhören, läßt ſich aber keine Zeit vor dem Feier-

abend; ſie iſt gar zu haushälteriſch und über treibt's ein bischen — und dann

Nun? fragte ich ſehr ergötzt weiter, was ſagt der Quell?

Oh! erſt legen ſich am Abend lange goldene Sonnenſtrahlen über den Bach hin, darauf tanzen die Mücken, bis ſie müde ſind, und erſt dann wird es ſtill, ſo ganz ſtill! Die Glühwürmchen zünden ihre Laternchen an und der Quell beginnt ſein Märchen.

Und wie iſt denn das ſchöne Märchen?

Ei, das iſt jedesmal anders, aber es gleicht ſich; denn ſiehſt du, es iſt ein Familienmärchen; da erfahren wir immer mehr und dann iſt das Hübſche — es hat gar kein Ende.

Erſt iſt da der alte, uralte Ahn im Walde, der wohnt in der hohlen Eiche und iſt älter und viel klüger als die kleinen Menſchen um ihn her. — Er iſt auch größer, ſagte Jenny.

Freilich, erwiderte Otto, aber er iſt nicht

immer ſo klug geweſen. Er hat einmal etwas ſehr Böſes gethan, er hat ſich gegen die Gnomen vergangen, die an ſeinen Wurzeln zur Außenſeite der Erde hinauf an's Licht klettern wollten.

Ja, und die Gnomen waren keine böſen Geiſter, es waren Leute von kleinem Volk und hatten es gut mit dem Grafen im Sinn, dem der Boden gehörte, auf dem die Eiche ſtand. Sie wollten ſeiner Tochter Hochzeitsgeſchenke bringen und einen kleinen Hausgeiſt bei ihr zurücklaſſen, der ſollte ihr Glück beſchirmen.

Und ihre Kinder hüten, ſagte Jenny.

Ja, aber ſie hatte noch keine; das kommt viel ſpäter.

Alſo nun konnten die Erdgeiſter den Segen nicht hinaufbringen?

Nein, und die Familie verarmte und alle Kinder des Hauſes welkten hin und kamen um, ſo daß der Name ganz ausſtarb.

Nun iſt aber ein altes Geſetz, nahm der älteſte Knabe das Wort, daß die Naturgeiſter keinem lebenden Weſen muthwillig ſchaden durfen und beſonders nicht den Menſchen. Und als nun der Graf und ſeine wunderſchöne Tochter Sismonde und alle ihre Geſchwiſter, ja ſelbſt alle ihre Kinder, dahinſtarben und vergingen, wie das Gras auf dem Felde, ward der Elfe geſtraft; er verlor die Sprache und durfte den Baum nicht mehr verlaſſen.

Zu ſeiner Qual muß er nun ſtill zuſehen, erzählte Edmund weiter, wie unter ihm ſeine lieben Menſchen — denn er liebt ſie, und beſonders alle auf dem Gute Geborenen — ſich vergehen gegen die Natur und Unrecht unter einander thun. Aber er ſitzt feſt in ſeinem Baume, er darf nicht warnen, wenigſtens nicht mit Worten. Da kommt der Jäger ganz übermuthig und ſchießt das muntere Wild; das kränkt den Elfen, er rauſcht mit den Zweigen, was er weiß

und kann. „Ein frischer Morgenwind heute!“ spricht der Jäger und hetzt den Jagdhund. Böse Buben kommen, nehmen die Nester aus, verstümmeln die armen Vögelchen — da ächzt die Eiche in den Zweigen. „Was das alte Holz knarrt!“ lachen die Knaben; „wär' bald gut für den Ofen!“ Am schlimmsten aber war die Geschichte mit dem Oberförster.

Die will ich erzählen! rief Otto. Nein, nein, die Tante! schrien und baten die Kleinen, die liebe, liebe Geschichte mit dem Oberförster!

Und die gute Tante fing an:

Es war also von dem gewaltigen Grafenstamme, dem der Boden eigen, auf welchem die alte Eiche stand, Niemand mehr übrig. Da kam ein junger Mensch aus Ungarn in das Land und verdingte sich als Lehrbursche in die Försterei, die zum Gute gehörte, das nun an eine Seitenlinie des Hauses, entfernten Vettern zugefallen war. Der alte Förster, ein eigensin-

niger, harter Mann, konnte die neue Herrſchaft nicht leiden, darum vernachläſſigte er auch Alles in ſeinem Amte, was nicht eben in's Auge fiel, und that nur das unumgänglich Nöthige. Emrich, der neue Lehrburſche, war flink, thatig, aber leichten Sinnes, und that das Nothwendige am letzten; dagegen liebte er das Schone und Wunderbare im Walde, pflegte und ſchonte die Blumen am Rain und freute ſich der jungſten Bäumchen, wenn ſie nur ſchlank und friſch waren und anmuthig ſo vom Hauch des Windes hin und her ſchwankten, wie weiße Mädchen. Darum zog er auch die Erlen, Espen und Birken allen andern vor. Auch jagen mochte er gern, ſchoß aber nur das alte, kluge Wild, gegen das er einen Kampf zu beſtehen hatte; am liebſten das wilde Schwein; die jungen Reh aber futterte er, zahmte ſie leicht und unterhielt ſich oft Stunden lang mit ihnen. Bei all' ſeinem Frohſinn war er ein Traumer, ging gern

den ganzen Tag hindurch von einem Revier zum andern, saß aber dann auch oft Stunden lang sinnend und träge am Fuße eines alten Stammes und sah in's Blaue.

Seltsam war es, daß, obschon der junge Bursch lustig und träumerisch zugleich, oft unfleißig war, doch von dem Augenblicke an, da er in den Dienst kam, der Forst zu wachsen und zu gedeihen begann, wie nie zuvor. Es hatten nie so viele Blumen zwischen Moosen und Farrenkräutern geblüht, der Rasen an den Lichtungen war nie so dicht und grün gewesen, die Bäume hatten nie so unbegreiflich schöne Kronen gehabt. Es war ordentlich, als wenn die Sonne wärmer scheine, wo er hintrat, so wunderbar gedieh Alles um ihn her. Elmrich achtete nicht darauf. Er war gewohnt, sich dem Augenblick und seiner Forderung kräftig hinzugeben, oder — zu träumen und gar nichts zu thun. Aber in seinen Träumen dachte er nicht

an den Wald. Er dachte an prächtige Feste in goldblitzenden Schlossern, an schöne Frauen und zahllose Gäste, an Pferde und glänzenden Schmuck, an Sammet und Perlen, aber nicht an die weißen schwankenden Birken, nicht an den grünen Sammet des Rasens, auf dem er lag, nicht an die Thautropfen, die den Primeln wie Perlen in den bunten Blumenöhrchen hingen.

Eines Tages, als er auch so im Gehölze lag und seinen Gedanken sich hingab, fing er an, von einem innern Unmuth getrieben, laut zu klagen. „Warum", sprach er, „bin ich ein Findling? ein Waisenkind, das nicht einmal seine Eltern kennt? Vielleicht ist mein Vater kein armer Landmann, kein Dorfbewohner, er kann reich sein und vornehm — und vielleicht weint er heiße Thränen um seinen ihm entrissenen Sohn. Als mich der Jäger in den Klauen eines Lämmergeiers hoch in den Wolken schwe

den ſah und den böſen Gaſt, da er eben niederſtieß, mit ſeiner Büchſe traf, als der Räuber mit ſeiner Beute in den Fängen unter den Hirten ſterbend niederſank, da jammerten vielleicht meine fernen Eltern um ihr verlorenes Kind — ſuchten mich und hielten mich endlich für todt — und mein Erbe ging über in andere, fremde Hand, und mein Schild ward zerbrochen — und mein Name verſchwand von der Erde. Iſt's aber nicht gerade, als lebe Alles noch heimlich in mir fort und drängte mich unaufhörlich in die Bahn zurück, die ich unbewußt verlaſſen? Ach, daß ich ein armer, armer Forſtlehrling bin!"

Indem er ſo ſprach, begann die alte Eiche über ſeinem Kopfe ganz ſeltſam zu wogen und zu rauſchen; es war faſt, als antwortete ſie ſeinen Klagen, ja es ſchien ihm ſogar, als ſenke ſie die Zweige gegen ihn. Sogleich kehrte ihm der leichte, frohe Muth zurück, und ſich auf-

richtend und in die Höhe ſchauend, rief er luſtig dem Baume zu: „Nimmſt du Theil an mir, alter Freund? Ich danke dir, daß du ſo viel Gefuhl fur ein armes Menſchenkind hegſt. Freilich, freilich iſt dein gruner Baldachin, den du ſo ſchön über mich hinwölbſt, noch ſchöner als ein ſammetner und obendrein mit echtem Sonnengold durchwirkt! Darum iſt's gar hubſch von dir, du alte Waldperrucke, daß du mir's nicht übel nimmſt, daß ich an jenen denke, ja, daß du's dennoch immer gleich gut meinſt mit mir!" Und die gute alte Eiche rauſchte und rauſchte, und rauſchte immer gewaltiger. „Curios!" dachte der Burſch: „es weht doch gar kein Wind!" Er ſah die Eiche immer feſter an, da fiel ein Zweiglein ab von ihr, daran ſaßen drei Blätter, und an der Stelle, wo das Zweiglein abgefallen war, ſchien es dem Jäger einen Augenblick, als blickten ihn ein Paar braune Augen an; wie er aber genau hinſah, waren

es Blätterſchatten. Das Zweiglein nahm er auf und ſteckte es an ſeinen Hut und ſagte lachend: „Schön Dank, alter Freund! und geb' dir Gott einen ſonnigen Tag!“ und damit ging er wieder an ſeine Arbeit.

Der Eichenbaum, oder vielmehr der Elfe in der Eiche, war ſehr bewegt und betrübt. Er hatte den Lämmergeier perſönlich gekannt, von dem der Jäger ſprach, und ein Kukuk, der bei einem Hänfling aus- und einging, welcher in ſeinen Zweigen wohnte, hatte ihm erzählt, wie der böſe Raubvogel in einem weit, weit entlegenen Dorfe ein Kind ſeiner ſchlafenden Wärterin geraubt und daß dies des letzten Grafen erſtgebornes Söhnlein geweſen. Der arme Vater kam kinderlos von einer weiten Reiſe zurück, die er in Ungarn mit ſeiner Gemahlin gemacht hatte. Im Dorfe war es verboten, viel davon zu reden, und man hoffte auf einen neuen Erben. Aber obſchon die ſchöne Gräfin Siſmonde wie-

der geſegnet ward und auch wirklich noch ein Jünkerlein gebar, ſo ſtarb doch das arme Knäbchen ſchon in den erſten Tagen nach ſeiner Geburt. Der Graf trug aber den Kummer nicht lange, er und ſeine Gattin ſtarben jung und das Lehngut kam in andere Hände. Die tückiſche Undankbarkeit des Lämmergeiers gegen den Grafen, den die gute Eiche gewiſſermaßen als deſſen Brotherrn betrachtete, hatte ſie damals tief betrübt und empört. Nun ſie aber die Strafe deſſelben, den ſchmählichen Tod des Kinderräubers vernahm, und den ſchönen Grafenſohn friſch und geſund in ihren Schatten liegen ſah, dachte ſie nur an das gegenwärtige Glück und all ihr Dichten und Trachten ging darauf aus, ihm wieder zu ſeines Herrn Vaters Grafenhut und Erbe zu verhelfen. Nebenbei hoffte ſie durch dieſe Vergutung die Sprache wieder zu erhalten und ſich nicht mehr ärgern zu müſſen, wenn die Gräſer und Blättchen, die ihr

zu Füßen wuchsen, sich so heimlich flüsternd lange Geschichten erzählten, so leise, leise, daß es nicht einmal das nächste Veilchen hörte.

Hätte der Elfe nur die Eiche verlassen dürfen, so hätte er seinen Zweck, sich mit dem schlanken Jäger zu verständigen, auch wortlos erreichen können; aber so konnte er ja nicht einmal seine Töchter besuchen, die ringsum in schönen Birken, Erlen und Espen wohnten, und mußte seine Botschaften durch die kleine Finkenpost an sie gelangen lassen.

Unter diesen ernsten Betrachtungen war es Abend geworden und die Nacht nahm Alles in ihren dunkeln Mantel. Da kamen drei versprengte Irrlichter durch den Wald getänzelt, die eine Herberge suchten. Es war leider liederliches Volk, das im Lande herumzog und ordentliche verständige Leute, wenn sie Nachts vom Biere kamen, in den Sumpf lockte, weil Jeder eins von ihnen für des Gevatters Laterne hielt. Sie tra-

ten vor die Eiche hin, machten ihre Reverenz und nahmen oben die Flammenſpitze ab, die ſie eine artige Weile in der Luft herumflattern ließen, ehe ſie ſie wieder aufſetzten: das ſollte aber höflich ſein; alsdann baten ſie die Eiche um Nachtquartier.

Obgleich nun die Eiche nicht mehr auf unſere Menſchenweiſe reden durfte, ſo hatte ſie doch eine gewiſſe Art, ſich den Naturgeiſtern, zu denen auch die drei Irrlichter gehörten, verſtändlich zu machen. Sie geſtattete ihnen, ihr zur Seite an ihrem Fuße zu verweilen und gab ihnen die gehörige Stärkung, die ſie ganz hell und friſch aufleuchten machte; ſie erzählte ihnen endlich auch des jungen Elmrichs trauriges Geſchick und ſchenkte ihnen die Zeche mit der Bedingung: daß ſie ihrerſeits Alles verſuchen ſollten, dem jungen Grafen begreiflich zu machen, wer er ſei. „Es iſt traurig", dachte die Eiche, „daß ich mich des guten Zweckes wegen mit

all dem Lumpengeſindel einlaſſen muß; mit dem Kukuk, der auch kein ſicherer Mann iſt, werde ich ebenfalls noch reden müſſen, indeſſen — ich muß denken, ich gehörte zum Elfenfrauen-Verein!“

Elmrich dachte gar nicht mehr an ſeine geſtrige Betrübniß; er hatte des Förſters hübſche Tochter gern und das Waldröſel, ſo wurde ſie genannt, ſchien dem netten Burſchen auch nicht gram zu ſein. Wie er ſie aber einmal gefragt hatte, ob ſie ihn wol leiden könnte, hatte ſie erwidert: als Jäger ſei er ihr ſchon recht; aber ſie ſei noch viel zu jung, um an etwas Ernſthaftes zu denken, und dächte lieber an bunte Bänder, als an einen grünen Schatz. Der Vater aber ſei nun gerade von der finſterſten Sorte und ihm werde gleich Alles zu bunt: darum wollten ſie lieber gar nicht mehr mit einander reden, denn der Vater habe eine ſchwere Hand! Wenn ſie aber einander begegneten, ſo küßte

Elmrich eine Roſenknoſpe, die er immer im Knopfloche trug, das Waldröſel aber lachte; es wußte wohl, daß dies ſo viel heiße, als: ich möchte dir ſelbſt einen Kuß geben. Das Röſel nahm dann wol einen grünen Zweig und ſteckte ihn in's Haar und das hieß ſo viel als: „wenn ich deine Braut bin!“

Wenige Tage, nachdem der arme Elmrich unter der Eiche ſo bitterlich geklagt hatte, war im nahgelegenen Städtchen die Kirchweihe. Da nun eine Art Jahrmarkt damit verbunden war, ließ es dem guten Jungen keine Ruhe, die Batzen brannten ihm ordentlich in der Taſche und ehe er ſich's verſah, war er heimlich auf und davon, um dem Röſel die ſchönſten bunten Bänder zu kaufen. „Sie wird ſchon dabei auch an mich denken“, meinte er. Hilf Himmel, wie kam Alles anders, als er gedacht!

Der alte verdrießliche Förſter, der nur immer das in's Auge Fallende that, hatte ſeit ge

raumer Zeit Wilddiebe im Forſte bemerkt, ohne den Entſchluß zu faſſen, dem Unfug, den ſie trieben, ernſtliche Maßregeln entgegen zu ſetzen. Dadurch waren die Spitzbuben ſo keck geworden, daß ſie ſich bis in die Nähe des Forſthauſes zu einem Wetterdächlein hinwagten, unter welchem, in der harten Winterszeit, das Wild gefüttert wurde, um es vor dem Verhungern zu ſchirmen, und an deſſen Eingang eine Glocke hing, um es zu dieſem Behuf zuſammenzuläuten. Da nun eben in dieſer Nacht heller Mondſchein war, ſo daß man die Sechzehnender deutlich unterſcheiden konnte und die Wilddiebe alle Jäger, auch die Bauern umher, auf der Kirchweihe wußten, Elmrich aber, der als Jüngſter zu Haus bleiben ſollte, ſich bei ſeinem Handel verſpätet hatte, ſo beſchloſſen ſie, das Wild zuſammenzuläuten und meinten, die alte Gewöhnung werde gewiß eins oder das andere vertreiben, obſchon der Aeſung jetzt die Hülle und Fulle war. Es

geſchah, wie ſie's erwarteten; bei dem Klange der Glocke nahte ein Rehbock und ſchritt ſtolz auf den Futterkaſten zu. Die Schelme ließen ihn ruhig ziehen, denn ſie hofften auf noch beſſere Beute. Jetzt hörten ſie ein Kniſtern und Brechen der Zweiglein im dichten Buſch, als wie wenn der Edelhirſch naht mit ſeinem Rudel; ſie drängten ſich an die Hinterpfoſten des Dächleins und legten an.

„Hab' ich euch, Burſche?" tönte es donnernd hinter denſelben, und mitten unter ihnen ſtand der greiſe Förſter, faßte ſogleich den Erſten Beſten, warf ihn zu Boden und ſpannte den Hahn ſeiner Büchſe. Der Alte hatte eine böſe Nacht gehabt und eben das Fenſter geöffnet, um friſche Luft zu athmen, als plötzlich leiſe ein Luftzug den Ton des Futterglöckleins an ſein geübtes Ohr trug. Er lauſchte — es wiederholte ſich, und da er ſchon halb angekleidet war, ſtand er nach wenigen Augenblicken

vor den Schelmen, als eben der Hirſch, von der Kugel des Einen getroffen, zuſammenſtürzte.

Der Förſter war allein, der Diebe waren drei; das hatte der unerſchrockene Mann nicht bedacht und jetzt riß ihn der Zorn über alle Überlegung fort; er faßte den zuerſt Ergriffenen, riß ihn vor ſich hin, ſetzte ihm den Fuß auf die Bruſt und drohte den Andern, auf ſie zu ſchießen, wenn ſie ſich nicht ergäben. Die Wilddiebe hatten nur eine Flinte, deren Schuß eben den Hirſch erlegt hatte; die wilden Burſche erſchraken und ergriffen die Flucht, worauf der Förſter ſeinem zitternden und zähneklappernden Gefangenen aufzuſtehen und vor ihm herzugehen befahl, während er die geſpannte Büchſe auf ihn gerichtet hielt. Unglücklicherweiſe vergaß er ſich dabei zu wilden Drohungen: nun werde Alles anders kommen und dem ganzen Raubgeſindel ſolle mit einem Male der Garaus gemacht werden; man werde ihn ſchon zwingen,

die Schlupfwinkel ſeiner Genoſſen zu entdecken, und ſo fort.

Die beiden andern Spitzbuben, die vorher geflohen, hatten ſich nur wenige Schritte entfernt; ſie bemerkten, daß der Förſter allein blieb, keiner ſeiner Burſche ihm folgte, und brachen, von ſeinen Reden auf's Äußerſte getrieben, aus dem Verſteck hervor — ſie ſchoſſen auf den Förſter. Zum Unglück hatte er Geräuſch gehört, blickte um — die Kugel ging durch's Herz; der alte Mann ſank zuſammen.

In dieſem Augenblick kam Elmrich; er gewahrte noch die Schelme auf der Flucht, wie ſie mit dem Wilde zwiſchen den Bäumen verſchwanden — näherte ſich, in der Hoffnung, eine Spur der Thäter zu entdecken, und fand den eben verſchiedenen Förſter. Todtlich erſchrokken, verſuchte er alles in ſeinen Kräften Stehende, ihn zu erwecken, rief ſo laut er konnte um Hülfe — umſonſt!

Allmälig war es Dämmerung geworden, der Tag begann die Wipfel zu färben — da kamen die übrigen von der Kirchweihe heimkehrenden Burſche des Weges. Elmrich hörte ſie und rief ihnen. Aber ach! anſtatt ſeinen Worten zu glauben, hielten ſie in halbem Rauſch ihn ſelbſt für den Mörder des Erſchoſſenen und führten ihn der Dorfobrigkeit zu. Hier ward er vorläufig vernommen und bis auf Weiteres in ein Unterzimmer des Schloſſes in eine Art Rumpelkammer geſteckt, denn zu zwei ganz gemeinen Dieben, die im eigentlichen Gefängniß ſaßen, wollte man ihn nicht ſperren, bis er förmlich verhört worden ſei, was erſt am folgenden Tage geſchehen konnte, da der anbrechende ein Feiertag war.

Da lag nun der arme Schelm in einer ſchlechten Stube voll wunderlichen Gerumpels; da der Feſtigkeit der Thure nicht recht zu trauen, waren ihm die Arme rückwärts mit einem derben

Strick zuſammengebunden. Der Tag war draußen ſo ſonnenhell und luſtig — er aber ſaß betrübt, allein und elend, auf der harten Ofenbank und blickte ſehnſuchtig durch das vergitterte Fenſter in den friſchen, frohen Wald. Sein Muth war ſehr geſunken und er ſann über die Möglichkeit, ſeine Unſchuld zu beweiſen, als er die deutlichen Worte: „Trau' auf Gott! Trau' auf Gott!" dicht neben ſich vernahm. Es war eine fromme Wachtel, die durch eine zerbrochene Scheibe zu ihm niederſah. Er blickte ſie freundlich dankend an und dachte: Gutes Thier, habe manchen deiner nächſten Verwandten mit meiner Vogelflinte niedergeſchoſſen — ſoll aber nicht wieder geſchehen; will deines troſtreichen Spruchleins gedenken! Und ſomit ſtreckte er ſich auf die Ofenbank, um ein Stündchen zu ſchlafen.

Indem er ſich umwandte, fiel ſein Blick auf die drei Eichenblätter, die ihm kürzlich die alte Eiche geſchenkt und die noch an ſeinem Hute

ſteckten, der neben ihm lag. Er betrachtete ſie genau; auf dem einen ſaß ein Gallapfel. Ach, dachte er, ſo ſchmauſen wol Fremde irgendwo auf meinem Eigenthum und bauen Hütten, ich aber kann es nicht! — Auf dem zweiten Blatt war ein ſeltſam geformter gelber Fleck. Sieh, dachte er, gerade ſo einen gelben Fleck habe ich am linken Oberarme! Das dritte Blatt war friſch und grün; es ſaß ein Marienkäferchen darauf: Bringe mir Glück! ſeufzte er, und bitt' für mich bei unſrer lieben Frauen. Und damit ſchlief er ein.

Als er erwachte, lagen die dicken Stricke, mit denen er gebunden geweſen, neben ihm auf der Erde — ein Mäuschen hatte ſie zerfreſſen! Fröhlich ſprang er auf und trat an's Fenſter, von dem aus die duftende laue Luft ihm entgegenſtrömte — da bog ſich ein Roſenzweig durch's Fenſter herein, an dem ſaß oben ein Roſenkönig, ſo recht ausgebildet wie ein Reichsapfel,

und daneben ein blühendes Röschen. Schön recht! dachte der Jäger, wär' ich ein König oder auch nur ein regierender Graf, ich wollte bald mein Röschen freien und es zur Roſenkönigin machen! Aber ſo — „Kukuk!" rief's neben ihm. Kukuk! antwortete er, ja, mein guter Vogel, ich habe eben nicht viel zu kuken!

Kukuk! antwortete der Vogel.

Wohin denn, mein kluger Schatz? ſprach der Jäger. Da kam eine Elſter in's Zimmer geflogen, zwiſchen die Eiſenſtäbe hindurch, und flog in eine Ecke auf einen alten Schrein, der dort ſtand. Kukuk! rief's weiter.

Die Elſter kannte er, ſie war zahm und der Förſter hatte ſie täglich gefuttert. Armes Thier, rief Elmrich bewegt, auch du haſt deinen Herrn verloren!

Die Elſter ſtocherte mit dem langen Schnabel am Schranke herum und zog endlich mit

vieler Mühe ein Papier durch eine Ritze desſelben hervor. Kukuk! ſagte der Vogel im Fenſter.

Wahrhaftig, dachte der Jäger, ihr guten Thiere behandelt mich als euren Verwandten und wir ſind's auch vom Walde her. Ihr erleichtert mir wunderbar meine Einſamkeit und Gefangenſchaft! Habt Dank! Und damit buckte er ſich und nahm das Papier vom Boden auf, das die Elſter hervorgekratzt hatte.

O! ſagte er, das iſt ja auch ein Baum, aber ein gemalter! Schade, daß ich ihn nicht recht ſehen kann, es iſt dunkel geworden und morgen früh um drei holen ſie mich ab und führen mich in's Stadtgericht — und mein armes Mädel hat nicht einmal die bunten Bänder, die ich für ſie gekauft habe und die noch in meiner Taſche ſtecken, ſondern lauter Kummer und Herzeleid.

Indeſſen ſchimmerte ein Licht durch die Fenſterſcheiben. Wer kommt? fragte der Jäger.

Da ſtanden drei leuchtende Irrlichter ſteif ſtill neben einander, als wollten ſie ihm leuchten und der Vogel Kukuk ſchrie ſich faſt den Hals ab.

Soll ich das leſen? lachte Elmrich. „Leſen, leſen, leſen!“ hallte es durch den ganzen Wald.

Ich glaube, ich traume, dachte der Jägerburſch; — indeſſen trat er doch an's Fenſter und betrachtete das Papier. Es war eine Copie des oben im Saale befindlichen gräflichen Stammbaums. Er folgte aufmerkſam von Geſchl[illegible] zu Geſchlecht, von Ahn zu Enkel und begriff ſelbſt nicht, warum ihn die alten Namen ſo zauberhaft anzogen; die drei Irrlichter leuchteten dazu. Als ſie aber allmälig etwas ſchwach und mude wurden, weil das Stillſtehen ganz gegen ihre Natur iſt, ſchickte der Eichenelf eine zahlloſe Menge Glühwurmchen und Johanniskäferlein, die ſetzten ſich in dichten Reihen

auf die Stäbe des Gitters am Fenster und bildeten eine prächtige Girandele.

Die fernen Bauern aber, die aus der Schenke kamen und das seltsame Leuchten sahen, bekreuzten sich und sprachen still ein Paternoster; denn sie hielten es für ein Anzeichen, daß etwas Großes im Werke sei.

Heilige Mutter Gottes! sagte Elmrich — so ist's denn wahr? Hier steht's ja am Rande geschrieben, daß das älteste Kind des Grafen auf einer Reise in Ungarn von einem Geier entführt worden — und ich bin's! Und bin Graf und Erbe all dieser Ländereien, und hier auf meinem Arme ist der Fleck, an dem man den Verlorenen erkennen soll — gerade wie auf dem Eichenblatt! Und ich sitze hier gefangen auf meinem eignen Schlosse! Indem brach der Morgen an und die Gerichtsdiener traten ein, ihn abzuholen.

Als Elmrich herausschritt, flogen Elster und

Kukuk mit, um als Zeugen gleich bei der Hand zu sein. Das Gericht erkannte seine Unschuld leicht; denn es war im Walde an den weit durch Busch und Strauch hindurchgehenden Schweißspuren des Hirsches und an alle den geknickten Zweigen und Blattern, auch an den vielen Fußstapfen zu sehen, daß außer unserm Jagerburschen noch mehrere Personen beim Tode des Oberförsters gegenwärtig gewesen. Auch daß sie den Hirsch mit fortgeschleppt und ihn also geschossen hatten, ließ sich beweisen. Ferner hatte man bei seiner Verhaftung keine Flinte bei Elmrich gefunden, und die tödtliche Kugel paßte nicht in sein ungarisches Gewehr.

So ward er denn des Verdachts los und ledig gesprochen; worauf er verlas, den versammelten Gerichtspersonen dankte und sie bat, ihnen etwas vortragen zu dürfen. Hierauf erzählte er seine seltsame Geschichte, zeigte ihnen den Stammbaum, den Flecken auf seinem Ohr

arme, die Elster und den Kukuk und bat sie, die Sache zu untersuchen. Da war nun des Fragens, Verwunderns und Vergewisserns gar kein Ende, und erst spät Abends wurde der junge Graf in sein Zimmer zurückgeführt, wo er auf sein Ersuchen in strengem Gewahrsam bleiben sollte, bis nach Ungarn geschrieben und die Bewahrheitung Dessen, was er ausgesagt, angekommen sei. Eine Menge Volks geleitete ihn zurück, Elster und Kukuk flogen über seinem Kopfe wieder mit, und den ganzen Weg über leuchteten drei Irrlichter vor. Röfel stand an der Thüre, sprang auf ihn zu, fiel ihm von selbst um den Hals und rief schluchzend: „Ich wußte wohl, daß du kein Mörder bist!" Kukuk! Kukuk! sagte der kluge Vogel.

Man will behaupten, daß während seiner freiwilligen Gefangenschaft der Gefangene manchmal doch nicht ganz allein gewesen und das Waldröfel Mittel und Wege gefunden habe, sie

ihm zu erleichtern. Auch hat man sie damals oft mit bunten Bändern spielen und tändeln sehen, obschon sie sie jetzt nicht tragen mochte, des Vaters wegen.

Endlich kam die ersehnte Kunde aus Ungarn. Die Ortsobrigkeit des kleinen Fleckens, bei welchem das Unglück geschehen, sandte alle nöthigen Nachweisungen, einen ganzen großen Wagen voll Documente über des Geiers Kinderraub, des jungen Erbgrafens Verschwinden und über die Merkmale, an welchen man das entführte Knäblein erkennen solle, wenn es jemals sich wiederfände. Denn nach den ersten Augenblicken des Schmerzes hatte der verstorbene Graf alle nöthigen Schritte gethan, um selbst nach seinem Ableben dem geliebten Söhnlein die Erbfolge in seiner großen Herrschaft zu sichern und alles Das gehörig verbrieft und besiegelt.

Die Dorfgemeinde war es herzlich zufrieden, den freundlichen jungen Herrn anzuerkennen

die Vettern aber, die wie die Galläpfel auf dem fetten Gutsboden saßen, wollten nicht weichen noch wanken, sondern verlangten beständig, daß man ihnen alles Mögliche und Unmögliche beschwöre.

Die Sache zog sich lange hin; als aber der ganze Wald zu trauern begann, junge Bäume vom Wilde geknickt, alte vom Sturm gebrochen wie Spreu hinsanken, als das Gras von der brennenden Hitze welkte und dann der Bach das Heu überschwemmte, als Verdruß auf Verdruß sich häufte, ja sogar die Waldvöglein nicht mehr sangen und in eine andere Gegend flogen — da gaben endlich die bösen Vettern nach und nahmen vom jungen Grafen eine schöne Entschädigungssumme an, mit der sie abzogen.

So ward denn das Grafenkind in all' seine alten Rechte wieder eingesetzt und bei der Feierlichkeit der Huldigung seiner Unterthanen erklärte Elmrich, daß er das hubsche Waldröslein zu sei-

ner Gemahlin erwählt habe, das Schloß auf bauen und darin wohnen, den naheliegenden Theil des Waldes aber, auf dem die Eiche stand, zu einem Park umschaffen wolle, in welchem kein Thier weder gejagt, gefangen, noch geschossen werden solle; dagegen sollten alle Blumen und Bäume auf's Sorgfaltigste gepflegt werden.

Am Abend vor seinem Trauungstage führte Elmrich das Waldröschel vor die alte Eiche, erzählte nochmals die ganze seltsame Geschichte und Beide dankten ihr gemeinschaftlich für den ihnen gewahrten Schutz. Auf den Zweigen des alten Baumes saßen Elster und Kukuk und jubelten laut. Da öffnete sich plötzlich die alte versunkene Erdgrube zu den Füßen des Stammes, gerade an der Stelle, auf welcher die drei Irrlichter die Nacht zugebracht, und hervor stieg ein langer, langer Zug wenige Zoll hoher Bergknappen mit Schürzel, Hammer, Schlagel und Grubenlicht versehen, ihm folgten unzählig

kleine barocke Gestalten, allen Ständen angehörend und im herrlichsten Putz, die trugen kleine Blumenkränze, nicht grösser als ein Achtgroschenstück; Andere hatten winzige Beutel mit Gold, noch Andere rothsammetne Kissen, die ihnen sehr schwer wurden, und auf jedem lag ein Edelstein zum Schmuck der schönen Braut. Es folgten kleine Musikanten, die alle möglichen Instrumente spielten und mit ganz feinen Stimmchen sangen; dann kam eine Schar weißgekleideter fingerlanger Mädchen, die trugen alle an der Krone der Braut, und hätt's der Anstand nicht verboten, manches hätte schwer geächzt unter der Last.

Die Sonne stand schon tief, als der kleine Zug aus dem Schacht und um den Baum herumgezogen war; und obgleich die Bergknappen mit ihren Fackeln einen Kreis bildeten, mußten es die Zwerge doch noch nicht hell genug finden, denn auf ihren Wink strömten wol an

tauſend Irrlichter aus allen Ecken und Enden des Waldes hervor und fuhrten ein Ballet auf, das in einer Lichtpyramide endigte. Der Sprecher des kleinen Volks hielt eine lange Rede an das Brautpaar und ubergab dem Waldröſel die köſtlichſten Geſchenke, mit denen es ſich an ſeinem Ehrentage ſchmucken ſollte. Hierauf trat der kleine Bergmann unter die Eiche, dankte auch ihr fur die durch ihre Wurzeln hin erlaubte Fahrt und ſprach zum Schluß über den Wald und die Aue, den Mann und die Frau, und Alles im Wachſen oder im Werden, den mächtigen Segen des Geiſtes der Erden, der allem Lebendigen Gedeihen gibt. Die Eiche aber fing an zu tönen, und ihre Klänge waren wie die eines überirdiſchen Geſanges; dann verhallten ſie leiſe und immer leiſer, indem zugleich auch nach und nach Fackeln, Zwerge und Irrlichter verſchwanden.

Als ſich der junge Graf beſann und zum

deutlichen Selbſtbewußtſein kam, ſtand er mit ſeiner holden Braut im Erkerzimmer des Schloſſes, aber vor ihnen lagen Geld und Juwelen, die Krone und der herrlichſte Brautſchmuck, den je eine Gräfin getragen.

Und ſie lebten lange und glücklich, die Eiche aber überlebte ſie Alle!

Das Hausmärchen.

Es war einmal ein altes Haus, darin lebten drei alte Jungfern. Sie hatten ein kleines Auskommen, das sie durch Spitzenklöppeln und feines Nähen zu vermehren suchten. Es gelang ihnen auch nach Wunsch, denn Sonntags siedete das Huhn im blanken Kupfertopfe und an hohen Festen wurde Kuchen gebacken und ein großer glänzendbrauner Kalbsbraten empfing ihren Bruder, den Vicarius zu Großbergdau, wenn er nach der Messe in die Stadt kam, um die drei Schwestern zu besuchen und sich einen guten Tag zu machen. Der Vicarius war ein kleines, trockenes, verhutzeltes Männchen, dem der gute Tag mein Tage zu nichts half; er hatte blaßblaue Augen, die er jedesmal zum

Himmel aufſchlug, wenn von Glück die Rede war, und dabei ſeufzte er ſo ganz erbärmlich tief, daß die alten Jungfern mäuſeſtill wurden und ſogar die Katze gleich aufhörte zu ſpinnen.

Eines Abends ſaßen die drei guten Weiberchen in ſpäter Dämmerung beiſammen und erzählten ſich allerlei von guten und böſen Zeiten. Der Bruder Vicarius war eben mit ſeinem Blendlaternchen davon und nach ſeinem ziemlich entlegenen Kirchſpiele zurückgegangen. Er hatte heute wieder einmal ſo ſchwer geſeufzt, daß der Haushund zu heulen angefangen und es einen Stein in der Erde hätte erbarmen müſſen, geſchweige drei alte gute Jungferchen.

„Ach!“ ſagte Pinchen, die älteſte der drei Schweſtern, „ich wollte doch, Bruder Vicarius hätte ſich verändert und die ſchwarze Bärbel zur Frau bekommen, anſtatt daß er geiſtlicher Herr geworden iſt! Er hat ſich immer noch nicht zufrieden gegeben. Haſt du ihn heute

Abend ſeufzen gehört, Anne Marie? Es läßt ihm wieder keine Ruh'."

„Ja, ja!" erwiderte die gutmuthige kleine Schweſter — es war die jungſte und friſcheſte unter den Geſchwiſtern — indem ſie, ſo gut es ihre etwas kurzen Beinchen geſtatteten, das dunkelnde Gemach aufräumte, der Katze die Bratenreſte reichte und das Feuer, das zu erlöſchen drohte, zur hellen Flamme anſchurte, „ja, ja! es drückt ihn immer noch und iſt doch jetzt ſo ein ſechszehn Jahr' Gras darüber gewachſen. Es ware mir auch recht geweſen, obſchon es wiederum ein Gluck iſt, daß wir nun einen geweihten Furbitter haben auf Erden zu unſerer lieben Frauen im Himmel, die uns und unſere Sunde vertreten mag!" Und damit ſetzte ſich die gute Alte, ganz abgemudet, auf ein niederes Stublchen am Kamin; denn damals gab es noch keine kleinen Ofen, wie heut zu

Tage, und die haushohen Kachelöfen fand man nur in Herbergen oder öffentlichen Gebäuden.

„Jesus Maria Joseph!“ fuhr die mittlere Schwester, eine hagere, lange Kantippengestalt, dazwischen, „ihr hättet wol gern die faule Strunze, die böse Ilse, Niemand will sie, die Bärbel, hier als Schwägerin im Hause! An Nichts glaubt sie, arbeiten mag sie nicht, aber commandiren thut sie den lieben langen Tag — Anne Marie! so schlage doch Licht an, es ist ja ganz schummerlich! Das Feuer raucht auch wieder! Du kannst doch gar nichts ordentlich machen und alle Minuten hat man bei dir das Nachsehen! Ja, die schwarze Bärbel, hubsch war sie, das muß wahr sein, aber keine Christin!“

„Ob es nur wahr ist,“ fragte Pinchen, „sie soll von Apolda weggezogen sein, weil der Landreiter gestorben ist. Gelt, er war auch der neuen Lehre, die Gott uns fern halte, zugethan?

Habt Ihr neulich wol mit angehört, was der Pater Remigius erzählte? An Geister glauben sie da drinnen im Weimarischen, nicht so an Gespenster, arme Seelen, die umgehen, bis sie ins Fegfeuer kommen, sondern — —"

„Was du für dummes Zeug schwatzest, Kind!" murmelte Agathe. „Alle Seelen müssen ins Fegfeuer. Bist du heute in der Seelenmesse gewesen für den Handschuhmacher Jobst? Morgen muß die Anne Marie hingehen!"

„Ja wol, Gott sei seiner armen Seele gnädig! Aber alle Seelen bleiben doch nicht im Fegfeuer, bis sie zu unserm Herrn ins Paradies kommen. Weißt du es nicht mehr, Agathe, wie der Brauer, der seinen Gesellen erschlagen und ins Gebräu geworfen hatte, wie der sieben Nächte über den Kirchhof, die Magdalenengasse hinauf, mit dem Braukessel auf dem Kopfe — oder nein, statt des Kopfes auf den Schultern — —"

„Unſinn!“ eiferte Agathe. „Alle Seelen kommen ins Fegfeuer und übrigens glauben die da drinnen auch an Kobolde und Hausgeiſter — Naturgeiſter nannte es der Pater Remigius.“

„Höre 'mal“, flüſterte die kleine Dicke, „iſt's denn auch ganz gewiß nichts damit, Pine? Ich bitte dich, Kind, ſchlag Licht an! Sieh nur den Schrein da in der Ecke, er ſieht aus wie ein alter grauer Mann, der ſich duckt. Es läuft mir immer kalt den Rücken hinab, wenn ich ſo 'was höre von Kobolden. Hat dich der Alp ſchon 'mal gedrückt, Pine? Herr Jeſus, was guckt denn über den Tellerſimms?“

„Narretbei und kein Ende!“ brummte Agathe, „es iſt meine alte Haube, ich habe ſie über den Eſſigkrug gehängt!“

„Aber“, fragte immer noch etwas verſchüchtert Schweſter Pine, „glaubſt du denn nicht an den böſen Blick und an Hexen? Und dann gibt es noch all die greulichen Geſchichten vom

Gott ſei bei uns, der ſich in eine ſchöne Bub lerin verwandelt —"

„Ja, Das iſt etwas ganz Anderes", verſicherte Jene, „Das muß jeder rechtgläubige Chriſt zugeſtehen, daß Satans Macht in den verſchiedenſten Geſtalten dem armen Menſchen nachzuſtellen die Kraft hat. Ich habe ſchon hundert Mal bei mir ſelbſt gedacht, ob die ſchwarze Bärbel dem Bruder Vicarius nicht ſo irgend etwas beigebracht hat, daß er ſo entſetzlich feſt an ihr halten muſste? So eine Art Tränkchen —"

„Um Gottes willen, Schweſter! ich bitte dich, ſieh! da in der Ecke, da wirbelt und ſchwirbelt 'was, ſo niedrig an der Erde hin. Seht ihr nichts?"

„Was die Dirne Einem das Leben ſauer macht! Was, in aller Heil'gen Namen, ſoll ich denn ſehen? Ich ſehe deinen Spinnrocken, den du angelehnt haſt, und des Bruders graugrune Pantoffeln, die er vergeſſen hat. Hui! der wird

ſich ärgern! Das Wetter iſt ſo rauh genug und der Regen ſchlägt ſchon ſeit einer Viertelſtunde ans Fenſter.“

„Ich halt's nicht aus!“ rief aufſpringend die Anne Marie. „Ihr mögt ſagen, was ihr wollt, es bewegt und regt ſich dort in der Ecke. Ihr glaubt nicht daran, aber es iſt noch außer uns etwas Lebendes im Hauſe. Ach du mein Heiland! wenn es nur kein armer verdammter Geiſt iſt, wenn es doch lieber ſo einer wäre vom ſtillen Volke, von dem die Chriſtel ſprach, ſo ein Hütchen oder Gütchen, ſo ein Naturgeiſt, von denen der Pater erzählte.“

„Willſt du ſchweigen?“ fuhren Agathe und Pine die Erſchrockene an. „Du rufſt uns das Übel noch ins Haus mit deinem Geſchwätz. Satan kann jede Form annehmen und durch dein leichtſinniges Reden lockſt du ihn, dich zu verſuchen.“

In dem Augenblicke ſchlug die Veſperglocke

an; die drei Schweſtern verſtummten, nahmen ſtill jede ihr Gebetbüchlein und ihren Roſenkranz und begannen leiſe das Ave Maria zu flüſtern. Sie waren aber nicht weit vorgeſchritten im andächtigen Werke, als drei deutliche Schläge an die Hausthür Jemanden meldeten, der Einlaß begehrte.

Nachdem die Schweſtern eine Weile überlegt, wer es wol ſein könne, zu ſo unpaſſender Stunde, bei ſolchem Wetter, und ob es überhaupt rathſam ſei, zu öffnen, überwog die Neugier und die jüngſte und älteſte trippelten hinunter, um aufzuſchließen, Agathe aber folgte bis zum Treppenſims, von dem aus ſie die Lampe hinabhielt, um den Schweſtern zu leuchten.

Als die Thür geöffnet war, trat ein etwa vierzehnjähriges feines Dirnchen ein, das ein Paar pechſchwarze Augen zu Schweſter Agathe aufſchlug und einen Knicks machte. Ehe ſie aber noch die rothen Lippen zur Anrede zu öff-

nen vermochte, hatten Anne Marie und Pinchen zugleich ausgerufen: „Bärbel, Bärbel! wie ſie leibt und lebt!“

„Ach nein!“ ſagte nun die Kleine, indem ihr plötzlich die dunkeln Augen tief unter Waſſer ſtanden, „ach nein, ſie lebt leider gar nicht mehr und ich bin nur ihre Tochter. Am Mittwoch, früh halb neun Uhr, haben wir ſie begraben. Und weil ſie mir ſo oft von ihrer Jugend und ihren Jungfer Baſen und dem Herrn Vetter Vicarius erzählt hat — und weil ich ſo ganz mutterſeelenallein bin auf der Welt“ — hier ging ihr die Stimme in zitterndes Schluchzen über — „ſo bin ich hergekommen, um die Jungfer Baſen zu bitten, daß ſie ſich meiner annehmen und mir rathen, was ich anfangen ſoll.“ Und damit machte ſie wieder einen kleinen Knicks.

Schon während ihrer erſten Worte war Agathe mit der Lampe die Treppe herabgekom-

men und ſtand jetzt, das zierliche Mädchenantlitz ſcharf beleuchtend, vor der Sprechenden. Mit dem magern Arm die Meſſinglampe hoch emporhaltend, ſah ſie wunderlich genug aus, und ihre tiefgewordenen harten Züge bildeten einen herben Contraſt zu der Anmuth des armen Kindes, dem das Wort auf den Lippen erſtarb. Ein ſehr genaues Examen, das ſie ſogleich über daſſelbe ergehen ließ, brachte indeß keine weitere Auskunft. Schön Bäschen wußte ſelbſt nicht recht, was eigentlich ſie hergetrieben; am meiſten war es wol die Angſt vor den vielen ſeit den Altſtädter Unruhen ſich noch umhertreibenden Aufrührern und Malcontenten.

Nach des Vaters Tode, der als Lanzknecht in Mainz im kurfürſtlichen Regiment geſtanden, waren Mutter und Tochter von Dorf zu Dorf endlich nach Apolda gezogen, wo ihm eine Muhme lebte, auf deren Erbſchaft und Beiſtand er ſie hoffend zu vertröſten pflegte, wenn es ih-

nen ſchlecht ging. Kaum aber hatten ſie einige Monde daſelbſt zugebracht, ſo rührte die Baſe der Schlag: ſie blieb todt auf dem Flecke, ohne ein Teſtament gemacht zu haben. Mutter und Tochter lebten von da an kümmerlich von ihrer Hände Arbeit, bis Erſtere erkrankte und nach wenigen Wochen auch ſtarb.

Die durch ſtets erneute Religionskämpfe erzeugten Unruhen, die Drangſale, der ein ganz einſames Mädchen während derſelben ausgeſetzt war, rechtfertigten den Verſuch des armen Kindes, die einzigen ihr noch übriggebliebenen Verwandten aufzuſuchen. Daß hierbei die Form ihres nach des Vaters Tode allmälig der neuen Lehre ſich zuneigenden Chriſtenthums irgend Einfluß haben könnte, fiel ihr gar nicht ein; waren es ja doch Blutsfreunde, zu denen ſie zog.

Und dann hatte Marianne einen ſo fröhlichen Muth! Die Sonne ſchien ihr immer ins Herz. Sie kam ſich wie eine Weitgereiſte vor,

denn ſie kannte Weimar und Arolda! ja, ſie hätte nur fünf Jahre früher geboren zu werden gebraucht, um gar das Licht der Welt zuerſt in Mainz zu erblicken, wo der Vater in Dienſten des Kurfürſten ſtand, als er die Mutter ehelichte. Darum hatte das Soldatenkind auch des Vaters Keckheit und Wanderluſt geerbt; ſo reiſte ſie denn in Gottes Namen friſchweg zu den alten Geſchwiſtern nach Erfurt, ohne erſt deshalb bei ihnen anzufragen; ſie meinte, dort müſſe Alles gut werden, wenn ſie auch nicht eigentlich ſagen könne wie. Als aber Schweſter Agathe mit der Meſſinglampe ſo dicht vor ihr ſtand und ihr ſo ſcharf ins Geſicht leuchtete, hätte ſie faſt lieber geweint, wenn ſich's nur geſchickt hätte in Gegenwart der Jungfer Baſen! Ein Glück war es, daß dieſe ſie ausfragten; ſie hätte ja wahrhaftig ſonſt gar nichts zu ſagen gewußt.

Über all dem Erzählen und Plaudern war

die Nacht weit vorgerückt; das Mädchen ward bei Schweſter Pinchen untergebracht und es wurde ſtill im alten Hauſe.

Nur der Anne Marie, die zu Ehren einer Großtante mit dem neuen Ankömmling dieſelben Namen führte, kam es heute minder ſtill vor, als ſonſt. Sie hätte gern geſchlafen, denn am nächſten Morgen fing ihre Wirthſchaftswoche an, aber ſie hörte ſich's draußen fortbewegen. Das war das Holz am Herd — es klang wie leiſes Spalten deſſelben. Ich hab's vergeſſen, dachte Anne Marie — jetzt hebt's den Waſſereimer — nun klingt's gerade wie Schlöſſerputzen — oder es reibt auf dem Eichenſchranke herum — jetzt iſt's am gewundenen Fuß der Truhe!

Sie ſtand leiſe auf und wagte es, durch's Schlüſſelloch zu blinzeln, ſah aber nichts als einen matten Lichtſtreifen und huſchte ängſtlich zurück ins Bett.

Die Thurmuhr ſchlug ſechs. Erſchrocken fuhr Anne Marie auf; ſie hörte die Leute ſchon aus der Frühmeſſe kommen und eilte ins Wohnzimmer. O, wie wird Schweſter Agathe ſchelten, daß ſie ſchon am Montag verſchlafen! Aber wie ſonderbar! da lag heute auch nicht das mindeſte Stäubchen – es war ja wie ſchon gekehrt! Bänke, Stuhle und Tiſch glänzten im Morgenſtrahl, als habe ſie Stunden lang an ihnen gebohnt und gerieben. Das kleine Holz mußte geſtern gar nicht alle gewerden ſein, es lag davon noch viel unterm Herd; und auch Waſſer war da, und wie friſch und klar! Heute hatte ja Anne Marie auch nicht das Mindeſte zu thun, und Agathe lobte ſie obendrein beim Frühſtück, daß Alles ſo gar wohl gerathen.

Die gute kleine Dicke dankte innerlich ihrem Herrn; ſie hätte gern uber den Zuſammenhang nachgedacht, wenn das Nachdenken nur überhaupt ihre Sache geweſen wäre.

Nach dem Frühmahl hielten die Schweſtern Rath und beſchloſſen, die Nichte bei ſich zu behalten; denn, meinte Agathe, ich werde etwas alt und kann doch nicht mehr Alles allein thun! Anne Marie und Pine dachten heimlich, daß ſie doch wol das Meiſte thäten, ſagten aber kein Wort.

So blieb nun Marianne, das friſche Dorfröschen, als Hausgenoſſin im alten Hauſe und nahm den drei guten Schweſtern jeden Tag ein neues Stück ihrer Arbeit ab; Treppe und Sims, Herd und Geſchirr, Schränke und Tiſche glänzten vor Reinlichkeit, und doch hatte das Mädchen noch Zeit übrig. Sie tanzte und hüpfte den ganzen Tag im Hauſe umher, beſuchte die Meſſe, begleitete, trotz ſeinen Seufzern, den Vetter Vicarius Sonntags ein gut Stück Wegs und trug ihm die Laterne vor, wenn er Abends heimging. Freilich nahm ſie dann Nachbar Seilers Hans mit zu ihrem Schutz, der war ja

aber ein Kind von funfzehn Jahren und diente dem Vater als Ladenburſche; und der Vicarius meinte wieder glücklich zu ſein, wenn er mit den beiden fröhlichen Kindern ſo hinging, vergaß zu ſeufzen und träumte in ſeine ſchönen Jugendtage ſich zurück.

Am lieblichſten war Marianne in der Abenddämmerung, wenn ſie, den guten Alten zur Seite, auf einem Schemel ſaß und am Rocken Seide ſpann, was ihr die Mutter gelehrt, und dabei erzählte oder ſang; dann war's, als ob die Flamme im Kamin zu dem holden Kinde ſich neige; das Feuer brannte ſo ſtill und geräuſchlos: es hörte zu; die Gläſer auf dem Simſe klangen leiſe mit — oder was konnte es anders ſein, das ſo liebwehmuthig drein tönte, wie eine Harmonikabegleitung? Und dann erzählte ſie vom ſtillen Volke — es iſt nur ein Märchen, ſagte ſie — das unterm Herd wohnt und leiſe flüſtert und die kommenden Schickſale

heimlich beſpricht. Die Menſchen hören's wohl, meinen aber, es iſt die Suppe, die da kocht; und dann erzählte ſie weiter von ihren kleinen Hochzeiten und Kindtauffeſten.

„Gott verzeih dir das ſündige Geſchwätz!“ fuhr Agathe auf. „Wie können denn verdammte Seelen das Sacrament entweihen?“ und ſie bekreuzte ſich.

„Sie entweihen es nicht, Baſe!“ verſicherte Marianne; „aber es ſind auch keine verdammten Seelen, Gott hat ſie lieb wie uns, aber er hat ihnen andere Pflichten und eine andere Bahn gegeben als uns Menſchen; und wenn in einem Hauſe ein Segen geſprochen wird und ein Mitglied deſſelben taufen, weihen, trauen oder begraben läßt, ſo ſchließen ſich die kleinen Leute hinten dem Zuge an und warten an der Kirchthür, bis der Segen geſprochen wird, denn ein kleiner Theil deſſelben fließt auf ſie nieder. Gottes Segen iſt ja ſo überſchwenglich, der reicht

für Alle aus! Das mit eingesegnete kleine Geisterkind aber gehört von da an mit zu dem Hause, dem es angeweiht worden, besonders zu der Person, die ihm den Segen verschafft hat; es dient ihr und liebt sie, so lange sie lebt."

„Alle gute Geister!" sprach der Nachbar Seiler, der indeß hinzugetreten war. „Wo hat die Dirne das Alles her?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, Meister Miller!" erwiderte die Kleine ganz weinerlich; es ist mir Alles so mit einem Male eingefallen; es war gerade, als flüsterte mir's Jemand zu. Aber es ist doch wol nur ein Märchen!"

„Wenn du doch lieber auf deinen Spinnrocken sehen möchtest", brummte Base Agathe.

„Aber es ist Alles abgesponnen!" sagte das Mädchen. „Wenn ich erzähle, dann geht's erst recht schnell!"

„Und doch sehe ich nicht, daß du spinnst?"

„Ach!" meinte die dicke Anne Marie, „wenn

ich mich nicht so fürchtete, hörte ich gern zu. Es muß hübsch sein mit so einem Gütchen!“

„O ja!“ versicherte Hans, der eben gekommen und nur das Warum vergessen hatte und also wartete, daß es ihm einfiele; „aber es gibt auch Poltergeister, das heißt böse Hausgeister, die werfen Nachts Alles übereinander, verrathen der Hausfrau, wenn die Magd einen Schatz hat, saufen den Kindern die Milch, den Alten das Bier aus; — hu! die sind schauerlich. Unten in Gevatter Hirpel's Weinkeller sitzt einer, der ächzt und stöhnt, daß mir's, wenn ich nur daran denke, kalt den Rücken hinauffährt —“

„Das ist ein Schauder“, sagte Anne Marie, „von dem hab' ich gehört, daß er aussieht wie eine Ratte und doch auch wie ein klein Kerlchen. Wenn die andern Geister Leute einängsten, läuft er ihnen mit den spindeldürren Beinchen über das Rückgrat und tritt sie mit den kleinen eis-

kalten Klauen — wir ſagen, es läuft Einem der Tod über's Grab!"

„Aber warum willſt du ſo häßlich von den Kleinen denken?" fragte Marianne. „Du und ich haben der Großtante Namen; wer weiß, wir könnten ſchon ein gemeinſchaftlich Gütchen von ihr ererbt haben! und ich will meinen Hausgeiſt künftig in Ehren halten, ein Schälchen Milch ihm hinſetzen alle Abend und Weihnachten einen Stollen ihm backen; es freut ihn, wenn er auch nichts davon genießt."

Als aber über dem Reden Schweſter Agathe ernſtlich böſe ward, ſchwiegen die Beiden.

Es war um die Weihnachtszeit herum, als Marianne einſt beim Schlage Mitternacht erwachte; eine liebliche Muſik, ſo dunkte es ſie, hatte ſie erweckt. Der Mond ſchien durch die eingeſchnittene Lilie des Fenſterladens und legte

ſeinen breiten Lichtſtreif auf ihr Bett; am Ende deſſelben ſtand eine kleine graue Geſtalt, deren Züge ſie im Halbdunkel nicht zu unterſcheiden vermochte. Als ſie aufſchreiend in die Höhe fuhr, war Alles verſchwunden. Das Glockenſpiel vom Thurme wiederholte die Melodie, die ſie wach gerufen, doch in Tönen, die ſie nie vorher gehört und die endlich, leiſe und leiſer verklingend, ihre Gedanken wieder in Schlaf wiegten.

Am nächſten Morgen fiel ihr mit einem Male ein, daß heute ihr Geburtstag ſei. O weh! mir wird Niemand etwas ſchenken! ſeufzte ſie, und zwei helle Thränen rollten in das Bettſtroh, das ſie eben umſchüttelte. Die klaren Tropfen fielen auf den dunkeln Purpur eines Gegenſtandes in der Streu, den ſie nie vorher bemerkt. Sie zog ein Juwelenkapſelchen hervor; es war altmodiſch, mit Silber beſchlagen und verſchloſſen. Marianne drückte verſuchend am

Schloſſe hin und her; es ſprang auf und eine wunderſchöne Halskette von hellrothen Karfunkeln und zwei Ohrenſpangen blitzten ihr entgegen. Der Schmuck war in Silber und Gold gefaßt; als ſie am Schloßbäkchen neſtelte, bemerkte ſie ihren eigenen Namen, Marianne, und den richtigen Datum, nur die Jahreszahl darunter war um volle hundert Jahre älter, ſie las 1123.

Die hat unſerer Großtante angehört, ſagte ſie leiſe und nachdenklich — und ſo haben wir wol auch denſelben Geburtstag? Und plötzlich fing ſie wieder an gar herzlich zu lachen, und lachte, lachte in einem fort, bis ihr die hellen Thränen in den Äuglein ſtanden. Und, kicherte ſie, wir haben auch ein Hutchen oder Gutchen, die Großtante und ich, und das graue Männchen, das dieſe Nacht an meinem Bette ſtand, hat mir den Schmuck gebracht. Schön Dank! ſagte ſie, immer noch lachend, und machte wie-

der ihren kleinen Knicks, dann aber lief sie geschwind, es den Jungfer Basen zu erzählen.

Die Basen trauten ihren Ohren kaum, sie wurden ganz still und Pinchen ward ausgeschickt, um den Bruder Vicarius zu holen; Agathe aber bekreuzte sich.

Das Geheimnißvolle und Wunderbare des Geschenks regte Marianne unbeschreiblich auf. Sie vermied, weiter davon zu reden, aber das Geisterhafte des Ereignisses wirkte fort in ihr.

Spät Abends schlich sie in das Wohnzimmer zurück und stellte dem Gütchen Semmel und Milch hin; am nächsten Morgen war Beides verschwunden, nur ein Rosmarinstengel lag an der Stelle. „Von Seilers Hans!“ meinte Pinchen, aber Marianne wußte das besser.

Und wirklich schien ein zartes Band das holde Kind einer höhern Welt zu verbinden; das ganz seltsame Gelingen in all ihrem Thun fesselte selbst des Seilers scharfe Zunge und zog

alle nähern Freunde des alten Hauſes und ſeiner Einwohner unwiderſtehlich zu ihr hin; und ſogar fernſtehende Bekannte wandten ſich in kleinen Verlegenheiten gern an die hübſche Dirne, die immer half, immer das rechte Wort, den beſten Rath und Handgriff hatte; dem kranken Kinde, der nicht milchgebenden Kuh brachte das Mädchen nach kurzem Beſinnen Hulfe, und wohin ſie die weißen Finger ſtreckte, faßten ſie das Glück.

„Sie findet Gnade bei Gott und Menſchen!“ ſagte ſeufzend der Vicarius. „Auch bei Euch, Oheim!“ ergänzte lachend die Kleine — und hatte Recht.

Indeſſen war es dem Bruder Vicarius ſeit Auffindung des alten Familienſchmucks ſehr bedenklich um's Herz. In ſeines Ältervaters Meßbuche ſtand wirklich der darauf angegebene Geburtstag der Großtante angemerkt, die aus Liebesgram früh geſtorben. Den Schmuck — deſſen

konnte er ſelbſt ſich noch aus der Kinderzeit erinnern, war in der Familie der Nibelungenhort der verlorene Schatz geweſen; Großvater, Großmutter und ſogar die Ältern hatten oft davon erzählt. — Ein Goldſchmied, dem der Vicarius jetzt den einen Ohrenreif gezeigt, hatte einen großen Werth deſſelben angegeben. Seitdem brannte die rothe Sammetkapſel dem frommen Vicarius in der Taſche, und die Karfunkeln blitzten ihn an wie feurige Teufelszungen, die nach ſeiner Seele lechzten. Er kämpfte lange und ſchwer mit ſich, ob er der Kleinen nicht ſogleich den Schmuck abnehmen ſolle, um ſie vom Verſucher zu erlöſen. Nein, ſagte er endlich, leiſe im Zimmer auf- und abgehend und faſt unhörbar auftretend, als wolle er Niemanden ſtören, ſie ſoll das gute Werk ſelbſt thun, den Rammen erfern und dafür ein Kirchlein bauen zu Ehren der Mutter Gottes mit dem Schwert im Herzen; darin wollen wir beten für die

Seele der Verstorbene und für die ihrer Mutter, die vielleicht doch glücklicher geworden wäre, wenn — da überkam ihn das Seufzen, er blickte ganz verschämt in eine Ecke und fing an sein Brevier zu lesen.

Marianne ahnete gar nicht, was ihr bevorstand. Eine Stunde vor Christmetten schlich sie auf Strümpfen zurück in die Webstube, in deren Winkel ein Christkindlein gar schön aufgeputzt war, zu Ehren des morgenden Festes. Seilers Hans, sie und noch ein Kind aus der Nachbarschaft, wollten die anbetenden Hirten an demselben vorstellen; sie hatten ein schönes Lied einstudirt, und ihre mitgebrachten Opfergeschenke sollten die Bescheerung abgeben, deren Gebrauch damals eben begann, für die Gebürtige. Den ganzen Abend hindurch hatte sie aufgeputzt und geordnet, nun trieb es sie nochmals zurück, nachzusehen, ob auch gewiß nichts fehle.

Als sie aber vom Gang aus durch ein da-

ſelbſt angebrachtes Fenſterlein in die Wohnſtube ſchaute, feſſelte ein nie vorher empfundenes grauſendes Erſtaunen ſie an die Stelle. Athemlos blickte ſie hinein; das ganze Zimmer war hell, obſchon kein Licht darin brannte, und zu Füßen des Krippleins ſaß das nämliche graue Männchen, das ihr den Karfunkelſchmuck gebracht. Es war noch jung und hatte doch ſchon alte Züge im feingeſchnittenen, nachdenklichen Geſicht; die zarten Hände waren wie Lilien anzuſehen und der grau beſtiefelte vorgeſtreckte Fuß erſchien faſt kleiner als der ihre. Das Röckchen des Männchens ſchimmerte grau-ſeltſamlich, es erinnerte an Waſſer und an Spinngewebe; den Kopf deckte ein graues Hutchen, das am Rock befeſtigt war und zurückgeworfen einer Kapuze glich. Die graue Geſtalt ſaß auf der erſten Stufe des kleinen Aufbaues und flüſterte mit einem andern, doch gröbern Geſellen ſeiner Gattung, der vor ihm ſtand und etwas Wurzel-

ähnliches in den geschnörkelt schiefen Beinchen hatte; dieser trug einen braunen Rock, der, wie von Ratten angefressen, fetzenhaft um ihn herschlotterte, und eine Mütze von Rattenfell, an der man den Kopf des Thieres sah.

Während dieses heimlichen Zwiegesprächs fuhr plötzlich das Fenster schrillend auf und mit einer Ladung schwirbelnder Schneeflocken huschte eine dritte, noch wunderlichere Gestalt ins Gemach und zu den andern hin. Es war eine Frau, deren ganzer Körper aus Schleiern zu bestehen schien, sogar das Gesicht schien bei jeder Bewegung überflort zu werden. Sie sprach in einem etwas singenden Tone, der an eine Glasharmonika erinnerte:

Über Stock und Stein gesäuselt,
Hin und her vom Wind gekreiselt,
Komm' ich, Nebelwittwe, ich
Ihr seid warm, hu! wie friert mich!

Mit Eisblumen hab' ich die Fenster geschmückt,
Den Hof, und den Stall, und den Brunnen beschickt,

Gießzapfen am Dache ringsum aufgehangen,
Den bellenden Hund und die Kaz' eingefangen;
Hab' mit meinen Schleiern die Treppen gefegt
Und rings alle Reiser zu Bündeln gelegt;
Die Milch angehaucht, daß sie morgen leicht rahmt;
Die Blätter gehäufelt, auf dem Weg, den ihr kamt;
Die Hefe gehoben, das Bier eingesegnet,
Die Luke geschlossen, wo's jüngst eingeregnet,
Das Streh wie von selbst um den Keller gehäuft
Und das kleinste der Hälmchen aus dem Wege geschleift.
Dann spann ich zu Ende den Flachs dort am Rocken
Und wärmte das Öl, daß die Dendel nicht stocken
Und zeitig erwecken zur heiligen Mette
Die schläfrigen Menschen im weichlichen Bette.

Ach! dürft' ich hier weilen, mit ihnen verkehren,
Sie schützen, beraten, sie schelten und lehren!
Ich bin nur der Geist, der in stockfinstrer Nacht
Das Haus, Hof und Brunn'n und die Schwelle bewacht!

Der braune Bursche, der ihre Rede mit steigender Ungeduld angehört, fuhr nun heiser lachend dazwischen:

Im Keller, im dunkeln, munkeln,
Die Menschen schrecken, necken,
Das ist mein Spiel und Ziel.

Knacken, knurren, knarren,
Heulen, fahren, scharren,
In tiefen Spalten
Verhalten, schalten,
Und auf sie harren,
Um sie zu narren,
Mit Knistern und Flüstern,
Den alten Geschwistern
Ein Knast und Graus,
Das lieb' ich im Haus.
Ihr eßt vom Teller,
Ich hock' im Keller
In stillem Grimme,
Blos eine Stimme.
Wie eine Ratte in dunkler Falle —
Ist's noch nicht alle?

Da aber richtete sich das kleine graue Gutchen auf und sah den wilden Wurzelmann stirnrunzelnd an. „Du Unhold!" drohte es, „du weißt, daß du nur in dieser einen Stunde deine ehemalige Gestalt zeigen darfst; morgen bist du ja nur eine Stimme, ein ächzender Laut, ein knarrendes Thor, ein Echo im Keller, — und

heute verſchwendeſt du dich an dem nutzloſen Ärger? Ich bitte euch, ſteht mir lieber Beide zur Seite, helft mir mein Segensſchweſterlein ſchirmen und behuten! Du, werthe Nebelwittib, ſprich mit der Frau Hulle am Brunnen, daß auch ſie uns beiſteht, und du, wilder Burſch, ſchreck' mir's Jungfränlein nicht! Es iſt's werth auf alle Weiſe; es achtet uns Geiſter aller Wege, in Haus und Hof. Es hat gar eine gute Hand und zerbricht kein Band, das uns Geiſter an das alte Haus, an den alten Herd bindet. Mir ſetzt ſie allabendlich Milch und Weck vor die Thür und ihr Aug' thut mir nicht weh', und ihre Zunge reißt nicht an meinem Daſein hin und her; ſie neckt, zerrt und quält mich nicht unnütz in den Tag hinein."

„Ja, das iſt wahr", knarrte der Wurzelmann, „ſie höhnt auch mich nicht, ſchimpft mich nicht; wenn ich murmele und ächze, ſchlägt ſie ſtill ein Kreuz, aber ſie jagt mich nicht mit

bösen Verwunschungen in mein Kellerloch zu ruck."

„Sie tritt kein Hälmchen nieder und kein Käferlein todt auf meinen Wegen", sprach die Nebelwittwe. „Sie freut sich, wenn ich ihr spinnen helfe und braucht mich doch wenig, denn es ist gar ein drallos flinkes Ding!"

„Darum halten wir sie in Ehren!"

Und nun buschten alle Drei zusammen und flusterten heimlich weiter. Das Gespräch wurde unhörbar.

„Aber hute dich!" sagte endlich die Nebelwittwe, einen schneeweißen Zeigefinger in die Höhe hebend.

„Ja, ja! hute du dich!" grinste der Wurzelmann, „daß du nicht auch eine bloße Stimme wirst! Hi, hi, hi! eine Stimme im Kellerloch! Hi, hi, hi!"

Mariannen versagte der Athem, sie schloß die Augen, um nicht mehr zu sehen. Nach ei

ner Weile ermannte ſie ſich und lief zurück in ihre Kammer. Eben ſchlug die erſte Glocke an: „Chriſt iſt geboren!“ und nun die zweite, nun die kunſtreich geläutete Quint, und wie Engelſtimmen noch einmal darüber die kleinen ſilbernen Campanellen, und mitten darin unterſchied ſie deutlich die eben gehörten drei Geiſterſtimmen, die ein Trio ſangen: „Preis und Ehre dem Menſchengebornen, dem Herrn!“

Mariannen brachen die Kniee zuſammen, ſie betete ſtill das Credo mit, da tönte ein leiſes, wie auf Luftwellen getragenes „Amen!“ in ihr Ohr — wie ein Hauch berührte etwas ihre Stirn — ihr ſchwanden die Sinne.

„Marianne! Mädchen! He, Marianne! Die Mette!“ klang es dazwiſchen, und der kleine Vicarius ſtand an der Thüre und hinter ihm Schweſter Agathe, die mit Mühe „des guten Tages wegen“ das Schelten unterdrückte. Und Alle begaben ſich in die Kirche, und nach der

Frühmette kamen die Freunde und Nachbarn, das Krippkein zu beschauen und den Morgenimbiß mit den Geschwistern zu theilen, und die Kinder sangen ihr Hirtenlied und übergaben ihre Geschenke; Mariannen aber war während des Singens beständig, als ubertöne eine Oberstimme das Lied, wie vorhin die Camvanelle das Glockengeläute.

„Liebes Kind!“ sagte am andern Morgen der Vicarius, „es ist ein heiliger Tag heute, gar geschickt zur frommen Überlegung und Besprechung. Nicht, als wollte ich dich schelten, nicht, als dächte ich dabei an mich“ — er seufzte — „aber du hast ein wunderseltsamlich Glück gehabt, ein ängstlich Glück, das, hatte sich's vor zwanzig Jahren ereignet“ — er seufzte sehr und sah nieder auf das Brevier in seiner Hand — es war aber, als habe er Muth gefunden in diesem Anblick, denn plötzlich richtete er die blaßblauen Augen ganz fest auf Mariannens re-

ſiges Antlitz: „Weißt du es ganz gewiß“, fragte er mild, „daß dieſer Schmuck“ — er nahm ihn vom Tiſche — „der nämliche iſt, den die Großtante verloren, und nicht ein Afterbild, eine Verſuchung des Böſen, die Gott zuläßt, auf daß du ſie überwindeſt?“

„Ich weiß wohl, Ohm!“ ſchluchzte die Kleine, „Ihr haltet mich des ſchönen Schmucks nicht werth.“

„Marianne!“ ſagte der Vicarius und ein heftiges Zittern überflog ſeine eckige Geſtalt, „ich frage dich, ob du überzeugt biſt, daß dies der nämliche Schmuck iſt, den der Kurfürſt der ſeligen Großtante an ihrem Geburtstage als Brautgeſchmeide geſchenkt und der plötzlich ſpurlos verſchwunden war und bis jetzt es blieb — den du aber gefunden haben willſt?“

„Oheim!“ flüſterte das Mädchen, „ich habe ihn gefunden.“

„Und du weißt nicht, wer ihn gebracht?“

Dem armen Vicarius ſchwindelte, er mußte ſich an die Lehne des Seſſels halten.

„Ohm! was habe ich Euch gethan?“

„Kind! Kind! ich frage, was hat man dir gethan? Marianne, wie kam der Schmuck in deine Hand?“

„Oheim!“ erwiderte Marianne, ſich ſtolz aufrichtend, „was ich gewiß weiß, habe ich Euch geſagt; was ich aber vermuthe, iſt ſo ei ſtaunlich, ſo traumeriſch ich weiß es nicht, ich fühl' es nur hier in meinem Herzen.“

„Syrich!“ ſagte der Vicarius, indem er ſeinen Roſenkranz hervorzog und die Augen nie derſchlug.

„Ich glaube, das Gutchen hat ihn irgend wo hergehelt und ihn mir geſchenkt.“

„Alle guten Geiſter loben Gott!“

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte Marianne.

Die kleine verbogelte Geſtalt des Vicarius ſchletterte vor gewaltigem Zittern, er war von

der unmittelbaren Gegenwart des Böſen überzeugt, der ſchon die Klauen nach dem ewigen Heil des geliebten Kindes ausſtrecke — aber dennoch ermannte er ſich und ſprach mit lauter Stimme die Formel, die den Satan beſchwört und austreibt: „Hebe dich weg, verfluchtes Höllenblendwerk!“ ſchloß er; „und du, meine Tochter, bitte die vierzehn Nothhelfer um ihre Furbitte, auf daß deiner armen jungen Seele kein Schade geſchehe!“

Und mit gewaltiger Hand ergriff er das Mädchen und druckte ſie nieder, daß ſie auf die Kniee fiel neben ihm; aber die Steine, die er hielt, blieben unverändert und das Mädchen ſah, verwundert und erſchreckt, bald auf ihn, bald auf den Schmuck, indem ihre blühenden Lippen die nur halbverſtandenen lateiniſchen Worte wiederholten, die er ihr vorſprach.

„Gib den Mammon der Kirche, Marianne!“ ſagte der Alte nach einer Weile; aber die Kleine

ſchuttelte den Kopf und ihre Thränen floſſen unaufhaltſam.

In demſelben Augenblick ſchlug der ſchon mehre Male erwähnte Harmonikaton an Beider Ohr; er klang ſtärker, denn je vorher.

„Seht Ihr's?“ ſagte das Mädchen, „er gibt mir Recht; gewiß, der Schmuck iſt mir beſtimmt!“

Da flog die Thur auf und mit lautem Jammerton traten die drei Schweſtern ins Zimmer; ſie brachten die Scherben des großen Glaspokals, aus welchem der Vicarius bei feierlichen Gelegenheiten zu trinken pflegte, der plötzlich oben auf dem Tellerſims in tauſend Stucke zerſprungen war.

Die Realitat uberwog auch hier, wie in den meiſten menſchlichen Dingen. Vor lauter Muthmaßen und Bedauern des Ungluks ward die wichtigere Frage vergeſſen.

Marianne ſchlich ſtill davon mit ihrem Schmuck.

als ſie aber in ihr Kämmerlein trat, ſagte ſie: „Du haſt es übel genommen, daß ſie ſchlecht von dir dachten, Gütchen!“ — indem ſtand die kleine graue Geſtalt vor ihr.

Marianne hatte oft verſichert, daß ſie bei ſeinem Anblick durchaus kein Grauen empfunden. Ein Paar tiefblaue Augen blickten aus dem feinen bleichen Geſichte ſo unbeſchreiblich nah' ſie an, als müſſe ſie der Körper des Weſens berühren, dem ſie angehörten — aber dennoch war nur Luft vor ihr. Der Graue legte den Zeigefinger auf die Lippen und ſah ſie wol eine Minute ſchweigend an. Und obgleich er kein Wort geſprochen, wußte Marianne Alles, was er meinte, und wußte es mit einer Gewißheit, wie nie ein armer Menſchenblick ſie zu geben vermag. Ja, Marianne wußte nun, daß ſie nicht allein in der Welt war, daß ein liebendes ſchützendes Auge um ſie ſei und ſie behüte; Marianne wußte, warum ihr das Leben

ſo viel leichter ward, als all' den Andern um ſie; es war ihr aber auch ganz deutlich, daß dies zarte, von keinem Wort berührte Band, das einer Geiſterwelt ſie einte, durch kein Erwähnen je entweiht werden durfe.

Sie trat einen halben Schritt zurück und legte die Hand auf ihr ſchlagendes Herz, auch über ihre Lippen war kein Ton gekommen, aber es war ihr zu Muthe, als habe ſie dem Gutchen ein ewiges, unverbrüchliches Schweigen heilig gelobt.

Von da an geſtaltete ſich Mariannen's Leben ſchön und ſchöner. Alle Morgen weckten ſie liebliche Klänge, alle Abend wiegten ſie ſie ein. Alle ihre kleinen häuslichen Geſchäfte forderte eine unſichtbare Hülfe; alle ihre kleinen Wünſche erfüllten ſich wie von ſelbſt. Ging ſie in den Garten, beug ſich ihr der Zweig entgegen, der die ſchönſte Roſe trug; die reifſte und vollkommenſte Frucht fiel ihr ſtets in die Hand.

In der Kirche, Spinnſtube, ja ſelbſt auf den ſelten nur beſuchten Wallſpaziergängen, an jedem Luſtorte, bei jedem Schauſpiele, dem ihr junger Sinn ſie zutrieb, bildete ſich immer ein freier Raum für ſie, ſogar im dichteſten Menſchengedränge, und kein Schatten von Gefahr, kein Krankheitshauch, kein Verluſt berührte ihr ſorglos friſches Sein. War's ein Wunder, daß Marianne ſich bald an die ihr jetzt täglich erſcheinende Geſtalt des grauen Männchens gewöhnte und alle Scheu, alle Furcht vor demſelben ſchwand?

Nur wenn ſie ſchlief, ſprach das Gutchen im Traume zu ihr; am Tage begnügte es ſich, plötzlich vor ihr aufzutauchen, wobei es nie verfehlte, ihr durch den auf die feinen Lippen gedrückten Finger Schweigen aufzuerlegen. Und Marianne ſchwieg, denn das Geſpräch mit dem Oheim hatte ſie verletzt. Vom Schmuck war auch vorläufig nicht mehr die Rede; der Vica-

rius hatte ihn Schweſter Agathe übergeben, ohne jedoch von ſeinem frommen Plane abzuſtehen, dereinſt ein Kirchlein aus deſſen Erlös zu ſtiften — nur waren die Zeiten zu unruhig geworden und das Lutherthum hob ſelbſt im kloſterreichen Erfurt ſein ernſt drohendes Antlitz. Der Vicarius betete und wartete ſtill auf beſſere Tage.

So vergingen ein paar Jahre. Da geſchah es, daß des Seilers älteſter Sohn, der als Geheimſchreiber bei einem hochadeligen Herrn in Dienſten ſtand, mit demſelben nach Erfurt kam, Mariannen kennen lernte und ſie ſehr liebgewann. Der Aufenthalt ſeines Gebieters in der Stadt dauerte einige Monate; der junge Mann beſuchte während dieſer Zeit das Haus der drei Schweſtern ſehr fleißig und erwarb bald ihre und des Bruders Vicarius Neigung durch ſein ſittſames und ehrenfeſtes Betragen. Von ſeiner Liebe ſagte er freilich kein Wort; denn ſe

verſchieden er auch die Stunden ſeines Kommens wählte, er traf Mariannen nie allein. Und ſelbſt als es ihm ein paarmal nach langen Berechnungen gelang, das liebe Mädchen am frühen Morgen unter einem Vorwande noch beim Aufräumen der kleinen Wohnung zu überraſchen, ſetzte ſich immer ein ſonderbares Etwas ſeinen Wünſchen entgegen. Bald liefen plötzlich bei ganz gelindem Feuer alle Töpfe über, bald entſtand draußen auf dem Flur ein furchtbares Gepolter, oder es riß wol gar alle Fenſter der Wohnſtube zugleich auf; ein andermal brach das Tellerbret ohne alle ſichtbare Veranlaſſung zuſammen und der Lärm zog die drei alten Schweſtern in ihren Schlafhauben und Nachtjacken, ja einmal ſogar den Bruder Vicarius mit Blitzeseile ins Gemach.

So war denn der Johannistag herangekommen, an welchem ein großes Feſt die Fürſten und den Adel in einem ſchönen Garten verſam-

meln ſollte, der auch den niedern Standen ge öffnet blieb. Marianne wunſchte ſehr, einem dort ſtattfindenden Umzuge und Schauſpiel beizuwohnen, und da die Geſchwiſter vom Meiſter Seiler dazu aufgefordert waren und noch andere Bekannte und Hausfreunde der kleinen Geſellſchaft ſich anſchloſſen, ward einmuthig beſtimmt, den Nachmittag dem Anſchauen all' dieſer Herrlichkeiten zu widmen.

Marianne war ſchon früh auf, denn um eilf Uhr ſollte zu Mittag gegeſſen werden, damit den Frauen Zeit zum Putz verbleibe und dem Bruder Vicarius kein Abbruch an ſeiner gewohnten Pflege geſchehe, denn begleiten mochte der fromme Mann die Seinen nicht. Er wolle mit Philar das Haus huten, meinte er.

Da fehlte plötzlich Philar, der treue, wachſame Haushund. Nach vielem Suchen fand man ihn todt an der Kellerthur. Marianne brach in helle Thränen aus und wollte im er

ſten Schreck das Feſt gar nicht beſuchen; auch Pinchen, die ſogleich für ihre Katze fürchtete, war aller Muth entfallen. Es ward ernſtlich vom Aufgeben des ganzen Spaßes geredet, denn Bruder Vicarius mußte ja nun das Haus verſchließen, da der Hofwächter fehlte; doch brachte Seilers Hans durch Bitten das Alles ins Gleiche, und unter Thränen begaben ſich die Schweſtern an ihren Putztiſch.

Aber, hilf Himmel! welch neues Ungewitter, als Schweſter Agathe nach wenigen Minuten todtenbleich mit ihrer zerriſſenen Spitzenhaube ins Wohnzimmer zurückkehrte. Es war nicht zu begreifen, wer das koſtbare, noch von ihrer Mutter ererbte Prachtſtück ſo ganz unchriſtlich zerfetzt haben konnte — denn zerfetzt war es, das war unleugbar. Sogar Marianne geſtand ihrer ſo geſchickten Nadel kaum die Möglichkeit einer Heilung dieſer Wunden zu.

Das arme Mädchen ward feuerroth. Ha-

ſtig ſtürzte ſie in ihre Kammer und warf, in Thränen aufgelöſt, ſich auf ihr Bettchen. Das Alles biſt du, Gütchen! ſchluchzte ſie; ich habe wol dieſe Nacht im Traum dein trauriges Geſicht geſehen, ich weiß ganz genau, wie du mir geſagt, ich ſolle nicht zum Feſt! Und den armen Ludger, der ſich ſo gefreut hat, mich zu begleiten, den kannſt du vollends nicht leiden und gönneſt ihm nichts! Aber ich ſage dir's, rief ſie, raſch aufſpringend und mit dem kleinen Fuß den Boden ſtampfend, — ſelbſt wenn du mir meinen ſchönen Schmuck fortttragen und noch ſo viel Unfug anrichten ſollteſt — ich will zum Feſt; und daß du mich nur verſtehſt, du kleiner Unhold, ich will und Ludger ſoll mich begleiten!

Ein klagender, zitternder Laut ergeß ſich, wie auf Luftwellen wiedertönend, durch's ganze Gemach; dann ward Alles ganz ſtill und Marianne fuhr mit der Hand auf's Herz, als hätte

ſie Thränen geſehen, die ſie erweckt. Still, ſagte ſie, ſelbſt halbweinend, und morgen will ich wieder gut ſein! und damit huſchte ſie hinüber zu den Geſchwiſtern.

Aber am andern Morgen dachte Marianne nicht an das Gütchen; ſie war ihm weder gut noch böſe — ſie war auch gar nicht von ſeinen Tönen erweckt worden, denn ſie hatte ja gar nicht geſchlafen! Draußen im Herrengarten, wohin das arme Hausgütchen ihr nicht folgen konnte, hatte es ihr der ſchöne Ludger geſagt, wie lieb er ſie habe, und daß ihm ſein Herr eine gute Geheimſchreiberſtelle im Rath verſchaffen wolle, die ihren Mann nähre und deſſen Frau noch dazu.

Marianne war ganz entſetzlich roth geworden, was ſie aber erwidert — das wußte ſie gar nicht, aber ſie wußte, daß er dieſen Morgen um zehn Uhr hinübergehen wolle nach Groß-

hörschau zum Vicarius, um seine Worte anzubringen.

An diesem Vormittage mußte Schwester Pinchen Alles allein besorgen, Marianne brachte nichts zu Stande.

Gegen zwölf Uhr erschien der mit Schweiß bedeckte athemlose kleine Vicarius, um den Schwestern den Fall vorzulegen und das Mädchen darauf anzusehen, ob es denn wirklich eine Hausfrau vorstellen könne; ihm war sie immer noch das vierzehnjährige Kind. Aber freilich, freilich, seufzte er und sah die obere Gardinenfalbel an, freilich, ihre Mutter war auch eben sechzehn Jahre alt geworden, als — ich die heiligen Weihen empfing.

Schwester Agathe war außer sich über den Unsinn der Jugend; Schwester Pinchen weinte und wußte nicht warum; Schwester Anne Marie sagte ganz trocken: „Wenn sie ihn gern nimmt, kann ich mir's recht hübsch denken, so eine blut-

junge Frau Amtsſchreiberin zu ſein.“ — Und am Ende, nachdem Marianne Ja geſagt und noch ganz unbeſchreiblich viel röther geworden war, als das erſte Mal, kam um zwei Uhr der Freier und ſchied Abends unter den Thränengüſſen der Schweſtern und den himmelanſtürmenden Seufzern des Vicarius — als Mariannens Bräutigam.

Als Marianne ſpäter wie gewöhnlich ihr Zimmerchen betrat, lag das graue Männchen todtenbleich, in ſein Mäntelchen gewickelt, am Fußende ihres Bettes und hatte die Hutkapuze über die Ohren gezogen. Es weinte und ſein Schluchzen klang grauſig durch die Nacht. Zum erſten Male ſchauderte Mariannen vor ſeiner Nähe und ſie dachte daran, daß ſie nicht zu Bett zu gehen ſich getraue, ſo lange er da war. Zum erſten Mal kam ihr das Gütchen wie ein kleiner Mann vor. Es weinte leiſe fort und ſah ſie immerfort mit dem nämlichen wehmüthi-

gen Blicke an. Marianne ſetzte ſich auf einen Schemel und lehnte das Haupt rückwärts an ihr Bett; von der geſtrigen Nachtwache übermüdet, ſchlief ſie endlich ein. Sogleich war ihr, als wachſe das graue Männchen; es ſtreckte und dehnte ſich bis zur Größe eines etwa zwölfjährigen Knaben aus, dann ergriff es ihre Hand. „Marianne", ſprach das Gutchen, „ich kann nicht ſterben vor Schmerz, aber wenn du Ludger heirathest, werde ich dich verlaſſen und ſehr elend ſein." Marianne ſchüttelte den Kopf im Schlafe. „Weißt du denn nicht", fuhr es, immer leiſer flüſternd, über ſie hingebeugt, fort, „daß ich dich mehr liebe, als Alles im Himmel und auf Erden? Weißt du nicht, daß uns derſelbe Segen durch deine Geburtsſtunde vereinigt und daß der neugeſprochene Segen dich von mir trennt, dich in ein anderes Haus führt, über das ich keine Gewalt habe? Marie! o Marie Anne!" Dem Mädchen ward furchtbar be-

klommen, ſie ſchrie im Schlaf: „Ludger! Ludger!“ und erwachte vom Tone ihrer Stimme. Alles war dunkel; ſie glaubte geträumt zu haben und eilte zu Bett.

Aber der Traum ſchlang dennoch ſeine dunkeln Ranken immer wieder in die bunte heitere Gegenwart. Marianne fühlte ſich bedrückt und hatte doch nicht den Muth, ihrem Bräutigam zu geſtehen, was ſie quäle. Im Hauſe aber war es plötzlich unheimlich geworden; Nachts warf es die Thüren, ſtöhnte und ächzte, wie in Sterbelauten; aller Segen ſchien aus der kleinen Hauswirthſchaft gewichen; umſonſt plagten ſich die drei Schweſtern den ganzen Tag; jedes Lieblingsgericht brannte an; immer war die Suppe verſalzen, war der Flachs am Rocken zerzauſt. Nachts klopfte es den Vicarius aus dem Schlafe oder legte mit Centnerſchwere der armen Anne Marie ſich auf die Bruſt.

„Wir haben einen Poltergeiſt!“ flüſterte die

kleine Alte, und allabendlich beteten alle Drei gegen den Verſucher.

Da ergrimmte der Vicarius. „Es iſt der Höllenſchmuck, der uns all' den Jammer ins Haus zieht. Laßt uns den Mammon opfern!“ Aber Marianne war nicht dieſer Meinung. Ludger fragte ſie nach dem Schmucke. „Sie hat ihn geerbt“, ſagten ausweichend die Schweſtern. Marianne ſchwieg. Die Kapſel ward geholt — die große Koſtbarkeit des fürſtlichen Schmucks machte den Geliebten erſtarren. Auch er ſchwieg, aber ein duſterer Nebel breitete ſich über ſeine Stirn — er fing an, Mariannen mit eiferſüchtigem Blick zu bewachen. Es war um Frieden und Glück geſchehen.

Das arme Mädchen litt unbeſchreiblich. Am Tage ließ ſich das Gutchen nicht mehr ſehen, aber ſie fühlte ſeine Nähe und ſah es im Traum immer bleicher werden. Der Vicarius nahm in der Stille ſeine Beſchwörungsformeln vor; Anne

Marie beſprengte das ganze Haus mit Weihwaſſer.

Ludger wünſchte eine Erklärung von ſeiner Braut; ſie ſelbſt ſchien ſie zu vermeiden. Sie fühlte, daß ſie ihm ihr Verhältniß zum Gütchen nicht eingeſtehen könne; ſie ſcheute ſich, ihr Wort zu brechen und fürchtete, Ludgern werde grauen vor ihr.

Eines Abends folgte er ihr auf den Flur — der nächſte Sonntag war zu ihrer Trauung anberaumt — Ludger ergriff ihren Arm, zog ihn an ſeine Bruſt und bat ſie flehentlich, ihm nichts zu verbergen, ihm zu ſagen, woher der Schmuck, was ſie beunruhige, warum ſeine Liebe ſie nicht mehr glücklich mache.

Im Innerſten zerriſſen, war Marianne eben im Begriff, ihm Alles zu ſagen, da befiel ſie plötzlich eine unerklärliche ungeheure Angſt — die Kniee brachen ihr zuſammen und ſie wäre zu Boden geſunken, hätte ſie Ludger nicht in

ſeinen Armen aufgefangen und mit tauſend ſüßen Liebesworten ans Herz gedrückt. Da that es hinter oder zwiſchen ihnen einen furchtbaren Fall; Marianne ſchaute, tödtlich erſchreckt, auf — ein Theil der Decke war eingeſtürzt und aus Thür und Fenſter des Wohnzimmers drang ein heftiger Rauch. „Feuer! Feuer!“ rief es in der Gaſſe. Beide eilten in das Gemach zurück; aber ach! ſchon brachen aus allen Ecken zwiſchen dem Holzgetäfel Flammen aus; das mußte ſchon Tage lang ſo ſtill hingebrannt haben, nun wars mit einem Male eine Feuersbrunſt. Vorhänge, Betten, Alles, Alles ergriff das züngelnde tückiſche Element. Entſetzt eilten die alten Schweſtern herbei; Nachbarn drangen von allen Seiten ein, um retten zu helfen; Wächter und Soldaten tobten umher; Pumpen und Eimer wurden geholt — vergebens! Das alte Haus brannte und brannte und ohne alles Geräuſch — ſchauerlich ſtill — brannte es aus

bis auf die nackten, kalten Mauern, die am Morgen ſo ſtarr die Geſchwiſter anſchauten, wie das Skelett ihres Glücks, wie das Wrack all ihrer geſunkenen Hoffnungen.

Der arme kleine Vicarius ſtand ganz allein mitten im Schutt und ſchuttelte ſeufzend und traurig das Haupt Da ſchlich Marianne leiſe hinzu und bat ihn, mit ihr in das theilweiſe noch erhaltene Hintergemach zu treten, das er ſelbſt zu bewohnen pflegte, wenn er uber Nacht in der Stadt blieb. Dort ſank das arme gequälte Kind, mitten unter dem Geröll und den Brandſpuren, in die Knice und beichtete nicht dem Ohm, nein, dem Geiſtlichen, Alles.

Der arme Mann war tief ergriffen und bewegt; ſein ſtrenger Glaube mußte ſie einer groſſen Schuld zeihen und ihr ſchwere Buße auferlegen, weil ſie nicht ſogleich in den Schutz der Kirche geflüchtet und dem Verkehr mit einem Weſen ſich entzogen, das der Vicarius nur

wie einen böſen Geiſt betrachten konnte und das ja, leider! nun wirklich zu einem ſolchen geworden war. Er legte alſo Mariannen auf, ihrem Verlobten Alles zu geſtehen. „Auch was ich außerdem noch über das arme Gutchen weiß, mag er erfahren!“ ſchluchzte Marianne; „denn ich weiß, daß der arme graue Geiſt für die Rache, die er an mir genommen, und für ſein leidenſchaftliches Übertreten der Geſetze, welche die Geiſterwelt von der unſern trennen, ſchwer geſtraft und auf Jahrhunderte zu einer bloßen Stimme, zum Echo ſeiner eigenen Qual geworden iſt. Ihr aber, Ohm! mögt nur das Haus aufbauen und in Ruhe wieder bewohnen, grau Gutchen wird Euch nimmer ſtören und ich will in ein Kloſter gehen, für ſeine Erlöſung zu beten.“

Mit dem Vorſchlage, ins Kloſter zu gehen, war der kleine Vicarius ſehr zufrieden; er brachte auch ſogleich den alten Plan zur Sprache, ein

Kirchlein vom Erlös des Schmucks zu bauen. Aber ach! der Schmuck war verſchwunden; und obgleich der Schutt und die ganze Brandſtätte genau unterſucht wurden, fand er ſich nimmer und nimmermehr.

Aber etwas Anderes und weit Köſtlicheres fand ſich: der Friede. Als Marianne ihrem Bräutigam Alles geſtanden und ihn gefragt hatte, ob es ihm nicht graue vor einem Mädchen, das mit Geſchöpfen einer andern Welt verkehrt, als ſie ihm ſogar ſein Wort zurückgeben wollte und ihm ſagte, ſie werde in ein Kloſter gehen, um für ihn, für ſich und das graue Gütchen zu beten, da ſchlang er beide Arme feſt um ſie und ſprach Doctor Luthers ſchöne Worte aus: „Wir glauben All' an einen Gott!“ und verſicherte ſie, daß er nimmer von ihr laſſen werde, und daß ihm ſein hoher Gönner Geld zugeſagt, mit welchem er mit dem kleinen Vicarius gemeinſchaftlich das alte Haus

wieder aufbauen wolle; und wenn es fertig sei und stattlich und frisch sich wieder erhoben habe, dann solle Hochzeit sein, und sie Alle wurden dann glücklich darin sein, wie sonst.

Und so geschahs im Jahre 1526. Und am Hochzeitabend, als alle Gäste Glück wunschend das schöne junge Paar umringten, erhob sich leise, leise eine wunderherrliche Musik, wie noch kein Mensch je sie gehört, und man konnte nicht unterscheiden, waren es Singstimmen oder Instrumente, die so überaus herrlich erschallten; aber Allen, die es hörten, war zu Muth, als hätten die Töne geklungen wie Worte des Segens.

Und sie verklangen leise und immer leiser und schöner.

Das junge Ehepaar aber lebte noch lange froh und glücklich im wieder aufgerichteten alten Hause mit den alten Geschwistern. Vom Gütchen hat man nimmermehr etwas gehört

Das Feldmärchen.

Der Teufel war auch einmal zu Gaste geladen gewesen und kehrte spat Abends uber Feld in seine Wohnung zuruck.

Die Gesellschaft hatte etwas lange gedauert und es begann schon ganz dunkel zu werden. Der Acker war frisch gepflugt und der alte klumpfußige Herr stolperte uber allerhand ausgeworfene Runkeln, trat in Dornen und Disteln, blieb mit den Kleidern an den Zäunen hangen und ward dabei am Ende so verdrießlich, als ein Geist nur zu werden vermag, der Das vor uns Menschen voraus hat, daß er nie so ganz bedenlos verdrießlich werden kann.

Am Haselbusch hatten sich allerlei Herbstnebel gefangen, die grau zusammengeballt eder

formlos umherkollernd, bald hier bald dort an den Bäumen haften blieben — alte Eichen und Ellern ſtreckten ihnen drohende Arme durch die dämmernde Luft nach und weiter am kahlen Bergrucken hin, an dem bereits alle Umriſſe ineinander floſſen, blitzte zuweilen ein ferner Lerchenſtreichen*), der Jäger, lockend und verwirrend auf, um gleich wieder in Nacht zu verſinken.

In den Wieſenleitungen war der Bach ausgetreten und hatte ſtuckweiſe einen breiten Moraſt gebildet, von dem ein paar kleine Sumpfvögel laut kreiſchend auffflogen, als der Alte ſich ihnen näherte — es mochte ihm heiß geworden ſein beim Pokal, den er ſelbſt kredenzt hatte, und nun er ſich einmal in beſtimmte menſchliche Verhältniſſe begeben, konnte er ſich nicht

*) Lerchenſtreichen iſt eine Art, die Lerchen vermittelſt Blendung durch Feuer in Netzen zu fangen

gleich wieder herausfinden — der verfluchte Bach wollte ihm nicht pariren, die kleine Knurpelbrucke ſchien heute Abend auch nicht recht an ihrer Stelle, der Moraſt dagegen ihm nachgekommen zu ſein; jetzt war er rechts, nun war er wieder links. Ganz in der Ferne ſchlugen die Dorfhunde an; allmalig verſtummten auch ſie und es ward ſtiller in der ganzen Gegend.

Nur im Gebuſch fuhr zuweilen mit vollen Backen blaſend, ein Streichwind durch die ſchon halb entblatterten Baume, dann ward es wieder ruhig.

Der Teufel mag die Ruhe nicht, er liebt den Spektakel; er machte alſo groſſe Schritte und erreichte bald das Stoppelfeld. O weh! hier hatte der Maulwurf ſein Spiel getrieben. Eh' er ſich deſſen verſah, war er um die Ecke herum und ſtand wieder am Bach.

Ihn neckten die kleinen Naturgeiſter, wie ſie uns armen Menſchenkindern es zu bieten

pflegen; ſie hatten ihn um das Feld und faſt auf den alten Fleck zurückgeführt. Wo war in all' dem Abenddampf und Nebel der Fußpfad geblieben?

Indeſſen war der Buſch ihm nun doch näher, als es vorhin geſchienen; drinnen ſah es ganz ſchwarz aus. Einzelne Tannen krachten durch eigene Wucht oder knarrten langſam mit den ſchweren Zweigen, wenn der Wind heftiger ſich erhob; der Bach rauſchte murmelnd dazwiſchen — überall war es, als ob ſich etwas rege, käme, ſich lang machte und bald hier, bald drüben auf den Wanderer herniederſchaute. Durch das Niederholz ſtrich der Abendhauch ſanfter, flüſternder, wie in langſamern Cadenzen; es klang mehr wie Seufzer als Wehen. Endlich flammten quer über den Rain, gerade an der Rodung hin, ein paar Irrlichter auf; ſie tanzten ſo luſtig flackernd umher, als ob all' dieſe verſchiedenen Nachtlaute Fideltöne wären.

Das war dem Teufel recht. Schrillend pfiff er auf ſeinem Finger und tänzelnd und zungelnd ſtand ſogleich eins der Irrlichter vor ihm, oder vielmehr es verſuchte vor ihm feſtzuſtehen, konnte aber nirgend den Boden recht erfaſſen und flimmerte, ſich dehnend und ſtreckend, vor dem Alten auf und nieder.

„Leucht' mir nach Hauſe!“ brummte der Teufel, und ſogleich tänzelte das Licht den Rain entlang quer Wald ein, unter den Buchen hin, immer den Weg bezeichnend und mit einer Anſtrengung aufflackernd und aufleuchtend, als habe es ſein Leben lang nichts Anderes gethan, als den Dienſt einer Stalllaterne. Denn obſchon ſie ihn weniger ſcheuen, als wir Menſchen es thun, erzeigen die, welche ſo umher in Wald und Felde hauſen, dem Alten gern einen Dienſt und mögen es nicht mit ihm verderben. Wenn er böswillig in ihr Spiel ſich miſcht, ſchadet er ihnen an der Reputation. Bei den guten

Chriſten ſtehen die Naturgeiſter ohnehin ſchon arg in Verruf, weil ſich der Teufel dann und wann in ihr Thun mit eindrängt, und mancher Fromme wirft ihnen das wogende Leben und Treiben in Berg und Thal, das Duften, Klingen und Schimmern als Satansweſen vor und legt ſich ſchwere Buße auf, wenn ſie rufend ihm an Herz und Sinne ſchlagen.

Dem Irrlicht, ſo jung es auch war, ſchien dies Alles wohl bekannt, es nahm ſich ſehr zuſammen; und obgleich der Weg weit war und es oft große Luſt hatte, davonzuhüpfen, verloſch es kein einziges Mal, ſondern hielt Stich und machte ſich fortwährend ſo lang und ſo hell, wie nur möglich.

Dem Teufel wird in der Welt nicht oft geſchmeichelt, er wird „dumm, lahm, arm, bös und ſtinkend“ geſcholten, darum iſt er um ſo empfänglicher für Artigkeiten. Auch mochte ihn der Wein in einen angenehmen Zuſtand verſetzt

haben, den ſeine vorhergegangenen Unfalle nur gedämpft, nicht zerſtört hatten, kurz, er ward mit einem Male ungemein gnädig und guter Laune; und als er an ſeine Höllenpforte gekommen war, ſagte er dem Irrlicht „ſchönen Dank“ und es möge ſich als Trinkgeld eine Gnade erbitten.

Nun wird bekanntlich ſeit den vielen Cultusminiſterien Alles civiliſirt; das Irrlicht war daher auch gar kein rohes, gemeines Irrlicht mehr, ſondern es war gebildet und kannte die Welt vom Hörenſagen. Es bat den Teufel, er möge es gutigſt in einen Menſchen verwandeln, es wolle gern auf Reiſen gehen auf der Eiſenbahn, auch in feine Geſellſchaft und in böhmiſche Bäder, um die ausländiſche Ariſtokratie kennen zu lernen.

Der Teufel iſt immer ſehr leicht zu verblüffen geweſen; er machte ein paar entſetzlich große Augen, als ihm der Irrwiſch ſo kam; da er

aber im Ganzen doch Humor hatte, lachte er und ſprach: „Du biſt ein Narr, aber du ſollſt deinen Willen haben! Ich will dir gleich ſo ein Menſchengeſicht machen. Was willſt du denn für ein Landsmann ſein?“

Dem Irrlicht war insgeheim bange, der Alte möge ſich anders beſinnen; auch wußte es, vornehme Leute dürfe man nicht lange warten laſſen, es antwortete alſo ganz geſchwind: „Ach, da wir gerade in Thüringen ſind, ſo mache mich doch zu einem Thüringer.“

„Ganz gut“, ſagte der Teufel, „da brauche ich dir gar keine beſondere Phyſiognomie zu machen, ſo ſind wir gleich fertig. Nur Eins muß ich dir erſt noch ſagen, Burſche! in der Welt geht es jetzt curios genug zu, und mehr Confuſion darfſt du mir nicht hineinbringen. Der da oben — du weißt ſchon — hält auf ſeine einmal gemachten Einrichtungen; und wenn die Menſchen dahinter kämen, daß ſo ein Kerl;

wie du, unter ihnen ſteckte, ſo wurden ſie gleich an dir die Naturgeſetze ſtudiren wollen, und wir — Er nämlich und ich — konnten uns nachher halb todt phänomenern, eh' wir ſie wieder in Ordnung kriegten. Auch kann ich Ihn nicht deinetwegen verdrießlich machen, denn ihm wird jetzt ohnehin ſein Himmel, wie mir meine Hölle beſtritten, und da haben wir Beide genug zu thun, ohne noch miteinander neuen Hader anzufangen."

„Geſtrenger Herr", ſagte das Irrlicht, „Niemand ſoll es merken, was ich eigentlich bin. Haben Sie nur die Gewogenheit, meine unterthänigſte Bitte —"

„Du biſt ja ſchon höflich wie ein Sachſe und biſt noch gar nicht einmal fertig!" unterbrach es lachend der Teufel, nahm daſſelbe beim Schopf, ſchüttelte und knetete es ein wenig und ſiehe da, an deſſen Stelle ſtand ein junger Menſch mit glatt anliegenden dunkelblonden Haa-

ren, blauen Augen, einem hubſchen freundlichen Geſichtchen, etwas zu langem Oberkörper und etwas krummen Beinen, aber ſonſt ein ganz ſcharmanter junger Mann. „Ich empfehle mich Ihnen, Herr Acceſſiſt“, ſagte der Teufel und lupfte die Kappe.

„Ganz Ergebenſter“, erwiderte, ſich tief verbeugend, der junge Mann.

Als er nach Hauſe kam — er wohnte bei ſeiner alten Mutter in Jena — ſaßen ſeine vier Schweſtern mit ihren Strickſtrümpfen in der Wohnſtube am Tiſch, die Mutter ging ab und zu und räumte auf.

„Du biſt wieder nicht halb acht zum Eſſen gekommen, Karl!“ ſchalt ſie; „du hörſt doch partoutement nicht. Nun ſind die aufgebratenen Klöße ſteinhart geworden, und allewelle iſt ſo nichts zu haben; die Mußbemmen läßt du

mir allemal ſtehen, und ich kann mir doch nicht anders helfen.“

„Liebe Mutter“, verſicherte Thereſe, „Karl iſt ganz unſchuldig; muß er denn nicht immer erſt bei Amtsactuarinſſens Karlinchen und dann bei Kaſſenſchreibers Sophiechen vorübergehen?“

„Thereſe!“ fuhr Karl Irrlicht auf, „wenn du nicht augenblicklich ſchweigſt —“

„Werde ich wahrſcheinlich fortfahren zu reden“, ſagte lachend die Bedrohte.

„Ich habe es übrigens auch geſehen“, meinte Mariechen, „wie du neulich auf dem Schützenballe erſt der Einen und dann der Andern Erfriſchungen präſentirt haſt.“

„Ja, ja!“ ſchrie das kleine Guſtchen, „erſt Prophetenkuchen und dann Eierpunſch.“

„Man muß gegen Damen galant ſein“ bemerkte Karl, beſcheiden geſchmeichelt, daß er ſo viel habe daraufgehen laſſen.

„Wir ſind aber auch Damen“, ſagte die Kleine

„Gänſe ſeid ihr", brummte der Bruder, der unterdeſſen fürchterlich unter den Klößen gewüthet hatte.

„Und ich — habe noch etwas ganz Anderes geſehen, gelte Karl?"

„Was haſt du geſehen? Was war es?" riefen die drei Andern.

„Siehſt du, Guſte! wenn du ein einziges Wort ſagſt!" donnerte Karl, heftig auf den Tiſch ſchlagend und den leeren Teller von ſich ſchiebend. „Da muß Einem ja Eſſen und Trinken vergehen! In meinem ganzen Leben rede ich nicht wieder mit dir und vergebe dirs nun und nimmer nicht."

„Ich ſage es nicht, daß du —" jubelte das Kind, um den Tiſch herumtanzend, „ich ſage es nicht, daß du — daß du —"

„Ich bitte euch ums Himmels willen, neckt ihn doch nur nicht!" lamentirte die Mutter dazwiſchen. „Karlchen, ärgere dich doch nicht!

Haſt du denn das Briefchen an den Herrn Geheimen Regierungsrath nach Weimar geſchrieben? Es iſt heute Botentag; der Herr Oberwildmeiſter wollen ſo gutig ſein, es ihm ſelbſt zu übergeben und deinetwegen noch beſonders mit ihm reden. Mein Gott, wenn ſie dir zu Neujahr doch nur ein funfzig Thalerchen geben mochten! Dein ſeliger Vater "

Die vier Schweſtern hatten unterdeſſen heimlich miteinander geflüſtert und gekichert und liefen jetzt, Alle laut auflachend, zur Thure hinaus.

Dem guten Karl Irrlicht war es rein unmöglich, die Mutter anzubeten; er vergaß die Acten und das ganze Elend, daß ſein ſeliger Vater funf Jahre als Acceſſiſt ohne Beſoldung gearbeitet habe; er wußte ganz genau, daß Guſtchen geſehen, wie er Hofſecretairs Roſalien, die bei Verwandten in Jena zum Beſuch war, auf dem Heimwege vom Schutzenballe die Hand geküßt, ja ſie ſogar leiſe umfaßt hatte. Wer

konnte auch immer an das alberne Kind denken, das noch nicht tanzte und das Niemand führte! Er konnte sichs vorstellen, daß die Kleine gehört haben mußte, wie er zu Rosalien sagte: „Machen Sie mich nicht so unaussprechlich elend!“ Und nun erzählte Gustchen das Alles draußen in der Küche den Schwestern! Nein, es duldete ihn nicht länger im Zimmer, er mußte nach, fiel aber draußen dem ungemein höflichen Amtsactuarius in die Arme.

„I Dienerchen, Dienerchen, Herr Accessist! Gratulire nachträglich! Müssen aber nun, da Sie zu Amt und Titel gekommen, hubsch solide werden! Da hat mir mein Lindchen gesagt, daß die Herren Studiosen auf der Rasenmühle wieder einen — mit Erlaubniß zu sagen — Krakeel gehabt wegen des Vertanzens mit der Rosalie und daß der Herr Accessist auch mit dabei gewesen. Bitte ergebenst zu bemerken, paßt sich nicht mehr für einen Mann im Staate,

der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt ist; würde Ihnen unmaßgeblich rathen, sich gar nicht mehr um die Burschen zu kümmern. Das liegt hinter Ihnen, Herr Accessist", schloß der Alte, vergnüglich eine Prise nehmend und selbstzufrieden vor sich hinlachend.

„Das hat die Martine aus Eifersucht gethan; es ärgert sie, daß Rosalie hübscher ist", dachte Karl Irrlicht. Er machte sich jedoch mit größter Höflichkeit vom Herrn Amtsactuarius los; weil er aber die Mädchen bereits wieder in der Wohnstube plaudern hörte, lief er hinaus ins Freie.

Die „fidelen Hauser", die ihm draußen begegneten, grüßten ihn kaum mehr, obschon sie ihn alle kannten, denn er arbeitete ja nun zu den Philistern.

Am andern Morgen war Session und Karl Irrlicht mußte vier volle Stunden still sitzen. Das Bischen Jurisprudenz hatte er bald weg;

er war im Walde mit einem Kukuk vertraut geweſen, der ſchon in eilf verſchiedene Neſter ſeine Eier gelegt hatte, mit privilegirten Mardern, Feldmäuſen, Ameiſenlöwen und ſogar mit einem alten Raben hatte er theils Umgang, theils Streit gehabt oder hatte ihre Mißhelligkeiten geſchlichtet, wenn ſie deren untereinander hatten — das Alles glich dem Menſchen- und Proceßweſen ſo übermaßen, daß ihm ganz leicht zu Muthe geweſen wäre, wenn er nur nicht auf einem und demſelben Flecke hätte bleiben müſſen, was ſeiner urſprünglichen Natur ſehr zuwider war.

In der Angſt dachte er an alle drei Mädchen, denen er den Hof machte, und brannte für alle Drei lichterloh; das fiel aber wiederum in der Seſſion Niemandem auf, denn die alten Herren waren es an ſämmtlichen Acceſſiſten gar nicht anders gewohnt. So ging auch dieſer Tag recht leidlich vorüber.

Nun aber wollte die Mutter, daß er den nächsten Sonntag nach Weimar „mache" (reise), um selbst seine Worte bei dem Herrn Geheimen Regierungsrathe anzubringen, bei welchem sie noch von ihrer Jugend her in gnädigem Andenken stand; die jungen Leute aber hatten der schönen Rosalie zu Ehren den ganzen Sonnabend Kränze gewunden; sie hatten nämlich mit Hofapothekers eine Partie ins Raubthal verabredet, um den Geburtstag des Nichtchens zu feiern; dort sollten Kartoffeln gesotten und Kaffee gekocht werden und die Guirlanden zwischen den Bäumen einen Baldachin bilden, unter welchem die Gesellschaft ihr Mahl einzunehmen gedachte. Karl Irrlicht war mit dazu aufgefordert und überselig. Zwar schickte es sich nicht für ihn, der Angebeteten einen besondern Kranz zu überreichen, er hatte sich aber vorgenommen, mit ihr ein Vielliebchen zu essen und es zu verlieren. Das Geschenk hatte er sich auch schon

ausgedacht, und eine Dute Krachmandeln ſteckte in ſeiner Taſche.

Die Schweſtern waren glücklich auf ſeine Seite gebracht, die Mutter aber fragte immerfort ganz hartnäckig, was doch wol einmal daraus werden ſolle?

In dieſer unangenehmen Lage blieb ihm nichts Anderes übrig, als der Mutter auseinanderzuſetzen, welches Aufſehen ſein Wegbleiben machen müſſe und wie leicht Hofapothekers eine ſolche Vernachläſſigung übel aufnehmen könnten; aber die Alte wollte auch davon nichts hören. Als nun Alles nichts half, fing er an, ſich mit allen vier Schweſtern zugleich zu zanken, behauptete, Roſalie ſei ihm völlig gleichgültig, ihm ſei überhaupt egal, ob er nach Weimar oder zu ihrem Feſte gehe, obſchon es geizig ausſehe, daß er nun davon bleibe und die Kränze und die Muſik nicht mit bezahle. Alle Fünf ſchrien dermaßen durcheinander, daß die arme Frau die

thuringiſche Angſt vor Verdruß überkam, ſo daß ſie endlich ihren Sohn himmelhoch bat, doch lieber mit ins Raubthal zu gehen und gleich den nächſtfolgenden Sonnabend zur Reiſe nach Weimar zu beſtimmen. Mit Hängen und Würgen erhielt ſie es denn vom guten Karl, daß er „ihr zu Liebe“ nachgab.

Am Sonntag Mittag putzte ſie ihn und ſeine vier Schweſtern aufs ſchönſte heraus, und die jungen Leute gingen fröhlichen Herzens dahin; ſie aber blieb zu Hauſe, raumte auf und ſah den Himmel an, ob auch das Wetter gut bleibe.

Das Feſt war, wie alle Partien dieſer Art, „wunderſchön“ und wäre beinahe ohne allen Unfall vorübergegangen, nur wurden Pfänderſpiele geſpielt und beim „Polniſch Bettelngehen“ wollte der alte Amtsactuarius ſeinen Sohn „ſubſtituiren“, worüber Karl Irrlicht wuthend eiferſuchtig ward und in einen ſo elementariſchen

Zorn gerieth, daß er mit einem Male hell auf-flackerte und dem alten Herrn Hemd und Rock-ärmel naßmachte. „Dummkopf!“ ſagte der Teufel, der eben ungeſehen in eigenen Angelegenheiten durch das Wäldchen ging. Der Acceſſiſt erſchrak und warf geſchwind einen Weißbierkrug nach und dem Amtsactuarius auf den Frack, wodurch freilich die Näſſe noch näſſer und der Fleck größer, die ganze Sache aber auch erklärlicher ward.

Als ſie nun Abends Alle ſingend und jauchzend nach Hauſe gingen, konnte Karl Irrlicht wiederum das Verleuchten nicht unterlaſſen; er behauptete jedoch, es ſei ein chemiſches Kunſtſtückchen, der Herr Hofapotheker wiſſe auch darum, werde ihn aber ganz gewiß nicht verrathen. Die jungen Mädchen verſicherten, „es ſei allerliebſt grauerlich, aber ſie begriffen es nicht.“ Der Hofapotheker lachte, Karl lachte auch und winkte ihm zu, worauf dieſer wieder nickte und

ausſah wie „Einer, der wol weiß, wo Barthel den Moſt holt.“ — „Abſcheulich gelehrt waren die Herren“ meinten die Mädchen.

Zu Hauſe angelangt, trat der Acceſſiſt geſchwind vor ſeinen kleinen Spiegel, um zu ſehen, wie ihm der Kuß ſtehe, den ihm die ſchöne Roſalie heimlich im Raubthal gegeben. Da ging ein furchtbarer Larm in den Gaſſen los. „Burſchen heraus! Burſchen heraus! Lichter weg!“ klang es durch die dunkle Nacht. „Verfluchte Philiſter! Hallunken! Wir wollen es euch eintränken!“ tobte es durcheinander und die Tritte der vielen ſchweren Stiefeln und das Raſſeln der ziegenhainer Stöcke auf dem Steinpflaſter machten das Getöſe noch ärger. In Ziegenhain war vor einigen Tagen eine Rauferei zwiſchen den Studenten und den Leinewebergeſellen geweſen, einige friedliebende Philiſter hatten ſich hineingemiſcht, wodurch der Lärm noch größer geworden war. Heute Abend war

es zu einer förmlichen Prügelei gekommen und eben ſollten nachträglich einigen Profeſſoren und Schenkwirthen, vorzüglich aber den verrätheriſchen Pedellen, die Fenſter eingeworfen werden, weshalb der Sicherheit willen „Lichter weg!“ geſchrien wurde.

Karl Irrlicht war ſehr vergnügt. Das war gerade ſo wie ein Wirbelwind im Walde, der einer Windsbraut gleicht, obſchon er nicht ſo vornehm iſt, der das dürre Laub zuſammenkräuſelt, die Vöglein durcheinanderjagt und hie und da ein Bäumchen entwurzelt. Karl lief ſogleich hinab mit auf die Gaſſe.

„Lichter weg!“ hatten die Burſchen geſchrien, und ſchon war es ſtockfinſter in der kleinen Stadt. Die Profeſſoren waren alle in ihre Hinterſtuben gegangen, die Pedelle liefen wie geblendete Luchſe umher und ſuchten vergeblich zu erkennen, wer ihnen die Fenſter einwarf; da konnte der Acceſſiſt es nicht länger aushalten, gerade

vor der Thüre des Magnificus leuchtete er lachend hell auf und zeigte die Radelsführer im vollen Lichte, von denen der Eine eben dem Nachbar des Rectors die Fenſter einwarf, während der Andere des Pedellen ſchöne Frau kußte. „Verfluchter Hund!“ brullten die Studenten; „haltet ihn feſt den dummen Flegel!“ riefen andere Stimmen. Karl Irrlicht aber war ins Tanzen gekommen und tanzte, ein rieſiger Irrwiſch, durch ihre Reihen hindurch. „Seht, ſeht den Kerl!“ ſchrie es von allen Seiten. „Es iſt der Satan! Nein, nein! aber es iſt ja “

„Aber ſo ſag' Er mir doch in mein und aller Teufel Namen, Er gottvergeſſner Wiſch, was Ihm einfällt?“ fragte keuchend der Teufel, indem er Karl Irrlicht, den er beim Schopf hielt, unter eine dicke Buche hinwarf. „Fangt Er da einen Mordſpektakel an um nichts und

wieder nichts! Ein Glück, daß es gerade Sonntag war, wo Der oben nichts ſchafft und ohnehin gegen Abend ein Auge zudrücken muß über die Art, wie ſie Ihn feiern — ſonſt hätteſt du mir ja alle möglichen Fatalitäten über den Hals gehetzt."

„Ach, gnädiger Herr!" erwiderte das Irrlicht noch ganz ſchwach und außer Athem von dem gewaltig raſchen Transport, „ich habe mich nicht ſo geſchwind daran gewöhnen können, wie es bei den Menſchen zugeht; haben Sie nur noch etwas Geduld und laſſen das Ding noch eine Weile ſo fort wahren, ich werde mich wol zurecht finden. Die Jenenſer denken gewiß mehr an die Studenten und an ihre zerbrochenen Fenſterſcheiben, als an mich. Zum Glück war ja auch gar kein Naturforſcher bei der Hand, um mich zu beobachten. Ich möchte gern noch ein wenig „menſchlich" bleiben.

„Findeſt du denn den Lumpenzuſtand ſo ergötzlich?“ fragte lachend der Teufel.

„Das eben nicht; ich mache aber ſo meine ſtillen Vergleiche; und wenn ich künftig wieder als kaltes Feuer über einen Moraſt hintanze, werden mir die Menſchen und ihre Geſellſchaft noch oft einfallen.“

„Aber du haſt ja noch gar nichts geſehen“, brummte Satan; „da könnte ich dir ganz andere Dinge erzählen!“

„Glaub' es gern, Meiſter! Sie ſind aber auch ein Malicer.“

„Dummkopf! Du biſt ja kein Thuringer mehr, was kohlſt du denn da?“ ſchmunzelte der Alte — er hört ſich gar zu gern Herr und Meiſter nennen, und ſo ſprach er im Vergnügen darüber auch gut Thuringiſch mit. — „Nun“, fuhr er nach einer Weile fort, „was willſt du denn jetzt eigentlich werden? Spanier?“

„Bewahre!“ rief das Irrlicht ganz erſchrocken.

„die armen Leute ſind gar übel d'ran mit ihrer kleinen Königin und ihrem großen Espartero — und man intereſſirt ſich nicht recht für ſie. Nein, die Sache muß weiter gediehen ſein, eh' ich mich dazu entſchließe."

„So willſt du ein Deutſcher bleiben?"

„Deutſchland iſt ein weitläufiger Name; das ginge ſchon eher. Aber ich habe gar kein Nationalgefühl und da weiß ich nicht, was ich werden ſoll, Baier, Preuße, Würtemberger, Sachſe oder Hamburger."

„Möchteſt du nicht Lieutenant in Berlin ſein?"

„Eine magere ökonomiſche Stellung für Einen, der das freie reichliche Waldleben gewohnt iſt, das der Lilie ihr Silberkleid, dem Baume ſeinen grünen Schatten gönnt, und Alle von Grund aus leben läßt, die leben wollen. — Freilich aber möchte ich mich gar zu gern in eine wunderſchöne Gräfin verlieben."

„Ach, Kind!“ ſagte kopfſchüttelnd der Teufel, „du biſt da hinten in deinem Waldwinkel nicht recht mit der Zeit fortgeſchritten. Einem armen Lieutenant ſieht heut zu Tage keine wunderſchöne Gräfin mehr an — allenfalls wenn ich dich reich machte. Willſt du etwa lieber Privatdocent oder ein junger Profeſſor werden? Da haſt du auch nicht die Fatalität, dich von deiner berliner Wirthin bemuttern und auf den Pfad der Tugend zurückleiten zu laſſen.“

„Aber ich käme in philoſophiſche Streitigkeiten; ich müßte Partei nehmen für Hegel oder Schelling und Bettina leſen. Ich muß mich wirklich erſt noch viel mehr ausbilden, eh' ich es wagen kann, in Berlin mitzureden, wo faſt Jedermann Alles weiß“, ſagte das Irrlicht ganz beſcheiden.

„Es iſt ja wahr“, entgegnete der Teufel, „du biſt ſo eine Art Waldgewächs, alſo nur friſch und jung.“

„Und dann", fuhr das Irrlicht ſehr ernſthaft fort, „dann bin ich an Reſpect gewöhnt. Wir draußen im Walde ehren Alles, was iſt, und Ihn, der uns gemacht hat; wir ehren den Tropfen Waſſer, der die Sonne widerſpiegelt, bis er vertrocknet; den Bach, der uns und alle Pflanzen ernährt, und den Abendhauch, der die Stille bringt, und die Johanniswürmchen, die ihm an den Blumen vorüberleuchten —"

Der Teufel gähnte. „Ihr ſeid altmodiſches Volk, mit euch habe ich nicht viel zu ſchaffen! Es mag verſchoben bleiben. Du könnteſt auch nach Königsberg —"

„Unter die Malcontenten? Ach, gnädiger Herr! ich hielte nicht bei der Stange, da käme meine Irrlichtsnatur gleich zum Vorſchein."

„Na, meinetwegen, ſo geh' nach Danzig! Darum keine Qualen nicht! Ein Preuße ſcheinſt du doch einmal werden zu wollen, das ſind ſehr legitime Leute."

„Famos!“ ſagte das Irrlicht, noch in ber liner Betrachtungen verſenkt, „famos! aber mir doch zu fedat. Ich kann ja da in der Nähe ein Pole werden —“

„Nein, das verbitte ich mir!“ ſagte ganz trocken der Teufel; „da hinten herum habe ich ſelbſt noch allerhand zu thun. Du kannſt lieber ein Reiſender ſein, gleichviel ob Rheinländer, Lauſitzer oder Weſtphale.“

St. Valère legte das Feuilleton aus der Hand. „Aber er hat dennoch recht, der Schuft. Ich muß jetzt ſelbſt darüber lachen, es iſt Geiſt, viel Geiſt in der Recenſion, und jetzt finde ich die Scene ſelbſt komiſch, um nicht zu ſagen lächerlich. Mein Gott, man kann nicht immer an Alles denken; als ich ſie niederſchrieb, war ich drei Nächte nicht ins Bett gekommen, war zum

Sterben verliebt — und hatte keinen Heller in der Taſche. Nun, dies letzte Glück iſt mir geblieben. Parbleu! Deſto beſſer! So gewinne ich entſchieden an Leichtigkeit."

Er nahm ſein Vaudeville wieder vor und begann zu arbeiten, während er die Melodien, die er den Texten unterlegte, vor ſich hin trällerte.

Ein leiſer Finger klopfte an die Thüre, öffnete ſie jedoch, ohne das „Herein" abzuwarten.

„Ach! biſt du es, Annette? Guten Morgen — oder guten Abend, meine Schönheit, ich weiß wahrhaftig nicht, wie wir in der Zeit leben."

„Hungrig auf jeden Fall", ſagte die ſehr anmuthige Griſette, deckte ein Tiſchchen und ſchob es zwiſchen ſich und ihn. „Nun, und Ihr Vaudeville? Alfred wird auch gleich kommen." Sie bog ſich auf das Manuſcript nieder. „Aha! das iſt die Melodie aus Mademoiſelle de France.

Aber, mein Himmel! was iſt denn das? Das kann ja Aurora gar nicht ſingen! Iſt das eine Art, einer erſten Sängerin die Cour zu machen? Das iſt ja ein Muſikſtuck, das Madame Julien ſingt, es iſt für einen hohen Sopran. Hören Sie doch!" und mit glockenheller, obſchon ungebildeter Stimme ſang ſie ihm das Liedchen. „Ach, Monſieur St. Valère, auf dieſe Art werden wir kein Glück machen!"

„Bah! was willſt du? Madame Julien hatte es geſungen und ich habe die Stimmen verwechſelt. Laß ſehen! Alſo Mademoiſelle Aurora hat nicht die Höhe? Hm, hm!" Er nahm das Manuſcript wieder zur Hand. „Aber es iſt wegen des Einfallens des Chors unumgänglich nöthig — parbleu! ich kann es nicht ändern, auch kein ſo paſſendes Metrum finden! Der Kapellmeiſter kann ja das ganze Stuck um ein paar Töne heruntersetzen."

„O ja; aber Aurora kann auch einen Ver-

ehrer, der nicht einmal den Umfang ihrer Stimme kennt, laufen laſſen!“

„Meinſt du? brrr!“ brummte der junge Mann, im Zimmer auf- und abgehend, wobei er dem Spiegel gegenüber eine Pirouette um die andere machte — „brrrrrr! das kommt von dem Theaterprinzeſſinnenweſen! Siehſt du, Annette! ich möchte wetten, du haſt in deinem ganzen Leben nicht eine ſolche Anforderung an Alfred gemacht.“

„O, mein Herr!“ ſagte die Griſette — ſie ſtand auf, ſchob haſtig das Frühſtück von ſich weg und drückte beide gefaltenen Hände vor die Bruſt — „o, mein Herr, ſein Sie barmherzig! Ich, ein ganz armes Mädchen, was kann ich wol verlangen? Schlimm genug, daß Alfred den böſen Fall auf dem Steinpflaſter that, daß er nicht bis zu ſeinem Hôtel zurücktransportirt werden konnte; noch ſchlimmer, daß ich gerade den Abend ſo früh nach Hauſe kommen mußte

und ihn da fand vor unserer Hausthüre. Dem Mädchen traten die Thränen ins Auge; aber einmal in die trübe liebe Kindererinnerung versenkt, trieb er sie, fortzufahren. St. Valery hatte ihren Arm ergriffen und stand ernst und theilnehmend vor ihr.

„Es war so sonderbar hell in der Straße, ich habe so etwas nie wieder gesehen. Sie standen neben ihm. Der Arm ist zweimal gebrochen, sagten Sie, ich weiß nicht einmal, ob zu mir. Sie kannten ihn damals wol kaum. Mein Gott! wie man ihn dann ins Haus trug und Madame Chappellier gerade ein leeres Zimmer hatte! Da lag er nun und bald mutterseelenallein! Einen alten stumpfen Wächter hatten sie hingesetzt, der immerfort schlief. Das war ein Elend! Und wie ichs am andern Abend fand, daß er gerade unter mir wohne" — ihre Stimme ging in leises Schluchzen über — „der Arme! außer seinem Bedienten kannte er keinen

Menſchen in Paris. Auch Sie kamen nicht! Ach, vergeben Sie mir, St. Valère, damals habe ich nicht geglaubt, daß Sie ſo gut, ſo herzensgut wären!"

„Aber hat denn ſeine Familie wirklich die Grauſamkeit, ihm kein Geld mehr zu ſenden?"

„Leider ja! Der alte Herr, welcher neulich behauptete, Sie plötzlich in lichtem Feuer neben ſich ſtehen geſehen zu haben und darüber in den Waſſergraben fiel — mein Gott! was hab' ich gelacht! Wiſſen Sie nicht mehr, der den narriſchen Schwindel bekam? Nun, dieſer hat an Alfred's Eltern geſchrieben; er hat ihnen erzählt, wie wir zuſammen lebten, uns liebten — und daß Alfred mich heirathen würde. So ein alter Herr, er iſt wahrhaftig wie ein Kind von zwei Jahren!" ſchloß ſie ärgerlich. „Heirathen! uns heirathen!"

„Und mich?" fragte der junge Mann, „hat er mich nicht auch genannt?"

„O, St. Valère! und wenn das auch wäre? Glauben Sie mir, wenn die Eltern so eingenommen sind gegen mich, ist es ganz gleich, ob sie mich nebenher auch noch für Ihre Geliebte halten oder nicht! Aber das Vaudeville", fuhr sie ablenkend fort, indem sie ihre Thränen mit der Rückseite der Hand trocknete, „Sie sagen also, daß Sie des Ensemble wegen —"

Ehe noch St. Valère etwas zu erwidern vermochte, trat Alfred, von mehren jungen Leuten begleitet, ins Zimmer.

„Du hier, Annette? Schade, ich habe bei Sir Fréderic gefrühstückt! Wir kommen, dich abzuholen. St. Valère, wir fahren nach * * *" er nannte eine Restauration außerhalb der Thore — „Crnancemt hat seinen Tilbury, Sir Fréderic ein Coupé. Wir werden dort eben die Landluft genießen und beiher dein Vaudeville — Willst du mit, Annette?"

„Ich habe nothige Arbeit", sagte sie, „es ist Sonnabend."

In diesem Augenblicke fuhr St. Valère mit heftiger zorniger Geberde von seinem Stuhle auf, ergriff Annettens Hand und versuchte sie in ein anstoßendes Kabinet zu ziehen; seine Augen waren fest auf die Zimmerthure gerichtet.

„Was gibts? Was fällt dir ein?" riefen die jungen Leute, von denen einer am Klavier, ein zweiter am Secretair Platz genommen hatte, wahrend zwei auf dem Sopha hingestreckte Fashionables die Beine über Stuhllehnen gelegt etwas wunderlich bequem die Zeitungen lasen. „Was ists?" murmelten auch sie.

Auf der Schwelle in der halbgeoffneten Thure stand ein sehr schöner blonder junger Mann, dessen ganze Erscheinung in jeder Zollange den Engländer aussprach.

Alfred wandte sich und breitete, auf ihn zufliegend, die Arme ihm entgegen. „Bruder!

Alfred! Charles!" tönte es aus Beider Mund. Eng hielten sie sich umschlossen; endlich hob Charles den Kopf, als schäme er sich der in England so ungewöhnlichen Männerumarmung. Beide blickten einander mit dem Ausdruck des größten Glücks in die Augen. „Du hier, guter Charles! Du selbst!" flüsterte Alfred. „Nun wird Alles gut werden; du wirst sie sehen und Alles begreifen!"

Charles drückte ihm schweigend die Hand, ein schmerzliches Zucken überflog seine Augen, seine Stirn, und verzog die stolzen Lippen bis zum Zittern, aber er erwiderte nichts. Sein Blick durchspähte das Zimmer; dann wandte er seine Aufmerksamkeit gewaltsam dem die Brüder umstehenden Kreis der jungen Leute zu. Alfred stellte den Freunden seinen Bruder vor; die Landpartie kam dabei zufällig mit zur Sprache. Charles hielt sogleich den Plan fest, behauptete, die ganze Nacht auf der letzten Station zu

ſchlafen zu haben wie ein Murmeltbier und erbot ſich, die Andern zu begleiten. Der lauteſte Jubel der Freunde verſchloß Alfred's Lippen.

St. Valère und Annette waren verſchwunden.

Während des nun allgemein werdenden Gevrachs ſchlich Alfred zu ihr hinuber. Annette ſtand mitten in ihrer Stube; ſie weinte und zitterte an allen Gliedern ſo heftig, daß ſie mit beiden Händen an einer Stuhllehne ſich feſthalten mußte. St. Valère ſtand neben ihr und flüſterte, dicht uber ſie hingebeugt, allerlei wunderliches Zeug ihr zu. Er kam Alfred ungewöhnlich groß und ganz ſeltſam vor, und trotz ſeiner innern Erregung und dem Wunſche, ſich gegen die Geliebte auszuſprechen, feſſelte ihn ein unbegreifliches Etwas an die Zimmerſchwelle.

St. Valère ſprach von Flucht und troſtender Waldeinſamkeit, von der lauen Frühlings-Nachtſtille und den allmälig in ihr verhallenden grellen Lauten des Lebens. Er beſchrieb das

den Tag überwachsende Dunkel, das leise und leiser auf die warme Erde sich legt; er erzählte von den Vöglein, wie eins nach dem andern verstummt, zuletzt hört man nur noch das Hämmern des Spechts an der Buche, der sein schlagendes Picken tief in die Nacht hineindehnt; die Käfer und Wasserinsecten surren und summen noch lange an den Grashalmen fort, aber immer undeutlicher werden ihre Töne, jetzt erhebt sich der Silberklang des Glockenfrosches, ihm antwortet der schwermuthige ferne Unkenruf — und inniger, wehmuthig wollustiger fließen alle Stimmen ineinander! Eulen und Nauzchen, Fledermaus und Nachtfalter durchschwimmen mit unhörbarem Flügelschlag die Luft. Man glaubt den Herzschlag der Erde hören zu können, so unbegreiflich zauberisch still ist die Welt!

Annette hörte oder hörte nicht; aber sie schien ruhiger zu werden und saß in den Stuhl, an

dem ſie ſo lange ſich gehalten. „Was hat ſie nur?“ dachte Alfred, und wagte dennoch nicht, die Antwort ſich zu geben.

St. Valère ſprach noch immer fort, zuletzt ſchilderte er ihr das Schlafwachen der Natur, das phantaſtiſche Aufwogen des träumenden Windes, die ſeltſamen, klagartigen Laute der Nacht, die durch ſie hinleuchtenden Augen des Luchſes, der Wieſel und Marder geiſtergleichen Gang, wie ſie alle lauernd und ſchleichend aus der Waldestiefe, wie vergeſſene Schatten des Tages, hervorkommen und endlich in der Mitternacht, die Alles überdeckt, verſchwinden.

Plötzlich rief Annette: „Ach ja! ja, ſo iſt er gekommen, um mich von Alfred loszureißen. Wie er es machen wird, weiß ich nicht; es iſt auch einerlei, denn ich werde daran ſterben!“

Alfred erſchrak bis ins tiefſte Herz; ihm war, als fiele die Decke ein, als krache der Boden unter ſeinen Füßen.

Ein ungeheurer Zorn flammte in St. Valérens Zügen auf. „Sterben? Sterben vor deiner Zeit?“ schrie er laut. „Du armes Menschenkind! Warte, warte!“ jauchzte er, plötzlich zu rasender Wildheit gesteigert, „ich habe dir noch nicht Alles gesagt! Oh! ohe! Ich werde dir helfen und Allen! Laß du sie nur die Landpartie machen! Weißt du“, fuhr er leiser fort, „im kleinen Gehölz, seitwärts von der großen Allee ab, das dunkle Gebusch? Es birgt seine Lache so gut, wie die Waldungen meines Vaterlandes; dort auf dem Ruckrege flackern wir im Tanz wild und sacht. Hei, he! der Morast ist tief. Auf und ab, drüber hin und her! Heisa, hell! Es schluckt ihm den Odem aus der tückischen Brust! Heisa! heisa! heisa!“ jubelte er wieder in immer wilderm Tone, wie ein Wahnsinniger im Zimmer herumschwirrend und springend.

Annettens Kopf war auf die Stuhllehne zu

rückgesunken; sie hörte nicht mehr und schien trotz dem Lärmen, aus Ermattung eingeschlummert.

„Großer Gott, er ist wahnsinnig!“ sagte Alfred zu sich selbst. „Nimm dich in Acht, Annette!“ rief er unwillkurlich laut

Plötzlich stand St. Valère ganz ruhig vor ihm. Er legte die Finger auf die Lippen und sah wieder wie gewöhnlich aus. „Still!“ sagte er nach einigen Secunden; „sie schläft, ich habe sie magnetisirt. Deines Bruders Ankunft hat das arme Ding erschreckt.“

Alfred hatte in so kurzer Zeit allzuviel Eindrucke empfangen, er vermochte nicht, sie zu ordnen. „Sie schläft?“ wiederholte er mechanisch und schlich leise zu ihr. Sie athmete sanft wie ein Kind. Er nahm sie in seine Arme und legte sie auf das Sopha; sie schlief fort. Ihm ward schwindlig, wie Einem, der innere Glockentöne hört und gestaltlos schwimmende Farben

ſieht. Willenlos ließ er ſich von St. Valère fortziehen.

Die jungen Leute ſtanden, ihn erwartend, auf dem Flur; St. Valère machte ſich Charles ſelbſt bekannt und die ganze Geſellſchaft fuhr unter lautem fröhlichen Gelachter nach Fontainebleau.

Viele Tage waren ſeit jenem Morgen vergangen; todtenbleich und erſchöpft ſaß Alfred auf ſeinem Zimmer, vor ihm ſtand der gepackte nach England bezeichnete Koffer. Die Thüre der Nebenſtube ſtand weit auf, Annette bewohnte ſie nicht mehr.

Alfred hielt ein Blatt Papier in der Hand, das er zum zwanzigſten Mal zu leſen verſuchte; er wußte längſt, was darin ſtand, doch hatte nur ſein Herz den unglücklichen Brief geleſen. Er lautete:

Mein theurer Alfred!

Wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, bin ich weit von hier, mein guter Freund! in einem fremden Lande, in dem ich, wie ſie ſagen, mein Glück finden ſoll. Mein Gott! mein Glück war immer bei Dir. Sie wollten mich verheirathen und ſagten mir, das ſei das ſicherſte Mittel, Dich dahin zu vermögen, eine glänzende Partie zu thun, zu welcher Dich Dein Stand, der Reichthum Deiner Eltern und ihre Liebe beriefen. Mein Freund, ich glaube das nicht; wenn Du eine große Dame heirathen mußt, wenn Du dadurch vielleicht ein reicher, mächtiger Herr wirſt und das engliſche Parlament regierſt, ſo wird es Dich gewiß nicht glücklicher machen, wenn Deine arme Annette einen ehrlichen Mann betrugt. Es gibt elende Menſchen genug in der Welt. Mein Alfred! — Gott, nein, nicht mehr mein Alfred! Du mußt nicht unnütz ſor-

gen um mich. Man hat mir Geld, viel Geld gegeben; verzeih, daß ich Dir es wiederſchicke, ich kann es nicht mitnehmen. Aber Alles, was Du mir geſchenkt haſt, das Medaillon, die Kette, das ſeidene Kleid, Alles, was Dir ſo ſchwer wurde, mir anzuſchaffen und mir ſo ſchwer, es zu behalten, das Alles nehme ich mit mir.

Frage nicht, wohin ich gehe, ich habe Deinen Bruder und ſie Alle betrogen und bin nicht dorthin gegangen, wohin ſie mich ſchickten; aber wiederſehen ſollſt Du mich nie, mein lieber Engel! Auch St. Valère, den ich herzlich grüße, weiß nicht, wo ich bin. Aber Gott wird mir gewiß Nachricht von Dir zukommen laſſen, und die Überzeugung, daß es gut war, Dich zu verlaſſen, und daß Du ſehr glücklich geworden biſt. Ich bitte ihn, daß Du nur nicht krank werdeſt aus Kummer. Siehſt Du, ich ſchreibe auf den Knieen, als laze ich vor dem

heiligen Altar der Mutter Gottes. Sei mir ja glücklich!

Deine Annette.

St. Valère hatte den Brief mit gelesen; als Alfred ſich mit thränenüberſtrömtem Geſicht aufrichtete, ſtand der Freund neben ihm.

„Sieh“, ſagte Alfred und hielt ihm das Blatt hin, „acht Tage, acht lange Tage habe ich ſie unaufhörlich geſucht, nicht einen Augenblick geraſtet, das iſt das Ende!“

„Ich weiß“, ſagte St. Valère kurz, „der Alte hatte Recht. In Thüringen hatte ich nichts geſehen. O dieſe erbärmlichen und erbarmungsloſen trockenen, hölzernen Wichte!“

Alfred hatte die wunderlichen Worte überhört. „Nie wiederſehen! nie?“ wiederholte er leiſe vor ſich hin; „und — wie er ſie nur dahin vermocht hat, mich zu verlaſſen?“

„Das ſteht Alles in dem Briefe“, ſagte St. Valère.

„Aber wie konnte ſie es?“ fuhr Alfred fort „Anderthalb Jahre haben wir jeden Gedanken, wie jeden Biſſen Brot miteinander getheilt! Ach, St. Valère! du ahneſt nicht, was ſie für mich gethan, was Alles mir geopfert! Meine Launen, meinen Mismuth, meine Verzweiflung über meiner Ältern Härte, die ſeit acht Monaten mir keinen Schilling ſandten, um mich zur Rückkehr zu zwingen, Alles, Alles hat ſie mit mir getragen, oft Wochen, Monate lang mit ihrer Hände Arbeit mich und ſich erhalten. O, ich war oft unleidlich; aber nie, nie, das ſchwere ich dir, hatte ich mit Undank ihr vergolten, nie hätte ich ſie verlaſſen.“

„Eben darum“, ſagte ruhig St. Valère, „hat dein Bruder ſie freundlich gezwungen, dich zu verlaſſen.“

„Menſch!“ rief Alfred ganz außer ſich, „haſt du denn kein Herz?“

„Mensch?“ wiederholte St. Valère. „Schimpfe mich nicht, was geht ihr mich an!“

Er wandte ihm den Rucken und ging.

Es war in einer lauen Sommernacht, als man eine arme Nähterin des Faubourgs St.-Antoine still und geräuschlos beerdigte. Es wußte Niemand, woran sie eigentlich gestorben. Sie hatte so hingelebt, wie Tausende ihrer Art. Sie hatte ein ganz kleines Mädchen bei sich gehabt, das man nun ins Waisenhaus brachte. Es wußte Niemand im Hause, ob es ihr eigenes Kind gewesen, nur sagten ihre Stubennachbarn, die denselben Stock mit ihr bewohnt, daß sie die Kleine nie geschlagen und sie aufs Zärtlichste geliebt habe.

Ein wunderlich aussehender Literat hatte die arme Grisette dann und wann besucht. Man

wußte nicht, was er für ein Landsmann, es kannte ihn auch Niemand näher; nur erzählte man, daß er der Verfasser der artigen Vaudevilles sei, die eben in Paris en vogue waren und sehr gefielen. Er hatte eine Beschützerin oder Geliebte beim Theater, die Primadonna war und welcher er die seltsamsten Rollen in diesen Stücken schrieb. Abwechselnd stellte sie alle möglichen Naturerscheinungen vor, besonders oft weibliche Irrlichter, und man versicherte, daß dies Fach ihr ganz vorzüglich zusage.

Überhaupt hatte der junge Dichter eine ganz entschiedene Vorliebe für Naturgeister, denen er eine genaue Individualität verlieh. Er soll sogar einmal einen faulen Weidenstamm auf die Bühne gebracht haben, den Elfen verehrten und der im Dunkeln leuchtete und das ganze Theater erhellte. Die Leute sagten, es sei eine schlechte Nachahmung von Correggio's Nacht

Andere meinten, es sei eine feine Anspielung auf die Naturphilosophie.

An dem Tage, an welchem in Frankreich die arme Grisette begraben ward, stand Sir Alfred G. in England mit einer schönen blühenden Braut am Altare, der er kalt und gelassen den Arm bot, um sie nach der Ceremonie aus der Kirche zu führen. Der junge Mann sah sehr bleich und krank aus. Als die Wagenreihe der Verwandten und der Hochzeitsgäste das Landhaus erreichte, zu welchem sie das junge Paar geleiteten, fehlte der Bruder des Bräutigams, der sie Alle empfangen sollte.

Man hat nie wieder von ihm gehört; es hieß, er sei beim Entgegenreiten in einem den Park begrenzenden Moraſt verunglückt. Durch seinen Tod ward der neue Ehemann, dessen Vater wenige Wochen später verschied, Lord und Besitzer eines großen Vermögens.

„Nein", ſagte Satan, „du biſt ein Schalk; ich will es aber nicht, daß du in meine Angelegenheiten dich mengſt. Treiben dir's die Menſchen zu bunt, ſo ſcher' dich in deinen Wald zuruck, aber bleibe mir mit deiner Irrlichtsmoral vom Halſe!"

„Moral! Moral!" lachte das Irrlicht, das heißt, es zukte in tauſend und aber tauſend Flämmchen auf. „Das arme Ding quälte ſich unnütz; ich war am Ende ſo menſchlich geworden, daß ich mich bei einem Haar ſelbſt in ſie verliebt und ihr meine Hand geboten hatte."

„Du biſt nicht geſcheidt", unterbrach ihn der Teufel. „Solche Mesalliancen gibt der Alte nicht zu. Was gabe denn das fur Racen? Daß du mir den blonden Schlaraffen zugeſchickt haſt, iſt ganz gut; der Narr iſt vor lauter Vortrefflichkeit ein Schuft. Indeſſen ſind wir doch noch nicht ganz einig uber ihn, der Alte und ich; aber nur vorwärts!"

Am karlsbader Mühlbrunnen ſtand eine Gruppe junger Herren und Damen, Alle blickten in ein gedrucktes Blatt, das die jüngſte und hübſcheſte unter ihnen in der Hand hielt und laut daraus vorlas. Es ſchien, daß Alle den Genuß des Sehens und Hörens vereinen wollten; nur ein einziger blonder Offizier ſah die Vorleſerin ſtatt des Blattes an und machte dabei ein zweifelhaftes Geſicht, von dem ſchwer zu ſagen, ob es Entzücken oder Verblüffung ausdrückte.

„Gott ſei Dank!“ ſagte ein vorübergehender, ſcharf um ſich blickender junger Mann, — es war ein Dichter — „ſehen Sie, Baron! da ſteht ein Verliebter! der Erſte, den ich in der ganzen Saiſon hier gefunden!“

„Ach, lieber Freund!“ erwiderte der Baron, „Sie ſind ſchon wieder auf dem Holzwege! Sie ſind ein poetiſches Gemüth! Der gute Elsthal iſt taub und arm; er hat ſich vorgenom-

men, hier eine Partie zu thun. Die kleine Comteſſe iſt ſchön und ſehr reich; er kann aber nicht verſtehen, was ſie lieſt."

„Was lieſt ſie denn eigentlich?" fragte ein hinzugetretener dritter Waſſertrinker in einem feſt zugeknöpften braunen Oberrocke.

„Was ſie lieſt? Was ſonſt als das neugebackene karlsbader Tageblatt. Es iſt ein hubſcher Einfall eines ſehr geſcheidten Israeliten den wir hier haben; er beſchreibt uns alle Morgen auf die pikanteſte Weiſe, was wir am Abend vorher in der vomadigſten und langweiligſten Weiſe gethan."

„Leſen denn das auch geſcheidte Proteſtanten oder nur geſcheidte Katholiken?" fragte ganz ernſthaft der Braune.

„Sind Sie klug, Wallſtein?" rief der Baron. „Was geht denn das die Religionen an?"

„Ich verſtehe ihn", ſagte der Dichter. „Aber wir ſprachen von Nationalität und die iſt hier

bei bezeichnend, denn ein geiſtreicher Jude faßt immer ſchärfer auf, als ein geiſtreicher Chriſt."

„Zugegeben", ſagte der Braune, „und nicht ohne Urſache!"

Der Dichter ſah ihn an und lächelte. „Zugegeben, Wallſtein; aber", fuhr er ernſter fort, „mehr als dies Zugegeben vermag unſere Zeit noch nicht. Warten wir es ab."

Die kleine Comteſſe las eben unter allgemeinem Jubel:

„Seit geſtern, Nachmittags vier Uhr, ſind wir ſo glücklich, den liebenswürdigſten und ungewöhnlichſten Reiſenden unſeres Jahrhunderts in unſerem Dampfkreiſe zu beſitzen. Von Geburt ein Deutſcher, verſchmähte Baron M. dennoch nicht, die reiche Laufbahn ſeiner Studien in unſerm Grätz zu beſchließen, wo wir vor einer Reihe von Jahren ihn zuerſt geſehen. Damals ſtand er in enger Verbindung mit den feurigſten jungen Italienern jener unruhigen Zeit.

deren ſüdliche Lebensglut er in jeder Beziehung zu überbieten ſchien. Von Grätz aus reiſte er nach Ungarn, wo wir ihn in der brillanten Uniform eines Obriſten wiedertrafen. Er entwickelte in den höhern Sphären der Geſellſchaft die gewinnendſten Talente, ſang, ſpielte Guitarre und Clavier, improviſirte, tanzte, ritt, fecht — Alles meiſterhaft; und wir ſahen ihn in ſo zauberiſcher Schnelle eine Reihe glänzender Liebesſiege verfolgen, daß wir kaum umhin konnten, den frühern Revolutionair für einen geſchickten, blaſirten, routinirten René zu halten.

Aber in dem kleinen Fabrikſtädtchen B. brach ein furchtbares, allen Löſchanſtalten trotzendes Feuer aus. Viele Tage hindurch zehrte die leckende Flamme am Marke unſerer Wohlhabenheit. Unter einſtürzenden Dächern und Mauern, durch Waſſerfluten hin über morſche Balken wegſchreitend, die unter ſeinem Tritte zuſammenbrachen, ſahen wir den Damenliebling plötzlich

die Kenntniſſe des reifen Ingenieurs, die Kraft und Gewandtheit des ſtärkſten Mannes entfalten. Baron M. rettete Hunderten Beſitz und Leben und ward der Abgott der ihm Dank zujauchzenden Burger.

Zwei Jahre ſpäter finden wir ihn in der Walachei als Geologen und Bergmann wieder, ſehen ihn Minen ſprengen, Gruben eröffnen und den ganzen dortigen neuen Bergbau mit der Beſonnenheit eines erfahrenen Technikers leiten, und bald darauf in Italien bei der eben dort ausgebrochenen Cholera als Mediciner am Bette der Kranken ſie ärztlich pflegen und bewachen. Hoſpitäler grunden, Gräber und Beerdigungen beſorgen. Vor wenig Monaten taucht er in Paris als Magnetiſeur auf, wo die unglaublichſten Erſcheinungen des Somnambulismus ſeine Gewalt über die mit ihm in Rapport Stehenden beweiſen.

Mit dieſer chamäleontiſchen Gewandtheit ver-

eint Baron M. die blühendſte Geſundheit des Jünglings und die volle Kraft des Mannesalters, und ſcheint ſemit durch jede Vergunſtigung der Natur und des Geſchicks uns den Begriff eines möglichen Menſchenglucks erhalten zu wollen, das den Meiſten unſerer Zeitgenoſſen zur Tradition einer ehemaligen Götterwelt geworden."

„Ach!" riefen alle Damen wie aus Einem Munde, „und dieſer Wundermann, dieſer Salamander, dieſer Zauberer und Herenfurſt iſt hier? Hier in Karlsbad? Wer kennt ihn? Wer hat ihn geſehen?"

Aber — Keine hatte ihn geſehen.

Die drei Freunde, welche wir eben eingeführt, ſcherzten noch eine Weile uber die neue Erſcheinung. „Sollte er nicht ein bloßer Spaß des Redacteurs, ſo ein Monsieur ni vu ni connu ſein, mit dem man die Kinder ſchreckt?" meinte der Baron.

„Bewahre!“ sagte der Braune, „es ist eine indische Gottheit, ein Mahadöh, der sich verkörpert.“

„Oder eine neue Personification des ewigen Juden“, meinte der Dichter.

Indem schritt ein auffallend schöner großer Mann zwischen die Redenden mitten hindurch; sein durchdringender Blick fiel auf das Tageblatt in der Hand der Comtesse und glitt dann auf diese hinüber. Ein kaum merkliches Lächeln zuckte wie ein Wetterleuchten über die edlen Züge. Er grüßte leicht, betrat die Brücke und bog um die nach der Egerstraße führende Gassenecke.

„Das war er!“ riefen unwillkürlich Alle.

Die Damen zogen diesmal sämmtlich die Egerchaussée, den Weg nach dem Posthofe vor; die jungen Männer fanden das Wetter abscheulich, gingen Alle nach dem Elephanten und verlangten eine halbe Stunde zu zeitig den Kaffee, die Cigarren, die Zeitungen. Die unglücklichen

Aufwärter konnten gar nicht fertig werden. Die Ehemänner schlugen ihren Gattinnen entfernte Bergspaziergänge im Schatten vor; die drei Freunde aber blieben am Brunnen und lachten.

Aber doch wußte man Abends in jeder, auch der kleinsten Coterie, wen der Baron M. gegrüßt, wo er gespeist, wen er kennen gelernt habe; ja sogar, wem er morgen den Hof machen werde.

Drei Tage später kamen seine Reit- und Wagenpferde; lauter Vollblut- und Racethiere. Von dem Augenblicke an zweifelten alle Männer an seiner Redlichkeit; denn welcher Privatmann konnte sechzehn solche Pferde sich halten? Nicht einmal Fürst Pückler — und nun gar ein deutscher Baron! Unmöglich!

Noch zwei Tage später wußte man in der ganzen „besten" Gesellschaft von fünf Verhältnissen, die er mit schönen Frauen in Wien, Paris, Rotterdam und London gehabt, von

drei irgendwo trauernden Bräuten, die er verlassen, und von sechs oder sieben ihm fluchenden Älternpaaren. Gerade als die Woche um war, gab er im Posthof einen glänzenden Ball. Alle Welt war dort; es war delicios. Beim Schlusse des Festes fehlten drei Damen. Wie es schien, hatte der ebenfalls fehlende Wirth sie alle Drei entführt.

„Nun, hast du nun endlich ein Verhältniß mit einer schönen Gräfin gehabt?" fragte der Teufel das Irrlicht, das unter dem saftigen Blätterdache einer alten bemoosten Eiche hin- und herwogte und dem ersten Mondviertel zuleuchtete. „Mehrere, Meister!" erwiderte der Waldgeist. „Es war eigentlich nicht der Rede werth. Ich fuhrte sie alle Drei, versteht sich, jede einzeln, dem marienbader Moor zu, ließ jedesmal meine Pferde im Schlamm versinken,

ging, Hulfe zu holen, und kehrte nicht zurück. Es muß spaßig gewesen sein, als am nächsten Morgen die drei in nächster Nähe voneinander haltenden Equipagen sich gewahrten und begrüßten. Schade, daß ich's nicht erlebt habe, denn in dem Augenblicke hattet Ihr mich schon —"

„Gerettet!" brummte der Teufel. „Du hast da wieder elementarisch großartig dummes Zeug gemacht! Kein vornehmer Mann betrügt drei Comtessen auf ganz gleiche Weise."

„Meint Ihr, Meister? Mir scheint die ganze Männer- und Weibermanier in diesem Punkte überall viel Ähnliches zu haben. Ich bin nun Thüringer, Preuße, Ungar, Walache und Franzose gewesen — nein, halt! ein Franzose macht es etwas anders, er ist roher, aber poetischer dabei. Im Allgemeinen fand ich jedoch eine wirklich ermudende Gleichförmigkeit, eine durch alle Classen sich hinziehende Wiederholung —"

„Halt's Maul!" sagte der Teufel. „Wir

verſtehen nichts von der Civiliſation, mein Beſter! Wo die anfängt, hört Ihr auf!“

„Ob ich nicht lieber nun im Walde bleibe?“ dachte das Irrlicht.

Indem erhoben ſich die getragenen, ſchwermuthsvollen Töne einer Clarinette, die, ſehnend an den Bergſpitzen und Baumgipfeln hingleitend, den ganzen Wald wie mit Maienduft erfüllten. Es war, als wurde die Welt plötzlich ſo wehmuthig ſchön, daß man jede Minute betrauern muſſe, daß ſie verfloſſen, und jede jubelnd begrüßen, daß ſie zum Träger eines ſo zauberhaften Glückes geworden.

Ein junger Mann und ein wunderbar ſchönes Mädchen traten aus dem Gehölz. Er war der Virtuos und hielt ſein Inſtrument noch in der Hand. Beide ſetzten ſich zuſammen ins Gras. Der Mond ſtand nun ſchon hoch und beleuchtete die anmuthigen Geſtalten. „Jetzt iſt es an dir, Editha!“ ſagte der junge Mann.

„Meinetwegen", erwiderte ſie; „aber bilde dir nicht ein, daß ich's für dich gemacht."

Er ſchüttelte traurig das Haupt. Während ſie mit entzückend klarer Stimme ein Lied ſang, blies er, dann und wann einfallend, eine Art obligater Begleitung zu der Melodie deſſelben. Er verſtand es, alle die in der nächtigen Stille fehlenden Frühlingsſtimmen wie durch Zauber zu erſetzen. Bald klang es, als zwitſcherten erwachende Vögel, bald wogte es wie ein ferner Luftſtrom über den Bergwald hin, es trieſelte als Felsbächlein durch die Runſt, es ſummte wie eine geſchäftige Inſektenwelt in emſiger Einförmigkeit fort, ja, es rief mit Poſthornlauten aus der weit entlegenen Thalſchlucht herauf.

„Das nennt man plaſtiſch in der Muſik", bemerkte der Teufel dem Irrwiſch, „und landſchaftlich. Mich wundert nur, daß er nicht ein wenig heulenden Sturm und rollenden Lawinendonner macht!"

Das Mädchen ſang:

Wenn der Blütenſtaub der Weiden
Niederflicgt ins ſtille Thal,
Werd' ich mit dem Frühling ſcheiden,
Küß' ich dich zum letzten Mal!

Denn mich locken die Verwandten,
Mich, der Elemente Kind;
Was geſtaltend hier ſie bannten,
Löſen leiſe ſie und lind.

Dann umſchmeichl' ich dich als Welle,
Spiel' als Zephyr dir im Haar,
Flattre vor dir als Libelle,
Jung mit jedem jungen Jahr.

Lieg' als Ranke dir zu Füßen,
Blick' als Blume dir ins Herz,
Grüße dich in tauſend ſüßen
Lenzgebilden — ohne Schmerz.

Das Irrlicht ſeufzte; ja, es ſeufzte vor Vergnügen. „Gott!“ dachte es, „mit den ſchönen Gräfinnen war's nichts und nun führt mir der Himmel dies Engelsangeſicht zu, das rein elementariſche Geſinnungen hat!“

„Bewahre!“ ſagte der Teufel, „die Kleine iſt in einen jungen Philoſophen verliebt und hat ſeitdem antediluvianiſche Erinnerungen und neigt ſich zum Pantheismus. Die Herren krabbeln immer an meiner Thüre herum, um zu wiſſen, was ich und „der Andere“ zuſammenbrauen.“

„Ach, Editha!“ flüſterte der Muſiker, „welch ein Gotteshauch weht aus deiner Stimme mich an! Ich fühle und begreife die Kunſt der alten Meiſter nie beſſer, ich empfinde die ſchöpferiſche Kraft, die der Menſchenſeele innewohnt, nie tiefer, als wenn ich dich höre! Du machſt mich fromm — ach! wendete ſich nur dein Geiſt nicht dem Abſtracten, dem ungläubig Forſchenden zu! Du, ſelbſt eine Offenbarung des Höchſten, fühlteſt an dir die Beglaubigung aller Wunder unſerer Religion empfinden! Denn eine reine Jungfrau iſt ja das Sinnbild alles Göttlichen auf Erden!“

In dieſem Augenblicke ſtürzte ein zweiter junger Mann aus dem Gebüſch hervor und blieb mit dem Ausdruck der Verzuckung vor Editha ſtehen. Seine vollen ſchönen Lippen bebten vor Aufregung, ſeine Pulſe flogen, ſeine Augen flammten. Mehre Minuten ſtand er, wie geblendet, vor dem Mädchen ſprachlos, endlich rief er: „Ja, Sie waren es! Sie haben mir die Seele aus dem Körper geſungen!“ Er zitterte ſo heftig, daß er ſich an einen Baum lehnen mußte; ſein Blick brannte fort, aber die ganze Kraft ſeiner jugendlichen Geſtalt war wie zerbrochen. Der Muſiker fing ihn in ſeinen Armen auf; der Fremde lehnte ſeinen Kopf an deſſen Bruſt und lag eine Weile wie beſinnungslos. Endlich brachen leiſe Thränen aus und überſtrömten ſein Geſicht; aber ſelbſt in dieſem kaum bewußten Zuſtande blieb ſein Auge ſtarr an dem Antlitz des ſchönen Mädchens haften.

Auf dieſe ſchien der ganze Vorgang wenig

findruck zu machen; ſie mochte dergleichen ge
wohnt ſein, denn ſie blieb ganz gelaſſen.

„Wer iſt denn Der?“ fragte heimlich das Irrlicht. „Ein Irländer“, erwiderte der Teufel. „Ich will auch ein Irländer werden!“ rief das Irrlicht.

Allmälig hatte ſich der Fremde gefaßt. Ein beguttigend freundliches Geſpräch, das er jedoch oft durch rhapſodiſche Ausrufungen unterbrach, erläuterte, daß er mit dem Muſiker und Editha im nämlichen Hauſe wohne, ohne es zu ahnen. Die beiden jungen Männer brauchten eine Waſſerkur in der Nähe und verlebten einige Wochen in der Familie, der das Mädchen angehörte.

Es entſpann ſich nun gar bald ein anmuthiges Liebesſpiel unter den jungen Leuten. Editha nahm Beider Huldigungen freundlich hin, doch war es leicht zu ſehen, daß ihre Gedanken eine ganz andere Richtung verfolgten und ihr Herz einem fernen Gegenſtande entge

genschlug. Die Ältern des Mädchens, brave Försterslente, hatten deß wenig Acht; sie hatten zu viel Anderes zu thun, kümmerten sich daher nur wenig um ihre Miethsleute und ließen das schöne Kind ruhig gewähren.

Da kam eines Abends noch ein dritter Gast hinzu; er gab sich James als dessen Landsmann zu erkennen und theilte ihm eine Menge Nachrichten aus ihrer gemeinschaftlichen Heimat mit. Die Darstellung der dort mehr und mehr um sich greifenden Noth, des steigenden Jammers der Armuth, stürzte James in Verzweiflung; er lief erhitzt den ganzen Tag umher und entwarf tausend Pläne, dem Unheil zu steuern, zeigte sich zu jedem noch so schweren Opfer bereit und schrie unaufhörlich: **I love my country** (ich liebe mein Vaterland)! Dann versank er abwechselnd in dumpfes Hinbrüten, erklärte Editha zum zwanzigsten Mal seine heftige Liebe und beschwor sie, ihn zu heirathen,

damit er zurückkönne nach Irland, um sein Vaterland retten zu helfen und gemeinschaftlich mit ihr die Bauern auf seinem Gute zu beglücken.

Das Mädchen wiederholte ihm, daß sie Deutschland nicht verlassen könne und ihn nicht liebe; sie ließ ihn sogar errathen, daß ihr Herz einem Andern geneigt sei.

„Heirathe mich! Heirathe mich!" bat er, ohne darauf zu achten. „Kein Anderer wird so dich lieben, kein Anderer dich so unsäglich glücklich machen!" Dabei zählte er ihr aber all' seine Fehler auf, gestand ihr, daß er ein Trinker, ein Spieler und Raufer sei, daß er bis jetzt ein wüstes, liederliches Leben geführt habe; aber darum müsse sie ihn heirathen, damit er ein ganz anderer Mensch werde. Sie solle, sie müsse ihn retten und mit ihm seine Unterthanen beglücken.

„Ja, ich liebe mein Vaterland!" rief er in

höchſter Aufregung; „aber ich werde nichts, gar nichts für daſſelbe thun ohne dich!“

So blieb er denn Tag um Tag, ohne andere Entſcheidung, faſt Stunden lang ihr gegenüber mit ſeinem Liebesweh, weinte, wüthete. Zuweilen erſchreckte ſie das heftige Weſen; ſie war beſorgt um ſeine Geſundheit, ſein Leben, und doch vermochte ſie ihm nicht mehr zu gewähren, als eben dieſe tiefe, innere Mitleidsqual, zu welcher er nach und nach ihre Empfindung geſteigert hatte.

Der neue Ankömmling, eine höchſt angenehme jugendliche Erſcheinung, entwickelte alle möglichen nationellen Ähnlichkeiten mit James, aber auch einiges individuelle Heitere. Er war um mehre Jahre jünger und ſtrahlte vor Frohſinn. Auch er verliebte ſich in Editha und erklärte ſich; auch er ward abgewieſen. Auch er wollte ins Waſſer ſpringen, vergaß es aber über einen in der Nähe abgehaltenen Pferdemarkt,

auf welchem er, ſtatt eines lange gewunſchten Rappens, einen Windhund kaufte.

Als er zurückkehrte, war gerade das Gefuhl der Freundſchaft das vorherrſchende in ſeiner Seele geworden. Er beſchwor die Geliebte, ſeinem Freunde anzugehören, dem er ihren Beſitz zu opfern feſt entſchloſſen ſei. Als er auch hierauf ein ſehr beſtimmtes Nein erhielt, ſuchte er James zur Abreiſe zu bewegen; als auch das mislang, wollte er ihn gewaltſam entführen. Nach einem ſolchen Ausbruch blieb James, in Kummer aufgelöſt, auf dem Sopha liegen. Paddy — ſo hieß der andere Irländer — eilte auf der Stelle fort in die weite Welt!

„Du mußt ſie verſöhnen, Editha!“ bat der junge Muſiker. „James kann es nicht ertragen, es laſtet zu Viel auf ihm.“

Ein lautes, ſo herzliches Lachen, in das unwillkürlich der Virtuos, Editha, ja ſelbſt der melancholiſche James leiſe mit einſtimmten, weil

es gar zu liebenswürdig und frisch klang', unterbrach die Ermahnung.

Paddy war, statt in die weite Welt, ins enge Wirthshaus des nahen Städtchens gegangen und tipsy (was wir besitzt nennen) nach Hause gekommen. Editha's jüngere Geschwister spielten vor der Thüre draußen, und eben half der Verzweifelnde, der seinen Gram vergessen, den Buben Seifenblasen machen; dabei mußten sie aber zugleich über einen niedrigen Zaun springen. Das Lachen über die aufgeblasenen Backen der Kleinen und die zu nichts führenden Anstrengungen waren die Hauptsache im Spiel.

Mitten in seinem Kummer mußte James doch zusehen. Allmälig sprang er mit, hoch und immer höher, machte auch Seifenblasen und immer schönere, und ward bald so ganz zum Kinde unter den ihm zujauchzenden Kindern, daß Editha lächelnd fortschlich; der Musiker aber folgte ihr. James merkte nicht, daß die Geliebte da-

vonging, weil er eben mit Paddy um die Wette über seinen mit beiden Händen gehaltenen Hand schuh sprang.

Editha ließ ihm die Vernachlässigung nicht entgelten; sie hatte ganz Anderes im Sinne. Sie erwartete den Liebsten zum letzten Mal auf lange, lange! Gewannt hatte sie den fernen Hufschlägen eines Pferdes zugehört und eilte jetzt dem Reiter entgegen.

Der Musiker war ihr nachgeschlichen, ihn quälte wuthende Eifersucht und er hätte den Beiden gern die letzte Stunde verkümmert. Draußen war es so sonnenhell und schön, als konnten diese heißen Mittagsstrahlen nur Glück bescheinen. Als er sie in den Armen des Beneideten sah, lief der arme Virtuos mit seinem Instrument tiefer in den Wald hinein, die Liebenden aber hielten die vom Winde getragenen einzelnen Laute seines melodischen Schmerzes für den Widerhall ihres eigenen Klagen. Er

mann — so hieß der Freund — zog in die Weite. Die Wissenschaft war die Nebenbuhlerin des schönen geliebten Wesens, das so treu an ihm hing. Er schied mit tausend Gelübden, aber zu Vater und Mutter wollte er nicht; ihm graute vor dem Philisterthum und vor den fremden Gesichtern, und dann sollte sie ihm unbedingt, wortlos glauben.

Trotz aller Schwärmerei spannen Beide einen langen goldenen Glücksfaden der Zukunft aus; die Rückkehr, die künftige Professur auf einer kleinen Universität, das häusliche Zusammenleben, alle reizenden Möglichkeiten einer getheilten Existenz flossen vor ihren innern Augen in einen Brennpunkt zusammen; denn in der Jugend grenzt der Himmel überall an die Erde!

Die Mittagsglocke des Forsthauses, deren Klang die im Gehölz zerstreuten Jägerburschen zusammenrief, trennte die Liebenden, und bald schmetterte am jenseitigen Flußufer das Postlhorn

des dahinrollenden Eilwagens verübet, den Hermann vielleicht schon versäumt hatte.

Editha blieb allein im Walde. Als Paddy und der Virtuos sie endlich fanden, folgte sie ihnen freundlich still; aber sie mochte nicht reden. Der Musiker drückte ihr die Hand und unterhielt die Alten und Paddy; es war einer der sanften deutschen Charaktere, die so leicht aus der Rolle des Liebhabers in die des wehmuthig Liebenden, Vertrauten übergehen und oft auf diese Weise später ein glückliches Ziel erreichen.

James fehlte; er ward den ganzen Abend und einen Theil der Nacht hindurch gesucht. Paddy schwur darauf, daß er sich Editha's wegen ein Leid anthun. Editha schüttelte lächelnd das schöne Köpfchen und schwieg.

Drei Tage blieb er weg. Den Alten und sogar dem Virtuosen war herzlich bange geworden — da kam er wieder mit einem alten Auer

bahn und einer neuen Vogelflinte. Die Jagdlust hatte ihn wieder aus seiner Leidenschaft herausgerissen; aber ach! als er Editha's holde Augen sah und ihr die Jagdbeute zu Fußen legte, ging der Jammer von Neuem an, und er schrie lauter und schmerzlicher denn je: „Heirathe mich, denn ich sterbe, wenn du mich nicht liebst!“

Editha riß sich los und lief in den Wald hinein, zur Stelle, wo Er von ihr geschieden. Der Musiker und ihre Ältern hatten ihr gelebt, die Fremden endlich zu entfernen.

Es war wieder ein goldener Mittag über die Hügel gebreitet, der sie wie ein Strahlennetz umspannte, und drüben schmetterte das Posthorn, wie zu jener Stunde. Das Mädchen ging lange am Ufer hin und her; endlich löste sich die bange Qual in Wohllaut auf; sie setzte sich auf einen bemoosten Felsblock und sang in die klare Luft hinaus.

O all' ihr Wolken, Berg' und Thale!
Verbergt ihr mir den Heißgeliebten?
Ist er nun fort mit Einemmale?
Sonne! was soll's mit deinem Strahle?
Was soll dein Rauschen, arme Saale?
Was seid ihr alle der Betrübten?

O all' ihr Feld- und Waldgesänge!
Was fragt ihr mich, wo er verweilet?
Wenn zu erreichen ihn gelange,
Du klarer Quell, glaub' mir, ich sprange
Gern auch ihm nach durchs Grasgedrange,
Durch das der Flüchtling dir enteilet.

Glaub's wohl, daß ihr ihn gern gehalten,
Ihr Bäume, mit den grünen Armen!
Felsen, euch hat es nicht zerspalten,
Als seine Schritte leis' verhallten
Und er mich preisgab den Gewalten
Der Einsamkeit — ohn' all' Erbarmen?

Der Teufel saß auf einem Grenzsteine und las — im Kalender. Im Himmel und in der Hölle ist keine Zeit; es lag ihm aber daran, zu

wiſſen, wie lange das Irrlicht nun unter den Irländern ſei? Daß James und Paddy miteinander das Forſthaus verlaſſen, wußte der Alte, denn es hatte entſetzlich viel Verdruß dabei gegeben, und er ſelbſt war mehre Male, obſchon nicht eben höflich, hinzugerufen worden. Seitdem jedoch waren Jahre vergangen. Um die guten Leute im Forſthauſe hatte ſich der Teufel nicht ſonderlich gekümmert; in Irland aber war er mehre Male in großen Verſammlungen gegenwärtig geweſen; er hatte das Irrlicht auch zuweilen dort gefunden; das war jedoch ſchon eine Weile her.

„Nein", ſagte der Alte, nachdem er ziemlich mühſam ſich in das Zeitenmaß hineinſtudirt, „es geht nicht länger, die Repeal-Verſammlungen ſagen ihm alle zu, Pater Mathew's Waſſertrinken liegt ohnehin in ſeiner Natur, und tipsy iſt er ſo noch dabei, den Shamrock *)

*) Shamrock iſt das Kleeblatt im Wappen der Irländer

hat er vom Walde aus gründlich. raufen balgen, ſchlagen und mitunter ſunkern und ſtimmern — das geht ihm Alles von der Hand wie angeboren; und wenn er mir nun noch ein mal aus den Gedanken kommt, bin ich capable, ihn ſo ein paar hundert Jahre da zu vergeſſen, denn Keiner merkt dort, wer und was er iſt. Das bringt eine entſetzliche Verwirrung in alle Einrichtungen der Menſchlichkeit und gibt Verdruß mit Dem oben. Hehe! der Geſelle muß wieder her!" Der Teufel pfiff ſchrillend auf ſeinem Finger und der junge bubihe Irländer ſtand vor ihm, oder vielmehr verſuchte, möglichſt ſtill zu ſtehen. „Hat er doch wahrhaftig noch ſeine irländiſche Phyſiognomie!" brummte der Alte.

„Ganz gut!" erwiderte der Irländer, „was ſoll ich denn ſonſt haben? Ich weiß ohnehin nicht, wie ich mit mir daran bin, und mein Vater —"

„Kerl, du haſt ja Linien!“ ſagte der Teufel. „Oder meine Mutter.“ — „Schatz, das iſt ja eine alte Eiche! Flunkere mir doch nichts vor!“

„Nun kurz; alſo mein Freund, der Virtuos, der jetzt die ganze Welt durchflackert und elektriſirt, ſagt, daß er ſelbſt nie recht genau weiß, wie ich ausſehe. Wie ſoll ich's da nun wiſſen?“

„Es iſt nun genug!“ ſagte der Alte — und nun gehe ein Jeder ſeines Weges und nach Hauſe.

Ende des Märchens.

Über die Chauſſee kamen zwei Freunde eilig geſchritten; ſie wählten abſchneidend den Fußpfad durch das Feld, um ſchneller nach Hauſe zu kommen. Den Einen erwarteten daheim Weib und Kinder, den Andern, der ein Phantaſt war, erwartete Niemand.

„Aha!“ sagte der verständige Hausvater, „da drüben blitzen ein Paar Irrlichter auf, gerade an der Rodung hin! Schade, daß ich meinen Paul nicht hier habe, der Bursche hat noch keins gesehen und quält mich oft Abends darum, ihm welche zu zeigen. Sie werden jetzt selten, Gott Lob! Die Cultur des Bodens nimmt überall zu.“

„Wissen Sie“, sagte der Phantast, der des Andern Rede überhört hatte, „es war ein Junggeselle in mittlern Jahren; wenn ich so über's Feld gehe in der Abenddämmerung, wird mir immer ganz märchenhaft und schauerlich zu Muthe. Die Gedanken springen hin und wieder; es bilden sich mir Gestalten und ganze Geschichten aus den Gegenständen, die ich nicht eigentlich sehe, sondern nur errathe. Wunderbar, wie die äußere Natur in der Seele reflectirt; die Ideen tanzen mir im Kopfe, wie dort jene Irrlichter. Überall erblicke ich Gesichter.

Sehen Sie den Eichenſtamm dort? Steht er nicht da wie ein gebuckter Rieſe? Und das Irrlicht, das an ihm vorüber und zu ihm hinaufflackert? Es kommt mir ordentlich wie ein Menſch vor! Ja, wahrlich, lange Märchen könnte ich Ihnen erzählen; aber ſie brechen zuweilen ab — und winden ſich doch auch mitunter, wie dort die Nebelſchlange, zwiſchen dem Nächſten und Fernſten hin — —"

„Lieber Gevatter, Sie ſind ein Phantaſt! Ich habe es Ihnen ſchon hundert Mal geſagt. Dorthin geſchaut! da blinken die Lichter von unſerm Städtchen! — Ei, nehmen Sie ſich doch in Acht, hier iſt ja der Bach ausgetreten; die Wieſenwaſſerleitung iſt entzwei. Die verdammten Runkeln liegen auch querpfadein —"

„Sonderbar! Sonderbar!" murmelte der Freund.

„Nun, wenn wir nach Hauſe gekommen, ſo erzählen Sie es nur meiner Frau!" ſagte be-

gütigend der Gevatter; „jetzt iſt es ruhig bei uns, die Kleinen ſind ſchon zu Bette.“

Der Phantaſt verſtummte und ſchritt träumeriſch weiter.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber

die

vierfache Wurzel

des

Satzes vom zureichenden Grunde.

Eine philosophische Abhandlung

von

Arthur Schopenhauer,

Doctor der Philosophie.

Rudolstadt,

in Commission der Hof: Buch: und Kunsthandlung.

1813.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

§. 1.

Die Methode.

Platon der göttliche und der erſtaunliche Kant vereinigen ihre nachdrucksvollen Stimmen in der Anempfehlung einer Regel zur Methode alles Philoſophirens, ja alles Wiſſens überhaupt. *) Man ſoll, ſagen ſie, zweien Geſetzen, dem der Homogeneität und dem der Specifikation, auf gleiche Weiſe, nicht aber einem zum Nachtheil des andern, ein Genüge thun. Das Geſetz der Homogeneität heißt uns, durch Aufmerken auf die Aehnlichkeiten und Uebereinſtimmungen der Dinge, Arten erfaſſen, dieſe eben ſo zu Gattungen und dieſe zu Geſchlechtern vereinigen, bis wir endlich zur oberſten, Alles umfaſſenden Einheit gelan-

*) Platon. Phileb. pp. 219 — 227. edit. Bip.
Kant Krit. d. reinen Vern. pp. 673 — 688. ate u. folgende Ausg.

gen. Da dieses Gesetz ein transscendentales, unsrer Vernunft wesentliches ist, setzt es Uebereinstimmung der Natur mit sich voraus, welche Voraussetzung ausgedrückt ist in der alten Regel: entia praeter necessitatem non esse multiplicanda. — Das Gesetz der Specifikation drückt Kant dagegen so aus: entium varietates non temere esse minuendas. Es heischt nämlich, daß wir die unter einem vielumfassenden Geschlechtsbegriff vereinigten Gattungen und wiederum die unter diesen begriffenen höhern und niederern Arten wohl unterscheiden, nicht aber irgend einen Sprung machen, und am wenigsten die niedern Arten oder gar Individuen unmittelbar unter den Geschlechtsbegriff subsumiren, indem jeder Begriff nach einer Eintheilung in niedrigere fähig ist und sogar keiner auf die bloße Anschauung herabgeht. Kant lehrt, daß beide Gesetze transscendentale, Uebereinstimmung der Dinge mit sich a priori postulirende Grundsätze der Vernunft seyen, und Platon scheint dasselbe auf seine Weise auszudrücken, indem er sagt, diese Regeln, denen alle Wissenschaft ihre Entstehung verdanke, seyen zugleich mit dem Feuer des Prometheus vom Göttersitze zu uns herabgeworfen.

§. 2.

Ihre Anwendung in gegenwärtigem Fall.

Das letztere dieser Gesetze finde ich, so mächtiger Empfehlung ungeachtet, zu wenig angewandt auf einen

Hauptgrundsatz in aller Erkenntniß, den Satz vom zureichenden Grunde. Obgleich man nämlich längst und oft ihn allgemein aufgestellt hat, so hat man dennoch seine höchst verschiedenen Anwendungen, in deren jeder er eine andre Bedeutung erhält, und welche daher seinen Ursprung aus verschiedenen Grundbeschaffenheiten unsers Geistes verrathen, gehörig zu sondern vernachlässigt. Daß aber grade bei Betrachtung unsrer Geisteskräfte die Anwendung des Princips der Homogeneität, mit Vernachlässigung des ihm entgegengesetzten, viele und langdauernde Irrthümer erzeugt, dagegen die Anwendung des Gesetzes der Specifikation die größten und wichtigsten Fortschritte bewirkt hat, — dies lehrt die Vergleichung der Kantischen Philosophie mit allen früheren. Es sey mir deshalb vergönnt, eine Stelle herzusetzen, in der Kant die Anwendung des Gesetzes der Specification auf die Quellen unsrer Erkenntnisse empfiehlt, indem solche meinem gegenwärtigen Bestreben seine Würdigung giebt. „Es ist von der äußersten Erheblichkeit, Erkenntnisse, die ihrer Gattung und Ursprung nach von andern unterschieden sind, zu isoliren und sorgfältig zu verhüten, daß sie nicht mit andern, mit welchen sie im Gebrauch gewöhnlich verbunden sind, in ein Gemische zusammenfließen. Was Chemiker beim Scheiden der Materie, was Mathematiker in ihrer reinen Größenlehre thun, das liegt noch weit mehr dem Philosophen ob, damit er den An-

theil, den eine besondre Art der Erkenntniß am herumschweifenden Verstandesgebrauch hat, ihren eignen Werth und Einfluß sicher bestimmen könne." (Krit. d. r. V. p. 870.)

§. 3.

Ein Nutzen, den diese Untersuchung haben könnte.

Sollte es mir gelingen zu zeigen, daß der zum Gegenstand dieser Untersuchung gemachte Grundsatz, nicht immittelbar aus einer, sondern zunächst aus verschiedenen Grunderkenntnissen unsers Geistes fließt; so wird daraus folgen, daß die Nothwendigkeit, welche er als ein a priori feststehender Satz bei sich führt, ebenfalls nicht eine und überall dieselbe, sondern eine eben so vielfache, als die Quellen des Satzes selbst sey. Alsdann wird aber auch Jeder, der auf den Satz einen Schluß gründet, die Verbindlichkeit haben, genau zu bestimmen, auf welcher der verschiedenen, dem Satze zum Grunde liegenden Nothwendigkeiten er sich stütze, und solche durch einen eignen Namen, (wie ich welche vorschlagen werde) zu bezeichnen. Ich hoffe, daß dadurch für die Deutlichkeit und Bestimmtheit im Philosophiren Einiges gewonnen seyn wird, und halte die durch genaue Bestimmung der Bedeutung jedes Ausdrucks bewirkte größtmöglichste Verständlichkeit für ein zur Philosophie höchst nöthiges Erforderniß, was uns vor Irrthum und absichtlicher Täuschung sichert und jede im Gebiet der Philosophie

gewonnene Erkenntniß zu einem sicheren und nicht, durch später aufgedeckten Mißverstand oder Zweideutigkeit, wieder zu entreißenden Eigenthum macht. Denn auch auf die Philosophie ist Horazens Fabel von Feldmaus und Stadtmaus sehr anwendbar. Auch hier muß uns ein Weniges, aber mit Sicherheit und unumstößlicher Gewißheit besessen, lieber seyn, als ein Vieles, großen Theils auf Redekunst, Imponiren und Behaupten gebaut, dessen Genuß daher jeden Augenblick von der unbestochenen und unerschrockenen Kritik gestöhrt werden kann. Alles was zur bessern Verständigung wirkt, scheint mir daher der Philosophie willkommen seyn zu müssen, zumal nachdem häufige Klagen der Philosophen gehört worden sind, daß man sie nicht verstehe, andrerseits auch wohl Klagen der Leser über die Dunkelheit der Philosophen, während doch ohne Zweifel beide Theile allezeit wünschen, sich auf das Genauste zu verständigen. Oder könnte es gar Zeiten geben, welche die Verständlichkeit und folglich den Verstand scheuten und flöhen? Eine solche Zeit könnte nun in sich recht glücklich, ja sogar religiös und tugendhaft seyn, nur nimmer philosophisch. Denn der Philosoph wird stets die Helle und Deutlichkeit suchen, er wird sich bestreben, nicht einem trüben reissenden Regenbach zu gleichen, sondern vielmehr einem Schweitzer See, der, durch seine Ruhe, bei großer Tiefe große Klarheit hat, welche eben erst die Tiefe sichtbar macht.

Ich halte zudem dafür, daß Jeder, der sich nur selbst ganz und gar versteht, was in der That selten ist, auch Andern sich muß verständlich machen können, wenn diese ihrerseits den Willen haben, ihn zu verstehen, was auch nicht immer der Fall ist. In jedem Menschen nämlich sind alle Anlagen und alle Grundwahrheiten vorhanden, wiewohl in höchst verschiedenem Maaß und nur in sehr wenigen in ausgezeichnetem: daher auch nur Wenige zum Hervorbringen in der Kunst, oder zum Entdecken und Erfinden in den Wissenschaften die Fähigkeit haben; wir alle hingegen, mehr oder weniger, zum Empfangen, zum Verstehn und zum Anerkennen des Richtigen, wenn es uns nur deutlich, d. h. abgesondert von allem Nebenwerk dargestellt wird. Man könnte daher den, der aus eigner Kraft etwas hervorbringt, einem musikalischen Instrumente vergleichen, die Andern hingegen gläsernen und metallnen Gefäßen, die zwar selbst keine Musik hervorbringen werden, aber doch die Töne jenes Instruments nachklingen und fortpflanzen. Aber nur reine Töne klingen wieder, unreine nicht: dies giebt manchen Verdruß, durch welchen es kommen mag, daß in einigen Schriften der didaktische Ton so häufig in den scheltenden übergeht, ja oft die Leser sogar schon zum Voraus, durch Anticipation ihrer Unfähigkeit, gescholten werden.

§. 4.

Wichtigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde.

Die Wichtigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde ist so groß, daß ich zu behaupten wage, er sey die Grundlage aller Wissenschaft. Man erklärt nämlich Wissenschaft als ein System von Erkenntnissen, d. h. ein Ganzes von verknüpften Erkenntnissen, und setzt sie dem bloßen Aggregat derselben entgegen. Was aber Andres, als der Satz vom zureichenden Grund, verbindet die Glieder eines Systems? Das eben zeichnet jede Wissenschaft vom bloßen Aggregat aus, daß ihre Erkenntnisse eine aus der andern, als ihrem Grunde, folgen. Die meisten enthalten ferner Kenntnisse von Ursachen, aus denen die Wirkungen sich bestimmen lassen, und eben so andre Erkenntnisse von Nothwendigkeiten der Folgen aus Gründen, wie sie in unsrer ferneren Betrachtung vorkommen werden. Da es nun die, überall a priori von uns gemachte, Voraussetzung, daß Alles einen Grund habe, ist, die uns berechtigt überall Warum zu fragen, so darf man das Warum die Mutter aller Wissenschaften nennen.

§. 5.

Der Satz selbst.

Weiterhin soll gezeigt werden, daß der Satz vom zureichenden Grunde ein gemeinschaftlicher Ausdruck

mehrerer a priori gegebener Erkenntniſſe iſt. Vorläufig muß er indeſſen in irgend einer Formel aufgeſtellt werden. Ich wähle die Wolfiſche als die allgemeinſte: Nihil eſt ſine ratione cur potius ſit quam non ſit. Nichts iſt ohne Grund warum es ſey.

Zweites Kapitel.

Ueberſicht des Hauptſächlichſten, ſo bisher über den Satz vom zureichenden Grund gelehrt worden.

§. 6.

Erſte Aufſtellung des Satzes und Unterſcheidung zweier Bedeutungen deſſelben.

Da dieſer Satz ein Grundſatz aller Erkenntniß iſt, ſo iſt auch ohne Zweifel der, mehr oder weniger genau beſtimmte, abſtrakte Ausdruck deſſelben ſehr früh gefunden worden: daher es ſchwer und dabei nicht von großem Intereſſe ſeyn möchte, nachzuweiſen, wo ſich zuerſt ein ſolcher vorfindet. Platon und Ariſtoteles ſtellen ihn noch nicht förmlich als einen Hauptgrundſatz auf, ſprechen ihn jedoch öfter als einen durch ſich ſelbſt gewiſſen Satz aus. So ſagt Platon mit einer Naivität, die gegen die kritiſchen Unterſuchungen der neuen Zeit wie der Stand der Unſchuld gegen den der Erkenntniß des Guten und Böſen erſcheint, αναγκαιον παντα τα γιγνομενα δια τινα αιτιαν γιγνεσθαι· πως γαρ αν χωρις τουτων γιγνοιτο;

Aristoteles stellt in den Analyt. post I. 2. den Satz vom Grunde gewissermaaßen auf durch die Worte: επισταθαι δε οιομεθα εκαστον απλως, οταν την τ'αιτιαν οιομεθα γινωσκειν δι ην το πραγμα εστιν, ότι εκεινου αιτια εστιν, και μη ενδεχεσθαι τουτο αλλως ειναι. Auch giebt er in der Metaphysik, Lib. IV. c. 1., schon eine Eintheilung der verschiedenen Arten der Gründe oder vielmehr der Principien, αρχαι, deren er acht Arten annimmt, welche Eintheilung aber weder gründlich noch scharf genug ist. Jedoch sagt er hier vollkommen richtig: πασων μεν ουν κοινον των αρχων, το πρωτον ειναι, όθεν η εστιν, η γινεται, η γιγνωσκεται. Im folgenden Kapitel unterscheidet er verschiedene Arten der Ursachen, wiewohl ebenfalls ziemlich willkührlich. Besser aber als hier stellt er vier Arten der Gründe auf in den Analyt. post. II. 11. αιτιαι δε τεσσαρες· μια μεν το τι ην ειναι· μια δε το τινων οντων, αναγκη τουτο ειναι· έτερα δε, ή τι πρωτον εκινησε· τεταρτη δε, το τινος ένεκα.

Auch den Scholastikern war der Satz daß nichts ohne Ursach sey, ein Axiom. Nach Wolfs Behauptung ist jedoch Leibnitz der erste, der unsern Satz im Allgemeinen förmlich als einen Grundsatz aufgestellt hat. Auch hat er zuerst zwei verschiedene Anwendungen desselben deutlich getrennt: die eine auf Urtheile, daß nämlich jedes, um wahr zu seyn, einen Grund haben müsse, daraus es folgt; die andre auf Veränderungen

in der Außenwelt, daß keine ohne eine Urſache geſchehn könne.

§. 7.
Karteſius.

Denn ſogar bei dem ſcharfſinnigen Karteſius finden wir noch keinen deutlichen Begriff von dieſem Unterſchiede. Er ſagt in der reſponſio ad ſecundas objectiones in meditationes de prima philoſophia, axioma I: Nulla res exiſtit, de qua non poſſit quaeri, quaenam ſit cauſa, cur exiſtat. Hoc enim de ipſo Deo quaeri poteſt, non quod indigeat ulla cauſa ut exiſtat, ſed quia ipſa ejus naturae immenſitas eſt cauſa ſive ratio propter quam nulla cauſa indiget ad exiſtendum. Er hätte ſagen müſſen: die Unermeßlichkeit Gottes iſt ein Erkenntnißgrund aus welchem folgt, daß Gott keiner Urſach bedarf. Er vermengt aber beides und man ſieht, daß er ſich des großen Unterſchiedes zwiſchen Urſach und Erkenntnißgrund nicht deutlich bewußt iſt.

§. 8.
Spinoza.

Daß Spinoza von dem Unterſchied zwiſchen Grund und Folge und Urſach und Wirkung durchaus keinen deutlichen Begriff gehabt hat, bezeugen unzählige Stellen ſeiner Schriften. Nur ein Paar Beiſpiele ſey es mir erlaubt anzuführen. Eth. P. III. prop. 1.

demonſtr. heißt es: ex data quacunque *idea* aliquis *effectus* neceſſario ſequi debet. Und ibid. prop. 4. Nulla res niſi a cauſa externa poteſt deſtrui. — Demonſtr. *Definitio* cujuscunque rei, ipſius eſſentiam (Weſen, Beſchaffenheit zum Unterſchied von exiſtentia, Daſeyn,) affirmat, ſed non negat; ſive rei eſſentiam ponit, ſed non tollit. Dum itaque ad rem ipſam tantum, non autem ad cauſas externas attendimus, nihil in eadem poterimus invenire, quod ipſam poſſit deſtruere. Dies heißt: weil ein Begriff nichts enthalten kann, was ſeiner Definition, d. i. der Summe ſeiner Prädikate, widerſpricht; kann auch ein Ding nichts enthalten, was Urſach ſeiner Zerſtöhrung werden könnte. Man ſieht die gänzliche Verwechſelung von Grund und Folge mit Urſach und Wirkung. Mehrere Beiſpiele der Art findet man Eth. P. I. defin. 1. — prop. 11, demonſtr. 2. — prop. 24, coroll. — prop. 28, demonſtr. et ſcholion. — Aber nicht nur dies, ſondern die Vermiſchung und Verwechſelung jener Relationen iſt mit der Baſis ſeines Syſtems (es verſteht ſich, daß uns hier nur der demonſtrative Theil, die Darſtellung, angeht) genau verknüpft. Er ſetzt eine Subſtanz, Gott, deren Attribute oder Accidentien Denken und Ausdehnung ſind. Nun iſt Subſtanz und Accidenz das Korrelat in der Außenwelt von Subjekt und Prädikat in Urtheilen. Aus dem Be-

griff des Subjekts folgen in analytischen Urtheilen alle seine Prädikate. Dasselbe Verhältniß muß also auch zwischen Substanz und Accidenz seyn und Spinoza nimmt es zwischen Gott und Welt an; also das Verhältniß von Erkenntnißgrund und Folge. Ex necessitate divinae naturae omnia quae sub intellectum infinitum cadere possunt sequi debent. Eth. P. I. prop. 16. Zugleich aber nennt er Gott überall die Ursache der Welt. Quidquid existit Dei potentiam, quae omnium rerum *causa* est exprimit. ibid. prop. 36. demonstr. — Deus est omnium rerum *causa* immanens, non vero transiens. ibid. prop. 18. — Deus non tantum est *causa efficiens* rerum existentiae, sed etiam essentiae. ibid. prop. 25. — (Die oben angegebenen Stellen liefern mehrere Beispiele). Also ist wirklich gänzliche Vermischung der Begriffe von Erkenntnißgrund und Folge, und Ursach und Wirkung mit der Basis seiner Darstellung genau verknüpft.

§. 9.

Leibnitz.

Leibnitz ist also der erste, bei dem wir einen deutlichen Begriff jenes Unterschiedes finden. In seinen principiis philosophiae unterscheidet er sehr bestimmt ratio cognoscendi von causa efficiens und setzt beide als zwei Anwendungen des principii rationis sufli-

cientis, das er hier als einen Hauptgrundsatz aller Erkenntniß förmlich aufstellt.

§. 10.

Wolf.

Wolf stellt den Satz vom zureichenden Grunde noch nicht, wie es jetzt geschieht, in der Logik auf, sondern in der Ontologie. Daselbst (§. 71.) dringt er zwar darauf, daß man den Satz vom zureichenden Grund der Erkenntniß nicht mit dem der Ursach und Wirkung verwechseln solle, bestimmt aber doch nicht deutlich den Unterschied und begeht selbst Verwechselungen, indem er eben hier im Kapitel de ratione sufficiente §§. 70, 74, 75, 77, zum Beleg für das principium rationis sufficientis viele Beispiele von Ursach und Wirkung und Motiv und Handlung anführt, die, wenn er jene Unterscheidung machen will, im Kapitel de causis desselben Werks angeführt werden müßten. In diesem nun führt er wieder ganz ähnliche Beispiele an und stellt auch hier wieder das principium cognoscendi auf (§. 876.), das doch, als oben bereits abgehandelt, nicht hieher gehört. Principium, sagt er hier ferner, dicitur id, quod in se continet rationem alterius, und er unterscheidet drei Arten desselben, nämlich: 1°) *principium fiendi* (causa) das er definirt als ratio actualitatis alterius; e. gr. si lapis calescit, ignis aut radii solares

sunt rationes cur calor lapidi insit. — 2°) *principium essendi*, das er definirt: ratio possibilitatis alterius: in eodem exemplo, ratio possibilitatis cur lapis calorem recipere possit esi in essentia seu modo compositionis lapidis. Dies letztere scheint mir ein ganz leerer Begriff, bei dem nichts gedacht werden kann. Möglichkeit ist, wie Kant zur Genüge gezeigt hat, Uebereinstimmung mit den uns a priori bewußten Bedingungen aller Erfahrung. Aus diesen wissen wir, in Beziehung auf Wolfs Beispiel vom Stein, daß Veränderungen als Wirkungen von Ursachen möglich sind, d. h. daß ein Zustand auf einen andern folgen kann, wenn dieser die Bedingungen zu jenem enthält: hier finden wir als Wirkung den Zustand des Warmseyns des Steins, und als Ursach den ihm vorhergehenden der endlichen Wärmekapacität des Steins und der Berührung mit freier Wärme. Warum er nun die zuerst genannte Beschaffenheit dieses Zustandes principium essendi und die zweite principium fiendi nennen will, sehe ich nicht ein. Daß der Stein ein solcher ist, wie er ist, mit solcher Wärmekapacität u. s. w. ist eben wie seine Berührung mit freier Wärme Folge einer Kette früherer Ursachen, principiorum fiendi; das Zusammentreffen beider Beschaffenheiten macht den Zustand aus, der, als Ursach, die Erwärmung, als Wirkung, bedingt, und nirgends bleibt Raum für Wolfs principium essendi, das ich

daher nicht anerkenne und blos deshalb so weitläuftig erwähnt habe, weil ich den Namen in einer ganz andern Bedeutung unten gebrauchen werde. 3°) unterscheidet Wolf, wie gesagt, principium cognoscendi, und unter causa führt er noch an causa impulsiva, sive ratio voluntatem determinans.

§. 11.

Philosophen zwischen Wolf und Kant.

Baumgarten in seiner Metaphysica §. 20 — 24 und §§. 306 — 313 wiederholt die Wolfischen Unterscheidungen.

Lambert im neuen Organon erwähnt die Wolfischen Unterscheidungen nicht mehr, zeigt aber in einem Beispiel, daß er Erkenntnißgrund von Ursache unterscheide, nämlich Bd. I. §. 572, wo er sagt, Gott sey principium essendi der Wahrheiten und die Wahrheiten principia cognoscendi Gottes.

Plattner in den Aphorismen, §. 868, sagt: „Was innerhalb der Vorstellung Grund und Folge (principium cognoscendi, ratio — rationatum) heißt, das ist in der Wirklichkeit Ursach und Wirkung (causa efficiens — effectus). Jede Ursach ist Erkenntnißgrund, jede Wirkung Erkenntnißfolge.“ Er meint, daß Ursach und Wirkung dasjenige seyen, was in der Wirklichkeit den Begriffen von Grund und Folge entspricht, daß jene zu diesen sich verhielten etwa

wie

wie Subſtanz und Accidenz zu Subjekt und Prädikat, oder wie Qualität des Objekts zur Empfindung derſelben in uns u. ſ. f. Ich halte es für überflüſſig, dieſe Meinung zu widerlegen, da Jeder leicht einſehn wird, daß das Verhältniß von Grund und Folge in Urtheilen etwas ganz andres iſt, als eine Erkenntniß von Wirkung und Urſach; obwohl in einzelnen Fällen auch Erkenntniß einer Urſach, als ſolcher, Grund eines Urtheils ſeyn kann, das die Wirkung ausſagt. (vergl. §. 37.).

Reimarus, in der Vernunftlehre §. 81, unterſcheidet 1°) innern Grund, wovon ſeine Erklärung mit Wolfs ratio eſſendi übereinſtimmt, indeſſen von der ratio cognoſcendi gelten würde, wenn er nicht auf Dinge übertrüge, was nur von Begriffen gilt; und 2°) äußern Grund, d. i. cauſa. — §. 120 ſeq. beſtimmt er die ratio cognoſcendi richtig als eine Bedingung der Ausſage, allein §. 125 verwechſelt er doch, in einem Beiſpiel, Urſach damit.

§. 12.

Kant und ſeine Schule.

Kant, mit dem eine Weltperiode in der Philoſophie anhebt, hat auch auf die Logik einen wohlthätigen Einfluß gehabt. Er bewirkte eine beſtimmtere Abſonderung der Logik von der Transſcendentalphiloſophie oder bisherigen Metaphyſik. Unſern Satz vom zurei-

chenden Grunde läßt Kant jedoch in beiden auftreten. In der Logik, die seinen Namen führt, nennt er p. 73 den Satz das Kriterium der äußern logischen Wahrheit oder der Rationabilität der Erkenntniß, auf welchem die Wirklichkeit (p. 75) der Erkenntniß beruht. In der transscendentalen Logik aber läßt er den Satz als Princip der Kausalität auftreten und beweist ihn sogar als solches, wovon ich seines Orts ausführlich reden werde. Obgleich er also den Unterschied anerkennt, bestimmt er doch seine Ausdrücke nicht genau nach selbigem, wie ich am Ende dieser Abhandlung zeigen werde, und giebt dadurch zu Dunkelheiten und Mißverständnissen Anlaß.

Die mancherlei trefflichen Lehrbücher der Logik, die aus der Kantischen Schule hervorgegangen sind, z. B. von Hofbauer, Maaß, Jakob, Kiesewetter u. a. bestimmen alle den Unterschied zwischen Erkenntnißgrund und Ursache ziemlich genau. Kiesewetter besonders giebt ihn in seiner Logik (Bd. 1. p. 16) völlig genügend also an: „Logischer Grund (Erkenntnißgrund) ist nicht zu verwechseln mit dem realen (Ursach). Der Satz des zureichenden Grundes gehört in die Logik, der Satz der Kausalität in die Metaphysik. (p. 60.) Jener ist Grundsatz des Denkens, dieser der Erfahrung. Ursache betrifft wirkliche Dinge, logischer Grund nur Vorstellungen."

Die Gegner Kants dringen noch mehr auf diese Unterscheidung. G. E. Schulz, in seiner Logik p. 32 und 84, klagt über Verwechselung des Satzes vom zureichenden Grund mit dem der Kausalität. Salomon Maimon, in seiner Logik p. 20, 21, klagt, daß man viel vom zureichenden Grunde gesprochen habe, ohne zu erklären, was man darunter verstehe, und in der Vorrede p. XXIV tadelt er, daß Kant das Princip der Kausalität von der logischen Form der hypothetischen Urtheile ableite.

§. 13.

Ueber die Beweise des Satzes.

Noch ist zu erwähnen, daß man mehrmals vergeblich versucht hat, den Satz vom zureichenden Grund überhaupt zu beweisen, meistens ohne genau zu bestimmen, in welcher Bedeutung man ihn nahm. Z. B. Wolff in der Ontologie §. 70., welchen Beweis Baumgarten in der Metaphysik (p. 7. 1783) wiederholt. Es wäre überflüssig ihn auch hier zu wiederholen und zu widerlegen, da es in die Augen fällt, daß er auf einem Wortspiel beruht. Plattner in den Aphorismen (Bd. I. p. 322. 1793), Jakob in der Logik und Metaphysik (p. 38. 1794), haben andre Beweise versucht, in denen der Cirkel sehr leicht zu erkennen ist. Von Kants Beweis soll, wie gesagt, weiter unten geredet werden. Da ich durch diese Abhandlung die verschie-

denen Gesetze unseres Erkenntnißvermögens, deren gemeinschaftlicher Ausdruck der Satz vom zureichenden Grunde ist, aufzuweisen hoffe, so wird sich von selbst ergeben, daß der Satz überhaupt nicht zu beweisen ist und von allen jenen Beweisen (mit Ausnahme des Kantischen, der in einem ganz andern Sinn ist) gilt was Aristoteles sagt: λογον ζητουσι ὠν ουκ εστι λογος· αποδειξεως γαρ αρχη ουκ αποδειξις εστι. Metaph. III. 6. Denn jeder Beweis ist die Zurückführung des Zweifelhaften auf ein Anerkanntes, und wenn wir von diesem, was es auch sey, immer wieder einen Beweis fordern, so werden wir zuletzt auf gewisse Sätze gerathen, die Bedingungen alles Denkens und Erkennens sind, ja aus deren Anwendung alles Denken und Erkennen besteht, so daß Gewißheit nichts ist als Uebereinstimmung mit ihnen, folglich ihre eigne Gewißheit nicht wieder aus andern Sätzen erhellen kann.

Drittes Kapitel.

Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellung und Entwurf zu einer neuen.

§. 14.

Fälle, die unter keiner der bisher aufgestellten Bedeutungen des Satzes begriffen sind.

Aus der im vorigen Kapitel gegebenen Uebersicht ergiebt sich als allgemeines Resultat, daß man, obwohl erst allmählig und nicht ohne öfter von Neuem in Verwechselungen und Fehlgriffe zu gerathen, zwei Anwendungen des Satzes vom zureichenden Grunde unterschieden hat: die eine auf Urtheile, die, um wahr zu seyn, immer einen Grund, die andre auf Veränderungen realer Objekte, die immer eine Ursach haben müssen. Wir sehn, daß in beiden Fällen der Satz vom zureichenden Grund zur Frage Warum berechtigt, welche Eigenschaft ihm wesentlich ist. Allein sind unter jenen beiden Verhältnissen alle Fälle begriffen, in denen wir Warum zu fragen berechtigt sind? Wenn ich frage: Warum sind in diesem Triangel die drei Seiten gleich? So ist die Antwort: weil die drei Winkel gleich sind. Ist nun die Gleichheit der Winkel Ursach der

Gleichheit der Seiten? Nein, denn hier ist von keiner Veränderung, also von keiner Wirkung die eine Ursach haben müßte, die Rede. — Ist sie bloß Erkenntnißgrund? Nein, denn die Gleichheit der Winkel ist nicht bloß Bestätigung der Gleichheit der Seiten, nicht bloß Grund eines Urtheils: aus bloßen Begriffen ist ja gar nicht einzusehn, wie, weil die Winkel gleich sind, auch die Seiten gleich seyn müssen: denn im Begriff von Gleichheit der Winkel liegt nicht der von Gleichheit der Seiten: es ist hier keine Verbindung zwischen Begriffen oder Urtheilen, sondern zwischen Seiten und Winkeln: die Gleichheit der Winkel ist nicht unmittelbar Grund zur Erkenntniß der Gleichheit der Seiten, sondern nur mittelbar, indem sie Grund des So-seyns, hier des Gleichseyns der Seiten ist: darum daß die Winkel gleich sind, müssen die Seiten gleich seyn. Es findet sich hier eine nothwendige Verbindung zwischen Winkeln und Seiten, nicht unmittelbar eine nothwendige Verbindung zweier Urtheile. — Wenn ich in einem andern Beispiele frage: Warum thust du dies? so wird mir irgend ein Motiv angegeben: wird dies eine Ursach seyn, auf welche die Handlung als Wirkung gefolgt ist? Nein, denn es kann mir keines angegeben werden, aus welchem die Handlung nothwendig erfolgte: die Verbindung zwischen Ursach und Wirkung aber ist eine nothwendige. Oder wird es ein Grund seyn, unter den die Handlung als

Folge zu subsumiren ist? Nein, denn es ist nicht von einer Erkenntniß, sondern von einer vorgegangenen Veränderung die Rede.

§. 15.

Alle Anwendungen des Satzes müssen in bestimmte Gattungen zu theilen seyn.

Wir sehn aus den angeführten Beispielen, daß nicht alle Fälle, in denen der Satz vom zureichenden Grund Anwendung findet, sich zurückführen lassen auf Grund und Folge und Ursach und Wirkung, daß also bei dieser Eintheilung dem Gesetz der Specifikation kein Genüge geschehn ist. Aber dem Gesetz der Homogeneität gemäß müssen wir voraussetzen, daß die Fälle der Anwendung des Satzes vom zureichenden Grund nicht ins Unendliche verschieden sind, sondern daß sie alle auf gewisse Gattungen müssen zurückgeführt werden können. Ehe ich nun diese Eintheilung versuche, ist es nöthig zu bestimmen, was dem Satz vom zureichenden Grund als sein eigenthümlicher Karakter in allen Fällen eigen sey. Der Geschlechtsbegriff muß vor den Gattungsbegriffen festgestellt werden.

§. 16.

Die Wurzel des Satzes vom zureichenden Grund.

Unser Bewußtseyn, so weit es als Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft erscheint, zerfällt in Subjekt und Objekt,

und enthält, bis dahin, nichts außerdem. Objekt für das Subjekt seyn, und unsre Vorstellung seyn, ist dasselbe. Alle unsre Vorstellungen sind Objecte des Subjekts, und alle Objekte des Subjekts sind unsre Vorstellungen. Aber nichts für sich Bestehendes und Unabhängiges, auch nichts Einzelnes und Abgerissenes, kann Objekt für uns werden: sondern alle unsre Vorstellungen stehn in einer gesetzmäßigen und der Form nach *a priori* bestimmbaren Verbindung. Diese Verbindung ist diejenige Art der Relation, welche der Satz vom zureichenden Grund allgemein genommen ausdrückt. Jenes über alle unsre Vorstellungen herrschende Gesetz ist die Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Selbiges ist Thatsache und der Satz vom zureichenden Grunde ist sein Ausdruck. Allgemein aber, wie es hier aufgestellt ist, können wir es nur durch Abstraktion gewinnen. Gegeben ist es uns allein durch Fälle in concreto.

Anmerk. Alle in diesem Paragraph aufgestellten Behauptungen werden durch den ganzen nachfolgenden Theil der Abhandlung bewährt und erläutert. Die Wurzel des Satzes vom zureichenden Grund wird eben durch die Betrachtung ihrer vier Theile deutlich erkannt.

§. 17.

Ihre Vierfachheit.

Besagte Fälle, in denen sich das Gesetz der nothwendigen Verknüpfung aller unsrer Vorstellungen offenbart und in denen folglich der Satz vom zureichenden Grunde, als Ausdruck desselben, Anwendung findet, sondern sich bei näherer, den Gesetzen der Homogeneität und der Specifikation gemäß angestellter Betrachtung, in bestimmte, von einander sehr verschiedene Gattungen, von deren Anzahl ich behaupte, daß sie vier sey, und sich richte nach den vier Klassen, in welche alles, was für uns Objekt werden kann, d. h. alle unsre Vorstellungen, zerfallen. Diese Klassen werden in den nächsten vier Kapiteln aufgestellt und abgehandelt.

Seit Kants Deduktion der Kategorien giebt es aber fast nichts so Ursprüngliches und Unmittelbares, daß es nicht wäre a priori deducirt worden. Sogar Dingen, zu deren Gründen hinaufzusteigen keine frühere Zeit gehofft hatte, geschah was Göthe sagt:

„Der Philosoph der tritt herein,
Und beweist euch, es müßt' so seyn."

Daher möchte Mancher erwarten, daß auch ich jetzt nicht ermangelte durch eine Deduktion a priori meine Berechtigung zu jener Eintheilung darzuthun. Allein ich gestehe, daß ich die Möglichkeit einer Deduktion a priori der vier Klassen von Vorstellungen, welche uns allein gegeben sind, nicht einsehe. Zwar könnte ich

desohngeachtet, als Vogelscheuche gegen Zweifler, eine, wenn auch grund- und gehaltlose, doch wenigstens durch ihre Langweiligkeit furchtbare Deduktion aufstellen. Aber ich fürchte zu sehr dadurch an die aufgeblasenen Schläuche zu erinnern, welche dem Apulejus, als er Nachts trunken zu Hause kam, vor die Hausthüre gehängt waren, damit er sie, indem der Wind ihnen Bewegung gab, für Räuber hielte, die ins Haus brechen wollten. *) Daher gründe ich meine Eintheilung aller unsrer Vorstellungen auf Induktion, die keines andern Beweises fähig ist, als der Aufforderung, irgend ein Objekt zu finden, das unter keine der vier aufgestellten Klassen gehörte, oder zwei von diesen als nur eine ausmachend darzustellen.

Ich bemerke beiläufig, daß selbst Kants Aufzählung der Kategorien sich zuletzt auf Induktion gründet: sie ist nämlich der logischen Tafel der Urtheile gemäß abgefaßt, und die Eintheilung der Beschaffenheiten dieser in vier Gattungen, deren jede drei Arten begreift, ist einzig auf Induktion gegründet, was Kant selbst bezeichnet, indem er bei Aufstellung derselben sagt: „Wenn wir auf die bloße Verstandesform in den Urtheilen Acht geben, so finden wir, daß die Funktionen des Denkens unter vier Titel gebracht werden können.“ (Krit. d. r. V. p. 95) Und ebendaselbst (p. 145) sagt er: „Von der Eigenthümlichkeit unsres Verstan-

*) Apuleji Metamorph. Lib. II in fine et Lib. III initio.

des nur vermittelst der Kategorien und grade nur durch diese Art und Zahl derselben Einheit der Apperception a priori zu Stande zu bringen, läßt sich eben so wenig ferner ein Grund angeben, als warum wir grade diese und keine andern Funktionen zu Urtheilen haben, oder warum Zeit und Raum die einzigen Formen unsrer möglichen Anschauung sind." Was aber seine Deduktion der Kategorien betrifft, so ist sie keineswegs eine Demonstration, daß es solche und grade so viele Kategorien geben müsse, sondern „die Erklärung der Art, wie sich Begriffe a priori auf Gegenstände beziehn können." Für die gegenwärtige Eintheilung der für das Subjekt möglichen Objekte, ist demnach eine Deduktion nicht nur nicht nöthig, sondern sogar würde die Forderung derselben ohne Sinn und Bedeutung seyn. Jene Eintheilung ist, wie gesagt, einzig auf Induktion gegründet. In jeder der nunmehr aufzustellenden vier Klassen von Gegenständen unseres Vorstellungsvermögens tritt der Satz vom zureichenden Grund in einer andern Gestalt auf, giebt sich aber überall dadurch, daß er den oben angegebenen Ausdruck zuläßt, als derselbe zu erkennen und als aus der §. 16. angegebenen Wurzel entsprossen, deren Vierfachheit eben aus jenen vier Gestaltungen erhellt. Bei Aufstellung jeder Klasse von Vorstellungen werde ich zugleich diejenige Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grund aufzeigen, die als Gesetz der Verbindung darin herrscht.

Viertes Kapitel.

Ueber die erste Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde.

§. 18.

Allgemeine Erklärung dieser Klasse von Objekten.

Die erste Klasse der möglichen Gegenstände unseres Vorstellungsvermögens ist die der vollständigen, das Ganze einer Erfahrung ausmachenden Vorstellungen. Der Satz vom zureichenden Grunde herrscht in ihr als Gesetz der Kausalität, wovon weiter unten.

Die zu dieser Klasse gehörigen Vorstellungen sind vollständige. Dies bezieht sich auf Kants Eintheilung und heißt: sie begreifen sowohl das Materiale als das Formale der sinnlichen Erscheinung. Sie machen ein Ganzes der Erfahrung aus, heißt: sie stehn in einem durch den Verstand allein erkennbaren Zusammenhang. Sie beschäftigen also unsre ganze Sinnlichkeit und unsern ganzen Verstand. Sie sind, was die objektive reale Welt genannt wird.

§. 19.

Umriß einer Analysis der Erfahrung. Der Verstand.

Die Formen dieser Vorstellungen sind die des innern und äußern Sinnes, Zeit und Raum. Aber nur als erfüllt sind diese wahrnehmbar. Ihre Wahrnehmbarkeit, d. h. die Materie, kann aber erst weiter unten (§. 42) näher erörtert werden: hier wird sie vorausgesetzt.

Wäre die Zeit die einzige Form dieser Vorstellungen; so würden wir kein Zugleichseyn und deshalb nichts Beharrliches und keine Dauer kennen. Denn die Zeit wird nur wahrgenommen, sofern sie erfüllt ist, und ihr Fortgang nur durch den Wechsel des sie Erfüllenden. Das Beharren eines Objekts wird daher nur erkannt durch den Gegensatz des Wechsels andrer, die mit ihm zugleich sind. Die Vorstellung des Zugleichseyns aber ist in der bloßen Zeit nicht möglich; sondern, zur andern Hälfte, bedingt durch die Vorstellung vom Raum: weil in der bloßen Zeit alles nacheinander, im Raum aber nebeneinander ist. Es ist jedoch falsch zu sagen, im Raum sey alles zugleich. Denn im bloßen Raum giebt es so wenig ein Zugleich, als ein Vorher und Nachher, und diese Vorstellungen sind nur mittelst der Zeit möglich, erstere, die des Zugleich, aber nur mittelst des Vereins der Vorstellungen von Zeit und Raum.

Wäre andrerseits der Raum die einzige Form der Vorstellungen dieser Klasse; so würden wir keinen Wechsel kennen: denn Wechsel oder Veränderung ist Succession der Zustände, und Succession ist nur in der Zeit möglich.

Wir sehn also, daß die beiden Formen der vollständigen Vorstellungen, obwohl sie bekanntlich unendliche Theilbarkeit und unendliche Ausdehnung gemein haben, doch grundverschieden sind, darin, daß was der einen wesentlich ist, in der andern gar keine Bedeutung hat: das Nebeneinander keine in der Zeit, das Nacheinander keine im Raum. Die vollständigen, das Ganze einer Erfahrung ausmachenden Vorstellungen erscheinen demnoch in beiden Formen zugleich, und sogar ist eine innige Vereinigung beider die Bedingung der Erfahrung, welche aus ihnen gleichsam wie ein Produkt aus seinen Faktoren erwächst. Was diese Vereinigung zu Stande bringt, ist der Verstand: dessen Kategorien sind die verschiedenen Weisen dieses seines Geschäfts. Er schafft durch die innige Vereinigung jener heterogenen Formen der Sinnlichkeit die Erfahrung, d. h. eine Gesammtvorstellung, in der alle andern dieser Klasse enthalten und bestimmten, a priori uns bewußten, Gesetzen unterworfen sind, in der nunmehr unzählige Vorstellungen, (vulgo Objekte) zugleich sind, in der, ungeachtet der Unaufhaltsamkeit der Zeit, die Substanz beharrt, und

ungeachtet der ſtarren Unbeweglichkeit des Raums ihre Zuſtände wechſeln, in der, mit Einem Wort, die ganze objektive reale Welt für uns da iſt. Die tiefere Betrachtung aber hievon und nähere Auseinanderſetzung der Art und Weiſe, wie durch die Funktionen des Verſtandes jene Vereinigung und mit ihr die Erfahrung entſteht, d. h. eine vollſtändige Analyſis der Erfahrung, wäre ein eigenes ſehr mühſames und ſchwieriges Geſchäft, das über die Gränzen meines gegenwärtigen Vorhabens weit hinausliegt. Kants transſcendentale Analytik des reinen Verſtandes iſt eine wichtige Vorarbeit dazu. Von der Wahrheit des Geſagten im Allgemeinen aber, und der dadurch aufgeſtellten neuen Erklärung des Verſtandes (die ſolchen von der im folgenden Kapitel ebenfalls auf eine neue Art erklärten Vernunft beſtimmter, als bis jezt geſchehn, unterſcheidet) kann ſich Jeder überzeugen durch aufmerkſame Betrachtung der einzelnen Kategorien und ihrer Beziehungen auf die Formen der Sinnlichkeit.

§. 20.

Unmittelbare Gegenwart der Vorſtellungen.

Weil nun aber, ungeachtet dieſer Vereinigung der Formen des innern und äußern Sinnes durch den Verſtand zur Geſammtvorſtellung einer Erfahrung, das Subjekt unmittelbar nur durch den innern Sinn erkennt, indem der äußere Sinn wieder Objekt

des innern iſt und dieſer die Wahrnehmungen jenes wieder wahrnimmt, das Subjekt alſo in Hinſicht auf die unmittelbare Gegenwart der Vorſtellungen in ſeinem Bewußtſeyn, den Bedingungen der Zeit allein, als der Form des innern Sinnes unterworfen bleibt: ſo kann ihm nur eine deutliche Vorſtellung, wiewohl dieſe ſehr zuſammengeſetzt ſeyn kann, auf Ein Mal gegenwärtig ſeyn, und da das Subjekt bey dieſer einen nicht bleiben will, noch nach den Geſetzen der Erfahrungswelt bleiben kann, in der bloßen Zeit aber kein Zugleichſeyn iſt; ſo wird jene Vorſtellung ſtets wieder verſchwinden, von andern verdrängt, nach einer nicht a priori beſtimmbaren, ſondern von bald zu erwähnenden Umſtänden abhängigen Ordnung. Da nun ungeachtet dieſer Flüchtigkeit und dieſer Vereinzelung der Vorſtellungen, in Hinſicht auf ihre unmittelbare Gegenwart im Bewußtſeyn des Subjekts, dieſem dennoch die Vorſtellung von einem Ganzen der Erfahrung, wie ich es oben beſchrieben, durch die Funktionen des Verſtandes bleibt; ſo hat man, in Hinſicht auf dieſen Gegenſatz, die Vorſtellungen, ſofern ſie zur Geſammtvorſtellung der Erfahrung gehören, für etwas ganz anderes gehalten, als ſofern ſie dem Bewußtſeyn unmittelbar gegenwärtig ſind, und in jener Eigenſchaft ſie reale Dinge, in dieſer aber allein Vorſtellungen κατ' εξοχην genannt. Man überſah dabei, daß das ſogenannte Seyn dieſer realen Dinge doch durchaus

nichts

nichts iſt,' als ein Vorgeſtelltwerden, oder, wenn man darauf beſteht, nur die unmittelbare Gegenwart im Bewußtſeyn des Subjekts ein Vorgeſtelltwerden κατ' εντελεχειαν zu nennen, gar nur ein Vorgeſtelltwerdenkönnen κατα δυναμιν. Man überſah, daß das Objekt auſſerhalb ſeiner Beziehung auf das Subjekt ſchlechthin nichts iſt, und daß, wenn man ihm dieſe nimmt oder davon abſtrahirt, durchaus nichts übrig bleibt und die ihm beigelegte Exiſtenz an ſich ein Unding war und verſchwindet. Leibnitz, indem er ſich von jenem Gedanken eines Seyns an ſich der Objekte, unabhängig von ihrer Beziehung auf das Subjekt, d. h. vom Vorgeſtelltwerden, nicht frei machen konnte, jenes Seyn nun aber näher beſtimmen wollte, gerieth in die Nothwendigkeit die Objekte für Subjekte (monades) zu erklären und gab eben dadurch den ſprechendſten Beweis davon, daß unſer Bewußtſeyn, innerhalb der Schranken der Sinnlichkeit, des Verſtandes und der Vernunft, ein Mal nichts kennt als Subjekt und Objekt, Vorſtellendes und Vorſtellung, und wir daher, wenn wir vom Objektſeyn (Vorgeſtelltwerden) eines Objekts abſtrahiren, d. h. als ſolches es aufheben, und dennoch etwas ſetzen wollen, auf gar nichts gerathen können als das Subjekt. Wollen wir aber umgekehrt vom Subjektſeyn des Subjekts abſtrahiren und dennoch nicht nichts übrig behalten, ſo tritt der umgekehrte Fall ein, welcher Materialismus heißt.

Spinoza, dem diese nothwendige Beziehung zwischen Objekt und Subjekt, als eine ihnen so wesentliche, daß sie durchaus Bedingung ihrer Denkbarkeit ist, stark einleuchtete, hat sie deshalb als eine Identität des Erkennenden und Ausgedehnten in der allein existirenden Substanz dargestellt. Von dieser Identität des Subjektiven und Objektiven wird indessen weiter unten (§. 42) ausführlich die Rede seyn. Für jezt haben wir nur folgendes zu bemerken.

Der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt, dem Erkennenden, nie Erkannten, und dem Erkannten, nie Erkennenden, ist der größte aller Unterschiede, die wir zu erfassen vermögen. Er scheint sogar in vielen Sprachen dadurch angedeutet, daß das Sum von einem andern Stamm ist als das Est. Der Infinitivus aber, die Vereinigung beider Bedeutungen im Begriff von einem Seyn überhaupt, vermöge dessen Ich, das erkennende Subjekt, und der Tisch, an dem ich gegenwärtig schreibe, in diesem gemeinschaftlichen Prädikat übereinkommen, — ist der Stammvater vieler und selbst wieder fruchtbarer Irrthümer, von denen sich eine ganze Sphalmatogonie aufstellen ließe: z. B. von ihm stammen (versteht sich sofern sie in der doppelten Bedeutung des Stammvaters gelten sollen) Substanz, Realitäten, Vollkommenheiten u. a. m., von diesen die verschiedenartigsten Kinder, z. B. von Substanz: Dyalismus, Spinozismus, rationale Psychologie u.

ſ. w. Daß dennoch jener Begriff des Seyns, im Infinitiv überhaupt genommen, unſeren Sprachen, ja faſt unſerer Vernunft unvermeidlich anhängt, iſt, wie ſo manches Andre, ein Beweis wie wenig es bei uns auf das Erkennen und wie ganz und gar auf das Wollen abgeſehn iſt, ſo daß wenn wir auch in jenem immer Kinder bleiben, wir in dieſem dennoch jederzeit Helden ſeyn können.

Anmerk. Ich bemerke bei Gelegenheit der Haupterörterung dieſes Paragraphen, daß wenn ich im Fortgange der Abhandlung mich, der Kürze und leichtern Faßlichkeit halber, des Ausdrucks reale Objekte bedienen werde, ich hier Ein für alle Mal geſagt haben will, daß darunter nichts anderes zu verſtehn iſt, als die vollſtändigen, zum Ganzen einer Erfahrung verknüpften Vorſtellungen.

§. 21.

Vom unmittelbaren Objekt.

Wir haben geſehn, daß vermöge der Beſchaffenheit des innern Sinnes, welcher die dem Subjekt ſtets anhängende Bedingung des Erkennens iſt, nur eine einfache (kein Zugleich anerkennende) und flüchtige (nichts Beharrendes habende) Reihe von Vorſtellungen dem Subjekt unmittelbar gegenwärtig ſeyn kann. Vorſtellungen ſind unmittelbar gegenwärtig, heißt: ſie werden nicht nur in der vom Verſtande vollzognen Vereinigung von Zeit und Raum, d. h. im Ganzen der Erfahrung, ſondern ſie werden als Vorſtellungen

des innern Sinnes in der bloßen Zeit erkannt. Die oben berührte Bedingung zur unmittelbaren Gegenwart einer Vorstellung aus dieser Klasse, ist, daß sie in einem Kausalverhältnisse stehe mit einer bestimmten andern unter den vollständigen zum Ganzen der Erfahrung gehörigen Vorstellungen, welche Vorstellung ich die unmittelbare nenne, im Gegensatz aller andern, welche durch sie vermittelt sind. Diese Vorstellung ist der eigne Leib: er ist das unmittelbare Objekt. Als ein Objekt unter Objekten ist er dem in dieser Klasse der Vorstellungen herrschenden Gesetz der Kausalität unterworfen. Nur mittelst der Veränderungen, die andere Objekte in ihm bewirken, sind diese dem Subjekt unmittelbar gegenwärtig, und was man ihr Daseyn nennt, bedeutet nichts als die Fähigkeit, dem Subjekt auf solche Weise unmittelbar gegenwärtig zu werden. Hiebei ist aber wohl zu merken, daß nicht blos ihre Wirkung, nicht blos die im unmittelbaren Objekt durch sie hervorgebrachte Modifikation erkannt wird — (wäre es so, so gäbe es für das Subjekt nur ein Objekt, das unmittelbare, mit wechselnden Zuständen); sondern durch die Funktionen des Verstandes und deren Anwendung auf die Formen der Sinnlichkeit (welche in dieser Klasse der Vorstellungen nicht ohne das Materiale der Sinnlichkeit anzutreffen sind) wird auch die Ursach jener Wirkung, als das Substrat einer Kraft, d. i. als Substanz und als im Rau-

me gegenwärtig, erkannt, d. h. eben, es werden die andern Objekte als zum Ganzen der Erfahrung so gut als das unmittelbare gehörend erkannt. Daß ein Objekt nun wirklich in Kausalverhältniß zum unmittelbaren Objekt komme, hängt von mancherlei Umständen von ihrer Lage im Raum, vom Medio, in der ich befinden, von der Empfänglichkeit des unmittelbaren Objektes (Gesundheit der Sinne) u. s. f. —

Anmerk. 1. Der Begriff von Kausalität hat hier nothwendig anticipirt werden müssen, obgleich er erst in der zweiten Hälfte dieses Kapitels erklärt wird.

Anmerk. 2. Es ist zum gründlichen Verständniß des in diesem Paragraph Gesagten bemerkenswerth, daß alle Theile des unmittelbaren Objekts wieder vermittelte Objekte sind, indem ein Theil auf den andern einwirkt. Z. B. meine Hand ist mein unmittelbares Objekt, wenn durch ihr Tasten ich die Einwirkung eines andern Objekts auf sie und solches daher als im Raum gegenwärtig erkenne: die Hand ist vermitteltes Objekt, wenn ich sie sehe, d. h. aus den von ihr auf mein Auge zurückgeworfenen Lichtstrahlen ihre Wirksamkeit — Wirklichkeit — ihr Erfüllen des Raums erkenne. Das Auge, das hier unmittelbares Objekt war, wird wieder mittelbares, indem ich es betaste u. s. w. Ferner ist leicht zu bemerken, daß wenn ich unter den mir mittelbar gegebenen Objekten einige finde von einer der des mir unmittelbaren ähnlichen Beschaffenheit, ich schließe, daß auch sie unmittelbare Objekte des Subjekts sind, auch dann, wenn jene Aehnlichkeit mehr oder weniger entfernt ist, wie bei den

Thieren. Die Pflanzen geben Anlaß zu der Vermuthung, daß sie zwar unmittelbare, aber nicht vermittelnde Objekte des Subjekts sind, d. h. Leben, aber keine Sinnlichkeit, haben.

§. 22.

Phantasmen und Träume. Phantasie.

Das Subjekt vermag aber die Vorstellungen, welche ihm ein Mal durch Vermittelung des unmittelbaren Objekts unmittelbar gegenwärtig gewesen sind, nachmals ohne diese Vermittelung, willkührlich und selbst mit Veränderung der Ordnung und des Zusammenhangs derselben, zu wiederholen. Solche Wiederholungen nenne ich Phantasmata und das Vermögen zu selbigen die Phantasie oder Einbildungskraft. Ihre Vorstellungen sind zwar vollständige, (nach der §. 18 gegebenen Erklärung) aber nicht zum Ganzen der Erfahrung gehörige, daher sie auch nicht unter dem in dieser herrschenden Gesetz der Kausalität stehn, sondern, als Handlungen der bloßen Willkühr, unter dem, in der zuletzt zu erwähnenden Klasse der Objekte des Vorstellungsvermögens herrschenden Gesetz der Motivation. Ich erwähne sie hier, weil sie als vollständige Vorstellungen hier an ihrem Ort sind, obwohl sie durch das Prädikat der Willkührlichkeit dem Gesetze des Ganzen der Erfahrung entzogen und einem andern anheim gestellt sind. Ferner erwähne ich sie deshalb, daß man sie als Phantasmata

wohl von den im nächsten Kapitel abzuhandelnden Begriffen unterscheide.

Daß wir Phantasmen von realen Objekten zu unterscheiden wissen, kommt daher, daß im wachenden Zustand das unmittelbare Objekt unserm Bewußtseyn stets unmittelbar gegenwärtig ist, indem der unmittelbaren Gegenwart aller andern zum Ganzen der Erfahrung gehörigen Vorstellungen eine Veränderung desselben zum Grunde liegt, welche also als ein integrirender Theil in jede jedesmal gegenwärtige zum Ganzen der Erfahrung gehörige Vorstellung mit eingeht. Die Phantasmata enthalten auf gleiche Weise die Vorstellungen von Veränderungen des unmittelbaren Objekts (als Wiederholungen) und auch auf solche, hier wie dort, angewandte Verstandesfunktionen: obgleich nun je lebendiger das Phantasma ist, desto schwächer für den Augenblick die unmittelbare Gegenwart des unmittelbaren Objekts dem Bewußtseyn wird; so bleibet solches uns doch fast immer so gegenwärtig, daß, indem die Phantasmata, als Veränderungen des unmittelbaren Objekts enthaltend, Objekte für uns sind, wir doch zugleich das unmittelbare Objekt als ohne solche Veränderungen erkennen. Erreichen aber die Phantasmata den hohen Grad von Lebhaftigkeit, daß sie das unmittelbare Objekt ganz aus dem Bewußtseyn verdrängen; so können wir sie nur durch den Wiedereintritt des unmittelbaren Objekts ins

Bewußtseyn für Phantasmata erkennen; welcher Eintritt deshalb wieder erfolgen muß, weil das unmittelbare Objekt, als eine zum Ganzen der Erfahrung gehörige Vorstellung, nach den Gesetzen dieser beharrt. Denn daß wir, nach der in der Folge dieses Kapitels zu erwähnenden Regel, daß jede Begebenheit in irgend einer Reihe von Ursachen und Wirkungen eine nothwendige Stelle haben müsse, das unmittelbare Objekt, wie andere Objekte im Zusammenhang der Erfahrung betrachten und nach den Gesetzen dieser erkennen, daß selbiges die Einwirkung nicht hat erleiden können, deren Vorstellung im Phantasma enthalten war, geht in den meisten Fällen nicht an, indem wir die Reihe von Wirkungen und Ursachen selten sehr weit und nie bis ans Ende verfolgen können. Habe ich mir z. B. eingebildet es sey Jemand in meine Stube getreten, so kann ich es nur auf die zuerst angegebene Weise (durch Wiedereintritt des unmittelbaren Objekts ins Bewußtseyn) für ein Phantasma erkennen: denn die Nachforschung nach den Zuständen, welche dem Hereinkommen jener Person in meine Stube vorhergegangen seyn müßten, kann selten weit gehn.

Im Schlaf ist das unmittelbare Objekt und mit ihm alle vermittelten dem Bewußtseyn entrückt: ohne Objekt kein Subjekt; daher der bewußtlose Schlaf. Phantasmen, d. h. Erneuerungen der sonst vermittelten Vorstellungen ohne diese Vermittelung, sind aber

auch im Schlaf möglich und bekanntlich Träume. Da im Schlaf das unmittelbare Objekt uns entrükt iſt, ſo können wir während deſſelben die Phantasmen nicht von realen Objekten unterſcheiden, weil das erwähnte Kriterium fehlt. Nur beim Erwachen, als dem (wegen der, von ihrer unmittelbaren Gegenwart im Bewußtſeyn unabhängigen, Beharrlichkeit aller zum Ganzen der Erfahrung gehörigen Vorſtellungen, nothwendigen) Wiedereintritt des unmittelbaren Objekts ins Bewußtſeyn, erkennen wir die Phantasmen als ſolche. Das Erwachen iſt alſo das einzige Kriterium zur Unterſcheidung des Traumes von der Wirklichkeit. Wenn wir zweifeln, ob eine Begebenheit geträumt oder wirklich ſey, ſo geſchieht dies weil der Augenblick des Erwachens vergeſſen iſt. Alsdann müſſen wir zu dem viel unſicherern Kriterium der Unterſuchung, ob die Begebenheit eine Stelle in irgend einer Kette von Wirkungen und Urſachen habe, greifen.

§. 23.

Satz vom zureichenden Grunde des Werdens.

In der nunmehr beſchriebenen Klaſſe der Objekte für das Subjekt, herrſcht der Satz vom zureichenden Grunde als Geſetz der Kauſalität, und ich nenne ihn als ſolches den Satz vom zureichenden Grunde des Werdens, principium rationis ſufficientis fiendi. Alle in der Geſammtvorſtellung,

die wir Erfahrung nennen, enthaltenen Vorstellungen sind durch ihn eine an die andre geknüpft. Er ist folgender. Wenn ein neuer Zustand eines oder mehrerer realer Objekte entsteht, so muß ihm ein andrer vorhergegangen seyn, auf welchen der neue nach einer Regel, d. h. allemal so oft der erstere da ist, folgt. Ein solches Folgen heißt ein Erfolgen und der erstere Zustand die Ursach, der zweite die Wirkung. Wenn sich z. B. ein Körper entzündet, so muß diesem Zustand des Brennens vorhergegangen seyn ein Zustand 1°) der Verwandtschaft zum Sauerstoff, 2°) der Berührung mit dem Sauerstoff, 3°) einer bestimmten Temperatur. Da, sobald dieser Zustand vorhanden war, die Entzündung unmittelbar erfolgen mußte, diese aber erst in einem bestimmten Zeitmoment erfolgt ist, so kann auch jener Zustand nicht immer dagewesen, sondern muß aus einem vorhergehenden erfolgt seyn, z. B. aus dem Zustand des Hinzutretens freier Wärme an den Körper, aus welchem die Temperaturerhöhung erfolgen mußte: dieser Zustand des Hinzutretens der Wärme ist wieder durch einen vorhergehenden, z. B. das Auffallen der Sonnenstrahlen auf einen Brennspiegel, bedingt, dieses etwa durch das Wegziehn einer Wolke von der Richtung der Sonne, dieses durch Wind, dieser durch ungleiche Dichtigkeit der Luft, diese durch andre Zustände und so in indefinitum. Daß, wenn ein Zustand, um Bedingung zum Eintritt eines

neuen zu seyn, alle Bestimmungen bis auf eine enthält, man diese eine, wenn sie jetzt noch, also zuletzt, hinzutritt, die Ursach κατ' εξοχην nennen will, mag im gemeinen Leben zulässig seyn, ist aber eine nicht genaue Art sich auszudrücken: denn dadurch, daß eine Bestimmung des Zustandes die letzte ist die hinzutritt, hat sie vor den übrigen nichts voraus. So ist, im angeführten Beispiel, keine Berechtigung da, das Wegziehn der Wolke deshalb die Ursach der Entzündung zu nennen, weil es später eintritt als das Richten des Brennspiegels auf das Objekt: dieses hätte später geschehn können als das Wegziehn der Wolke, und das Zulassen des Sauerstoffs später als dieses, und solche zufällige Zeitbestimmungen hätten nach jener Sprachgewohnheit entscheiden müssen welches die Ursach sey. Bei richtiger Betrachtung finden wir vielmehr, daß der ganze Zustand Bedingung des folgenden ist, wobei es einerlei ist in welcher Zeitfolge seine Bestimmungen zusammengekommen sind. Auch zieht jene Sprachgewohnheit eine andre nach sich, die zu einem großen Irrthum wird, nämlich daß man nicht den Zustand, sondern die Objekte Ursache nennt, z. B. im angeführten Fall würden Einige den Brennspiegel Ursach der Entzündung nennen, Andre die Wolke, Andre die Sonne, Andre den Sauerstoff und so regellos nach Belieben. Es hat aber gar keinen Sinn zu sagen, ein Objekt ist Ursach eines andern: sondern Kausalität ist

ein Verhältniß zweier Zustände, in Beziehung auf welches der eine Ursach der andre Wirkung heißt und ihr Nacheinanderseyn das Erfolgen. Aus dieser Betrachtung, daß das Gesetz der Kausalität sich nur auf Zustände bezieht und nicht auf Dinge, daß nur Zustände entstehn und vergehn, werden und aufhören, nicht Dinge, ergiebt sich der Satz von der Beharrlichkeit der Substanz von selbst, folglich durch bloße Analysis des Begriffs Kausalität, ohne Synthesis. Dies hier nur beiläufig.

Da auf den ersten Zustand der zweite nach einer Regel, d. h. jederzeit, folgen muß; so ist das Verhältniß der Ursach zur Wirkung ein nothwendiges, und daher berechtigt, das Gesetz der Kausalität zu hypothetischen Urtheilen und bewährt sich hierdurch als eine Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde, auf welchen alle hypothetischen Urtheile sich stützen müssen.

Ich nenne diese Gestaltung unsres Satzes, Satz vom zureichenden Grunde des Werdens, deswegen, weil seine Anwendung überall eine Veränderung, ein Werden, voraussetzt. Zu seinem Karakter gehört ferner, daß die Ursach der Wirkung allemal der Zeit nach vorhergehe (vergl. §. 53.) und nur daran wird erkannt, welcher von zwei durch den Kausalnexus verbundenen Zuständen Ursach und welcher Wirkung sey.

§. 24.

Bestreitung von Kants Beweis dieses Satzes und Aufstellung eines neuen in gleichem Sinn abgefaßten. —

Die Darlegung der Allgemeingültigkeit des Gesetzes der Kausalität für alle Erfahrung, seiner Beschränkung auf Erfahrung und seiner Aprioritât ist ein Hauptgegenstand der Kritik der reinen Vernunft: das dort Gesagte zu wiederholen wäre überflüssig. Indem ich mich also im Allgemeinen darauf berufe, will ich bloß einen Punkt berühren, in welchem ich der Kritik der reinen Vernunft nicht beistimmen kann, nämlich den Beweis der Aprioritât des Satzes.

Zuvor noch dieses. In der Kritik der reinen Vernunft, p. 246, sieht Kant den Satz vom zureichenden Grund mit dem Gesetz der Kausalität als identisch an. Es haben sich hiegegen erklärt Salomon Maimon, in der Logik p. XXIV, Kiesewetter in seiner Logik p. 16, G. E. Schulz in seiner Logik p. 32 und 84. Ich stimme hingegen Kant bei: nur ist, nach meiner in dieser ganzen Abhandlung dargelegten Ansicht, das Gesetz der Kausalität eine der vier Modificationen oder Gestaltungen des Satzes vom zureichenden Grunde.

Auf der soeben angeführten Seite der Kritik der reinen Vernunft giebt nun Kant auch einen Beweis des Satzes vom zureichenden Grunde, der im Wesentlichen folgender ist. „Die zu aller empirischen Kenntniß nöthige Synthesis des Mannigfaltigen durch die Einbil-

dungskraft giebt Succession, aber noch keine bestimmte: d. h. sie läßt unbestimmt, welcher von zwei wahrgenommenen Zuständen, nicht nur in meiner Einbildungskraft, sondern im Objekt, vorausgehe. Bestimmte Ordnung aber dieser Succession, durch welche allein das Wahrgenommene Erfahrung wird, d. h. zu objektiv gültigen Urtheilen berechtigt, kommt erst hinein durch den reinen Verstandesbegriff von Ursach und Wirkung. Also ist der Grundsatz des Kausalverhältnisses Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung, und als solche uns a priori gegeben."

Zuvörderst ist zu bemerken, daß dieser Beweis blos auf das Gesetz der Kausalität geht und nicht auf den Satz vom zureichenden Grunde überhaupt, welcher, wie ich darzuthun hoffe, noch drei ganz andre Anwendungen oder Gestalten hat. Ich stimme übrigens Kanten darin bey, daß das Gesetz der Kausalität in Verbindung mit den andern Kategorien, also der Verstand überhaupt, das Ganze von objektiver Erkenntniß, das wir Erfahrung nennen, möglich macht. (§. 42. erklärt dies noch mehr.) Allein nach meiner Ansicht thut der Verstand dies nur dadurch, daß er Zeit und Raum durch seine Kategorien vereinigt, nicht durch die bloßen Kategorien für sich. Nicht die Erfahrung, sondern nur ihre a priori erkennbaren Gesetze sind dem bloßen Verstande gegeben: sie selbst ist die durch den Verstand erzeugte Vereinigung von Zeit und

Raum und daher nur durch Anwendung von Verſtand und Sinnlichkeit zugleich zu erfaſſen. Daher kann ich nicht zugeben, daß die Ordnung der Succeſſion der Veränderungen realer Objekte allererſt durch die Kategorie der Kauſalität für eine objektive erkannt werde. Kant wiederholt und erläutert dieſe ſeine Behauptung in der Kritik der reinen Vernunft beſonders pp. 232 bis 236 und p. 264, welche Stellen ich Jeden, der das folgende verſtehn will, nachzuleſen bitte. Er behauptet hier überall, daß die Objektivität der Succeſſion der Vorſtellungen, welche er als ihre Uebereinſtimmung mit der Succeſſion realer Objekte erklärt, lediglich erkannt werde durch die Regel, nach der ſie einander folgen, d. h. durch das Geſetz der Kauſalität; daß durch die bloße Wahrnehmung das objektive Verhältniß der einander folgenden Erſcheinungen völlig unbeſtimmt bleibe, indem ich alsdann blos die Folge meiner Vorſtellungen wahrnehme, die Folge in meiner Apprehenſion aber zu keinem Urtheil über die Folge im Objekt berechtigt, wenn mein Urtheil ſich nicht auf dem Geſetz der Kauſalität ſtützt, indem ich außerdem in meiner Apprehenſion die Succeſſion der Wahrnehmungen auch in ganz umgekehrter Ordnung könnte gehn laſſen, da nichts iſt, was ſie als objektiv beſtimmt. Zur Erläuterung dieſer Behauptung führt er das Beiſpiel eines Hauſes an, deſſen Theile er in jeder beliebigen Succeſſion, z. B. von oben nach unten, und von

unten nach oben betrachten kann, wo also die Bestimmung der Succession blos subjektiv wäre und in keinem Objekt begründet, weil sie von seiner Willkühr abhängt. Und als Gegensatz stellt er die Wahrnehmung eines den Strohm herabfahrenden Schiffes auf, das er zuerst oberhalb und successive immer mehr unterhalb des Laufs des Strohms wahrnimmt, welche Wahrnehmung der Succession der Stellen des Schiffs er nicht ändern kann: daher er hier die subjektive Folge seiner Apprehension ableitet von der objektiven Folge in der Erscheinung, die er deshalb eine Begebenheit nennt. Ich behaupte dagegen, daß beide Fälle gar nicht unterschieden sind, daß beides Begebenheiten sind, deren Erkenntniß objektiv ist, d. h. eine Erkenntniß von Veränderungen realer Objekte, die als solche vom Subjekt erkannt werden. Beides sind Veränderungen der Lage zweier Objekte gegen einander. Im ersten Fall ist eines das unmittelbare Objekt und zwar nur ein Theil desselben, nämlich das Auge, und das andre ist ein durch das unmittelbare Objekt vermitteltes, nämlich die Theile des Hauses, gegen welche die Lage des Auges successive geändert wird. Im zweiten Fall ändert das Schiff seine Lage gegen den Strohm, also ist die Veränderung zwischen zwei Objekten, welche durch das unmittelbare vermittelt sind. Beides sind Begebenheiten: der einzige Unterschied ist, daß im ersten Fall die Veränderung

zwi-

zwiſchen dem unmittelbaren und einem vermittelten, im zweiten zwiſchen zwei vermittelten Objekten iſt. Die Ordnung der Succeſſion der Veränderung könnte ſo gut im zweiten als im erſten Fall umgekehrt werden, ſobald nur der Betrachter eben ſowohl die Kraft hätte, das Schiff ſtrohmaufwärts zu ziehen, als die, ſein Auge in einer der erſten entgegengeſetzten Richtung zu bewegen. Denn daraus, daß die Succeſſion der Wahrnehmungen der Theile des Hauſes von ſeiner Willkühr abhängt, will Kant abnehmen, daß ſie keine objektive und keine Begebenheit ſey. Aber das Bewegen ſeines Auges in der Richtung vom Dach zum Keller iſt eine Begebenheit und die entgegengeſetzte vom Keller zum Dach eine zweite, ſo gut als das Fahren des Schiffs. Es iſt hier gar kein Unterſchied: ſo wie, in Hinſicht auf das Begebenheitſeyn oder nicht, kein Unterſchied iſt, ob ich an einer Reihe Soldaten vorbeigehe oder dieſe an mir: beides ſind Begebenheiten. Kant würde auch dort nicht geglaubt haben, einen Unterſchied zu finden, hätte er bedacht, daß ſein Leib ein Objekt unter Objekten iſt und daß die Succeſſion ſeiner unmittelbar gegenwärtigen vollſtändigen Vorſtellungen, die keine Phantasmen ſind, abhängt von der Succeſſion der Einwirkungen andrer Objekte auf das unmittelbare, folglich objektiv iſt, d. h. unter Objekten, unmittelbar (wenn auch nicht mittelbar) unabhängig von der Willkühr des Subjekts, Statt hat, folglich ſehr wohl erkannt wer-

den kann, ohne daß die succeſſive auf das unmittelbare Objekt einwirkenden Objekte in einer Kauſalverbindung unter einander ſtehn.

Kant ſagt: die Zeit kann nicht wahrgenommen werden: alſo empiriſch läßt ſich keine Succeſſion von Vorſtellungen als objektiv wahrnehmen, d. h. als Veränderungen der Erſcheinungen unterſcheiden von den Veränderungen bloß ſubjektiver Vorſtellungen. Nur durch das Geſetz der Kauſalität, welches eine Regel iſt, nach der ſich Zuſtände folgen, läßt ſich die Objektivität einer Veränderung erkennen. Und das Reſultat ſeiner Behauptung würde ſeyn, daß wir gar keine Folge in der Zeit als objektiv wahrnehmen, ausgenommen die von Urſach und Wirkung, und daß jede andre von uns wahrgenommene Folge von Erſcheinungen bloß durch unſre Willkühr ſo und nicht anders beſtimmt ſey. Ich muß gegen alles dieſes anführen, daß Erſcheinungen ſehr wohl auf einander folgen können, ohne auseiander zu erfolgen. Und dies thut dem Geſetz der Kauſalität keinen Abbruch. Denn es bleibt gewiß, daß jede Veränderung Wirkung einer andern iſt und ich muß es ſogar von jeder a priori vorausſetzen: nur folgt ſie nicht blos auf die einzige, die ihre Urſache iſt, ſondern auf alle andern, die mit jener Urſach zugleich ſind und mit denen ſie in keiner Kauſalverbindung ſteht. Sie wird nicht gerade in der Folge der Reihe der Urſachen von mir wahrgenommen, ſon-

dern in einer ganz andern, die aber deshalb nicht minder objektiv ist und von einer subjektiven, von meiner Willkühr abhängigen, dergleichen z. B. die meiner Phantasmen ist, sich sehr unterscheidet. Das Aufeinanderfolgen in der Zeit von Begebenheiten, die nicht in Kausalverbindung stehn, ist eben was man Zufall nennt, welches Wort vom Zusammentreffen, Zusammenfallen des nicht Verknüpften genommen scheint. Ich trete vor die Hausthür und darauf fällt ein Ziegel vom Dach, der mich trifft; so ist zwischen dem Fallen des Ziegels und meinem Heraustreten keine Kausalverbindung, aber dennoch die Succession, daß mein Heraustreten dem Fallen des Ziegels vorhergieng, in meiner Apprehension objektiv bestimmt und nicht subjektiv durch meine Willkühr, die sonst wohl die Succession umgekehrt haben würde. Eben so ist die Succession der Töne einer Musik objektiv bestimmt und nicht subjektiv durch mich, den Zuhörer: aber wer wird sagen, daß die Töne der Musik sich nach dem Gesetz von Ursach und Wirkung folgen? Ja sogar diejenige Succession, mit der wir alle andern vergleichen, die Rotation der Erde, wird ohne Zweifel objektiv von uns erkannt, aber gewiß nicht durch Vermittelung des Kausalitätsbegriffs, da ihre Ursache uns ganz unbekannt ist.

Kant sagt (pp. 242, 243), daß eine Vorstellung nur dadurch objektive Realität zeige (das heißt doch wohl von Phantasmen und bloßen Begriffen unterschie-

den werde), daß wir ihre nothwendige und einer Regel (dem Kausalgesetz) unterworfene Verbindung mit andern Vorstellungen und ihre Stelle in einer bestimmten Ordnung des Zeitverhältnisses unsrer Vorstellungen erkennen. Ich muß dagegen einwenden: von wie wenigen Vorstellungen erkennen wir die Stelle, die ihnen das Kausalgesetz in der Reihe der Ursachen und Wirkungen giebt! und doch wissen wir immer die objektiven von den subjektiven, reale Objekte von Phantasmen zu unterscheiden, was, wie ich §. 22. gezeigt habe, dadurch geschieht, daß wir uns bewußt sind, ob die Gegenwart einer Vorstellung durch das unmittelbare Objekt vermittelt ist, oder, ohne dessen Vermittelung, durch Willkühr hervorgerufen als eine bloße Wiederholung. Im Traum, wie gesagt, wo das unmittelbare Objekt uns entrückt ist, können wir jene Unterscheidung nicht machen, daher wir, während wir träumen, Phantasmen für reale Objekte halten und erst beim Erwachen, d. h. dem Wiedereintritt des unmittelbaren Objekts ins Bewußtseyn, den Irrthum erkennen, obgleich auch im Traum das Gesetz der Kausalität sein Recht behauptet hatte.

Kants Beweis der Apriorität und Nothwendigkeit des Kausalitätsgesetzes, daraus, daß wir nur durch dessen Vermittelung die objektive Succession der Veränderungen erkennten und es insofern Bedingung der Erfahrung wäre, kann ich also nicht für gültig aner-

kennen. Wohl aber ſtimme ich ihm darin bei, daß wir der Regel, nach der die Veränderungen der Zuſtände realer Objekte auf einander folgen müſſen, uns a priori bewußt ſind, und auch in allen Folgerungen, die er daraus zieht. Der Beweis aber davon, daß wir uns des Kauſalitätsgeſetzes a priori bewußt ſind, ſcheint mir ſchon in der unerſchütterlichen Gewißheit zu liegen, mit der Jeder in allen Fällen von der Erfahrung erwartet, daß ſie dieſem Geſetze gemäß ausfalle, d. h. durch die Apodikticität die wir ſelbigem beilegen, die ſich von jeder andern auf Induktion gegründeten Gewißheit, z. B. der empiriſch erkannter Naturgeſetze, dadurch unterſcheidet, daß es uns ſogar zu denken unmöglich iſt, daß dieſes Geſetz irgendwo in der Erfahrungswelt eine Ausnahme leide. Wir können uns z. B. denken, daß das Geſetz der Gravitation ein Mal aufhörte zu wirken, nicht aber daß dieſes ohne eine Urſach geſchähe.

Indeſſen läßt ſich auch allerdings ein Beweis wie Kant ihn will, nämlich eine Nachweiſung, daß die Erfahrung nur durch Vermittelung des Geſetzes der Kauſalität möglich ſey, führen, auf folgende Weiſe. Nur ein Objekt iſt uns unmittelbar gegeben, der eigne Leib. Nun iſt nicht einzuſehn, wie wir über dieſe Vorſtellung hinaus zu andern Objekten im Raum gelangen, als mittelſt Anwendung der Kategorie der Kauſalität. Ohne Anwendung derſelben würden wir

kein andres Objekt haben als das unmittelbare, mit seinen sich succedirenden Zuständen. Ohne Anwendung des Verstandes überhaupt bliebe es bei der bloßen Empfindung und käme nicht zur Anschauung, welche eben, als Anschauung von Objekten und nicht bloß von wahrnehmbarer Zeit und Raum, die Verbindung dieser erfüllten Zeit und Raum durch die Kategorien ist. Unmittelbar gegeben ist nichts als das unmittelbare Objekt im Raum und die Succession seiner Zustände in der Zeit: ja sogar das unmittelbare Objekt selbst wird erst durch die Anwendung der Kategorien der Subsistenz, Realität, Einheit u. s. w. zum Objekt. Die Erkenntniß der vermittelten Objekte aber fängt nun mit der Kategorie der Kausalität an, geht von dieser aus. Von der Veränderung im Auge, Ohr oder jedem andern Organ, wird auf eine Ursach geschlossen, und solche wird im Raum dahin, von wo ihre Wirkung ausgeht, als das Substrat dieser Kraft gesetzt, und dann erst können die Kategorien der Subsistenz, Daseyn u. s. w. auf sie angewandt werden. Die Kategorie der Kausalität ist also der eigentliche Uebergangspunkt, folglich Bedingung aller Erfahrung, und als solche ihr vorhergehend, nicht erst aus ihr geschöpft. Durch die Kategorie der Kausalität allererst erkennen wir die Objekte als wirklich, d. i. auf uns wirkend. Daß wir jenes Schlusses uns nicht bewußt sind, macht keine Schwierigkeit: werden

wir uns doch nicht ein Mal des Schlusses von der Schattirung des Körpers auf ihre Form bewußt. Ausserdem ist es kein Vernunftschluß, keine Verknüpfung von Urtheilen, nicht mit dem Begriff der Kategorie haben wir es zu thun*), sondern mit der Kategorie selbst: sie selbst unmittelbar leitet von der Wirkung auf die Ursache, daher wir uns ihrer Funktion so wenig als der der andern Kategorien anders bewußt werden, als indem eben durch diese Kategorien unser Bewußtseyn aus dumpfer Empfindung zur Anschauung wird. Diesem durch keinen abstrakten Begriff und folglich auch durch keine Minor vermittelten Schluß, möchte ich den Namen des Verstandesschlusses geben, der in der Logik einer Gattung von Schlüssen beigelegt wird, deren Unterscheidendes offenbar nicht hinreicht, um ihnen einen Ursprung aus einer ganz andern Geisteskraft beizulegen, und denen, nach der von mir aufgestellten schärferen Sonderung von Verstand und Vernunft, jene Benennung auf keine Weise zukommen kann. Von dem von mir behaupteten, so häufig (neuerlich von Fries in seiner Kritik der Vernunft Bd. 1. pp. 52 — 56 und 290. und von Schelling im ersten Band seiner Schriften pp. 237, 238.) geläugneten Schluß, erhält man einen im allereigentlichsten Sinn des Worts handgreiflichen Beweis, wenn man den Mittelfinger

*) Dies kann erst nach Bekanntschaft mit dem folgenden Kapitel ganz verständlich seyn.

über den Zeigefinger legt und so eine Kugel befühlt, wo man auf das Gewisseste zwey Kugeln zu fühlen glaubt und bloß durch das Auge sich überzeugt, daß es nur eine sey; welche merkwürdige Illusion schon die Aufmerksamkeit des Aristoteles auf sich gezogen hat. (Metaph. III. 6.) Hier glaubt man also durch den untrüglichsten Sinn, auf die allerunmittelbarste Weise zwei Kugeln wahrzunehmen, und doch gründet sich diese Gewißheit bloß auf einem Schluß, der in Begriffen ausgedrückt folgender wäre: Wenn zwei Kugelflächen auf die äußern Seiten des Mittelfingers und Zeigefingers zugleich einwirken, so können solche nicht einer Kugel angehören: jenes geschieht jetzt: also sind zwei Kugeln da. Nur die Veränderung der von der major vorausgesetzten natürlichen Lage der Finger macht den Schluß falsch.

Kant in seinem Beweise scheint mir in den entgegengesetzten Fehler als Hume gerathen zu seyn. Dieser erklärte alles Erfolgen für bloßes Folgen: Kant hingegen will, daß es kein andres Folgen gebe als das Erfolgen. Der reine Verstand freilich kann allein das Erfolgen begreifen, das bloße Folgen aber so wenig als den Unterschied zwischen rechts und links, welcher nämlich, eben wie das Folgen, blos durch die reine Sinnlichkeit zu erfassen ist. Die Folge der Begebenheiten in der Zeit kann allerdings (was Kant p. 233 läugnet) empirisch erkannt werden, so gut als das

Nebeneinanderſeyn der Dinge im Raum. Die Art aber, wie etwas auf ein Andres in der Zeit überhaupt folge, iſt ſo wenig zu erklären als die Art, wie etwas aus einem Andern erfolge: jene Erkenntniß iſt durch die reine Sinnlichkeit, dieſe durch den reinen Verſtand gegeben und bedingt. Kant aber, indem er objektive Folge der Erſcheinungen für bloß durch den Leitfaden der Kauſalität erkennbar erklärt, verfällt in denſelben Fehler, den er (Kr. d. r. V. p. 331.) dem Leibniß vorwirft, „daß er die Formen der Sinnlichkeit intellektuire.“ — Ueber die Succeſſion iſt meine Anſicht dieſe. Aus der zur reinen Sinnlichkeit gehörigen Form der Zeit ſchöpfen wir die Kenntniß der bloßen Möglichkeit der Succeſſion. Die Succeſſion der realen Objekte, deren Form eben die Zeit iſt, erkennen wir empiriſch und folglich als wirklich. Die Nothwendigkeit aber einer Succeſſion zweier Zuſtände, d. h. einer Veränderung, erkennen wir bloß durch den Verſtand, mittelſt der Kategorie der Kauſalität: und daß wir den Begriff von Nothwendigkeit einer Succeſſion haben, iſt ſogar ſchon ein Beweis davon, daß das Geſetz der Kauſalität kein empiriſch erkanntes, ſondern ein uns a priori gegebenes iſt. Der Satz vom zureichenden Grund überhaupt iſt Ausdruck der im Innerſten unſers Erkenntnißvermögens liegenden Nothwendigkeit einer Verbindung aller unſrer Objekte, d. h. Vorſtellungen. Daß in der Klaſſe von Vorſtellungen

die wir jetzt betrachten, wo jener Satz als Gesetz der Kausalität auftritt, derselbe die Zeitfolge bestimmt, kommt daher, daß die Zeit die Form dieser Vorstellungen ist, daher denn die nothwendige Verbindung hier als Regel der Succession erscheint. In andern Gestalten des Satzes vom zureichenden Grunde, wird uns die nothwendige Verbindung, die er überall heischt, in ganz andern Formen als die Zeit und folglich nicht als Succession erscheinen, aber immer den Karakter einer nothwendigen Verbindung beibehalten, wodurch sich die Identität des Satzes vom zureichenden Grunde in allen seinen Gestalten, oder vielmehr die Einheit der Wurzel aller Gesetze, deren Ausdruck jener Satz ist, offenbart.

Wäre die angefochtene Behauptung Kants richtig, so würden wir die Wirklichkeit der Succession blos aus ihrer Nothwendigkeit erkennen: dieses würde aber einen alle Reihen von Ursachen und Wirkungen zugleich umfassenden, folglich allwissenden Verstand voraussetzen. Kant hat dem Verstand das Unmögliche aufgelegt, bloß um der Sinnlichkeit weniger zu bedürfen.

Wie läßt sich Kants Behauptung, daß Objektivität der Succession allein erkannt werde aus der Nothwendigkeit der Folge von Wirkung auf Ursache, vereinigen mit jener, (Kr. d. r. V. p. 249) daß das empirische Kriterium, welcher von zwei Zuständen Ursach

und welcher Wirkung ſey, bloß die Succeſſion ſey? Wer ſieht hier nicht den offenbarſten Cirkel?

Würde Objektivität der Succeſſion bloß erkannt aus der Kauſalität, ſo wäre ſie nur als ſolche denkbar und wäre eben nichts als dieſe. Denn wäre ſie noch etwas anderes, ſo hätte ſie auch andre unterſcheidende Merkmale, an denen ſie erkannt werden könnte, was eben Kant läugnet. Folglich könnte man, wenn Kant Recht hätte, nicht ſagen: „Dieſer Zuſtand iſt Wirkung jenes, daher folgt er ihm.“ Sondern Folgen und Wirkungſeyn wäre Eins und daſſelbe und jener Satz tautologiſch. Auch erhielte nach alſo aufgehobenem Unterſchied von Folgen und Erfolgen Hume wieder Recht, der alles Erfolgen für bloßes Folgen erklärte, alſo ebenfalls jenen Unterſchied läugnete.

Jene ganze Lehre Kants beruht zuletzt auf einem falſchen Dilemma, nämlich: Wenn Vorſtellungen ſich ſuccediren, ſo geſchieht dies entweder nach meiner Willkühr oder nach einer Regel. — Das iſt falſch: denn es kann auch geſchehn nach einer ganz regelloſen Nothwendigkeit, dergleichen die iſt, vermöge welcher auf meinen Leib, der, als ein Objekt unter Objekten und als dem Kauſalgeſetz unterworfen, Paſſivität für fremde Einwirkung hat, unzählige Objekte ſucceſſive (wegen ihrer gemeinſchaftlichen Form der Zeit) einwirken, welche Einwirkungen in dieſer Succeſſion von mir erkannt werden müſſen, da ich den Leib ſelbſt in der Zeit erkenne.

Endlich könnte man fragen: wenn Objektivität der Succession, d. h. des Wechsels, bloß erkannt wird aus der Kausalität; woraus wird denn Objektivität der Dauer erkannt, durch welche doch auch, so gut als durch den Wechsel, die Zeit gesetzt wird als eine Bestimmung der Vorstellungen, nicht nur sofern sie meinem Bewußtseyn unmittelbar gegenwärtig sind, sondern auch sofern sie zur Totalvorstellung der Erfahrung gehören. Daß wir überhaupt die Zeit nicht nur in ersterer, sondern auch in letzterer Beziehung, d. h. nach der gewöhnlichen Art zu reden, als Bestimmung der realen Objekte, erkennen, kommt daher, daß das unmittelbare Objekt, so gut als jedes andre, der Welt der Objekte angehört, und uns successive Veränderungen desselben so unmittelbar als es selbst gegeben sind, diese aber die Zeit voraussetzen, nicht bloß als Form der Vorstellungen, sofern sie mir unmittelbar gegenwärtig sind, sondern auch innerhalb der Totalvorstellung einer Erfahrung.

Kants Beweis wäre also dahin einzuschränken, daß wir empirisch bloß Wirklichkeit der Succession erkennen: da wir aber außerdem auch Nothwendigkeit der Succession in gewissen Reihen der Begebenheiten erkennen und sogar vor aller Erfahrung wissen, daß jede mögliche Begebenheit in irgend einer dieser Reihen eine bestimmte Stelle haben müsse; so folgt schon hieraus die Realität und Aprioritat des Gesetzes

der Kausalität, welche übrigens der oben gegebene Beweis auch auf die von Kant verlangte Weise außer Zweifel setzt.

Ich stimme Kanten vollkommen bei darin, daß die Wahrnehmung jeder Succession von Zuständen realer Objekte von der Voraussetzung einer Ursache begleitet, läugne nur, daß sie durch solche bedingt sey. Ich stimme ihm bei darin, daß jede Begebenheit zu einer Reihe gehört, in der ihre Stelle durch eine Regel, folglich als nothwendig, bestimmt ist. Nur kann ich nicht zugestehn, daß wir ihre Stelle in der Zeit allein nach dieser Regel und aus ihrer Stelle in einer dieser Reihen finden, nicht aber empirisch erkennen können. Denn es giebt unzählige solche Reihen von Ursachen und Wirkungen, und die Glieder einer jeden haben nicht nur unter einander, sondern auch zu den Gliedern jeder andern Reihe ein objektives (d. h. im Zusammenhang der Erfahrung bestehendes) und als solches erkennbares Zeitverhältniß, obgleich kein Kausalverhältniß. Nun ist zwar das Zeitverhältniß jedes Gliedes zu den übrigen derselben Reihe nach dem Kausalgesetz a priori erkennbar und zwar also bestimmt, daß zwei nie zugleich seyn können: das Zeitverhältniß eines Gliedes zu einem aus einer andern Reihe aber ist nur empirisch erkennbar, vermöge der, nicht nur den dem Subjekt unmittelbar gegenwärtigen, sondern auch allen vollständigen, zum Ganzen der Erfahrung ver-

knüpften Vorstellungen, zum Grunde liegenden Form der Zeit: und hier muß jede mit vielen zugleich seyn. Man kann sich dies versinnlichen, indem man die erfüllte Zeit sich unter dem Bilde einer Cirkelfläche vorstellt, deren Centrum die Gegenwart sey und deren unendlich viele möglichen Radien die unendlich vielen möglichen Reihen von Ursachen und Wirkungen darstellen. Die Begebenheiten seyen alle die denkbaren Punkte auf dieser Cirkelfläche, von denen jeder zu einem denkbaren Radius gehört. Empirisch, vermöge der Anschauung der Zeit, erkennen wir die Entfernung jedes dieser Punkte vom Centro und können sie danach vergleichen, d. h. ihre Stelle in der Zeit bestimmen. Nach Kants Lehre müßten wir die Entfernung vom Centro nur durch Verfolgung des Radius finden, also zwei Punkte nur dann vergleichen können, wenn sie auf einem Radius lägen, oder vielmehr im Cirkel müßte nur ein Radius möglich seyn. Wir sehn aber, daß alle möglichen Punkte nach ihrer Entfernung vom Centro verglichen werden können und daß die gleichzeitigen Begebenheiten nie Wirkung und Ursach von einander seyn können, da sie nothwendig durch Punkte dargestellt werden, welche auf einem Parallel-Kreis, folglich nicht auf einem Radius liegen. Ich weiß sehr wohl, daß die absolute reine Zeit nur eine Dimension hat und daher ihr Bild die Linie ist: hier rede ich aber von der erfüllten Zeit, in der, wegen ihres engen Vereins (gleichsam Multi-

plikation) mit dem Raum zu einem Ganzen der Erfahrung, Vieles zugleich seyn muß. Uebrigens kann auch in diesem Bilde die Richtung der Zeit gewissermaaßen eine einzige genannt werden, nämlich eine centripetale.

Mit Kants Lehre, daß objektive Succession nur möglich und erkennbar sey durch Kausalverknüpfung, geht eine andre parallel, daß nämlich Zugleichseyn nur möglich und erkennbar sey durch Wechselwirkung. (Krit. d. r. V. pp. 256—265.) Sie steht und fällt mit jener ersteren, ist nur viel leichter zu durchschauen und zu einer besondern Widerlegung derselben ist hier nicht der Ort, zumal da ich fürchten muß, schon in Bestreitung jener andern zu weitläuftig geworden zu seyn.

Vergebens würde man die von mir angefochtene Lehre Kants, die, wenn sie gleich irrig ist, doch ein tiefsinniger Irrthum bleibt, weil er durch das Intellektuiren der Sinnlichkeit entstanden ist, und die als Versuch, die Apriorität des Kausalitätsgesetzes aus der unleugbarsten Thatsache zu beweisen, ein höchst glänzender Gedanke ist, eben dadurch aber blendet — Vergebens, sage ich, würde man sie dadurch vertheidigen wollen, daß man behauptete, er habe keineswegs die Folge einer Begebenheit auf ihre Ursache für das empirische Kriterium ihrer Realität und der Objektivität ihrer Stelle in der Zeit ausgegeben, sondern nur für die allgemeine Bedingung der Möglichkeit realer Succession; habe auch nicht gesagt, daß, damit wir

eine Folge von Vorstellungen für eine Begebenheit erkennen könnten, der Kausalnexus derselben müsse wahrgenommen, sondern nur daß er müsse vorausgesetzt werden. Eine solche Vertheidigung verweise ich auf die ganze von mir angefochtene Stelle, in der die Behauptung, daß nur mittelst Erkenntniß der nothwendigen Ordnung nach dem Gesetz der Kausalität eine Folge von Vorstellungen als objektiv könne unterschieden werden von der blos subjektiven in unsrer Apprehension, jene Ordnung demnach das Kriterium zu dieser Unterscheidung sey, sich auf das Mannigfaltigste wiederholt findet, wie auch in Beziehung auf die dieser Lehre parallele vom objektiven Zugleichseyn, pp. 258 und 259, gesagt wird, „daß das Zugleichseyn von Erscheinungen, die nicht wechselseitig auf einander wirkten, sondern etwa durch einen leeren Raum getrennt würden, kein Gegenstand einer möglichen Wahrnehmung seyn würde" (das wäre ein Beweis a priori, daß zwischen den Fixsternen kein leerer Raum sey): und p. 260, „daß das Licht, das zwischen unserm Auge und den Weltkörpern spiele (welcher Ausdruck den Begriff unterschiebt, als wirke nicht nur das Licht der Sterne auf unser Auge, sondern auch dieses auf jene), eine Gemeinschaft zwischen uns und diesen bewirke und so das Zugleichseyn der letztern beweise."

Ueberhaupt ist jedes Kriterium empirisch, denn es ist immer ein Merkmal, dessen Vorfindung einen ein-

einzelnen Fall als unter eine Regel oder Begriff gehörend bewährt: und was auf einzelne Fälle geht, ist immer empirisch. — Braucht aber (nach jener supponirten Vertheidigung), damit eine Veränderung als objektiv erkannt werde, ihre Ursache nicht auch wahrgenommen, sondern blos vorausgesetzt zu werden; so entsteht die unumgängliche Frage, wodurch sich denn eine Veränderung, d. h. ein Wechsel von Vorstellungen, für eine solche, von der eine Ursach vorausgesetzt werden muß, zu erkennen gebe? Hat Kant blos sagen wollen, daß die zu der Klasse, die wir gegenwärtig betrachten, gehörigen Vorstellungen nach einem andern Gesetze auf einander folgen und zusammenhängen, als unsre Begriffe und Phantasmen (die Gesetze von deren Folge wir später betrachten werden), folglich jenes Gesetz zu ihrem Karakter gehöre, so stimme ich damit vollkommen überein: aber wenn seine Meinung dahin geht, daß von der Erkenntniß des Gesetzes der Folge der Vorstellungen die Erkenntniß, zu welcher Klasse sie gehören, abhängt; so behaupte ich umgekehrt, daß erst, nachdem wir unmittelbar erkannt haben, zu welcher Klasse irgend gegebene Vorstellungen gehören, dann aber auch sogleich und a priori, wir wissen, welches das Gesetz ihrer Folge und Verbindung sey. Ich stimme ja Kanten darin bey, daß die vollständigen, das Ganze der Erfahrung ausmachenden Vorstellungen durch Kausalnexus verknüpft

ſind, und läugne blos, daß die Objektivität ihrer Folge allein durch den Kauſalnexus erkannt werde, indem nach meiner Anſicht, die Zeit nicht blos die Form der uns unmittelbar gegenwärtigen, ſondern aller vollſtändigen zu einem Ganzen der Erfahrung verknüpften Vorſtellungen iſt.

Nicht ohne große Scheu habe ich es gewagt, Einwendungen vorzubringen gegen eine hauptſächliche, als erwieſen geltende und noch in den neuſten Schriften wiederholte Lehre jenes Mannes, deſſen Tiefſinn ich bewundernd verehre und deſſen Lehre ich ſo Vieles verdanke, daß ſein Geiſt in Homers Worten zu mir ſpricht:

Αχλυν δ' αυ του απ' οφθαλμων ειλον, ἡ πριν επην.

Daß ich dennoch jene Einwendungen gewagt habe, mögen Platons Worte entſchuldigen: Ου γαρ προ γε της αληθειας τιμητεος ανηρ. (De Rep. 10.) und dieſe: πολλα τοι οξυτερον βλεποντων αμβλυτερον ὁρωντες προτερον ειδον. (ibid.), endlich auch Herders Ausſpruch: „Der Irrthum ſchleift ſich ab; die Wahrheit bleibet."

Und zuletzt, angenommen, meine Einwendungen beruhten auf Irrthum, ſo mögen ſie, da der nämliche doch auch Andre täuſchen könnte, den Nutzen haben, vielleicht eine deutlichere Darſtellung und feſtere Begründung jener ſo glänzenden Lehre zu veranlaſſen.

Dies sey auch in Hinsicht auf den §. 26. folgenden Widerspruch gegen Kant gesagt.

§. 25.

Vom Mißbrauch des Gesetzes der Kausalität.

Das nunmehr abgehandelte Gesetz des zureichenden Grundes des Werdens herrscht, wie gesagt, allgemeingültig und unumschränkt in der Welt der realen Objekte, d. h. unter den vollständigen zur Totalvorstellung der Erfahrung verknüpften Vorstellungen. Eine solche Vorstellung, oder ein Objekt unter Objekten, ist, wie ebenfalls schon genugsam erwähnt, auch unser eigner Leib; daher auch er dem Gesetz der Kausalität gänzlich unterworfen ist. Aber auch noch dies muß ich wiederholen, daß zwischen Objekt überhaupt und Subjekt der größte aller Unterschiede ist, die wir zu erfassen vermögen. Objekt ist alles Erkannte, Subjekt das Erkennende und eben deshalb, sofern es erkennt, nie erkannte. (vergl. §. 42.) Die Beziehung zwischen Objekt und Subjekt ist eine so nothwendige, daß beide außer derselben nicht mehr denkbar sind. Die Erkenntniß des Gesetzes aber, unter welchem diese Beziehung steht, ist unmöglich, weil alle Erkenntniß jene Beziehung schon voraussetzt, indem sie auf Objekte geht, also erst unter jener Beziehung möglich ist. Wer aber die Gesetze, welche für die Welt der Objekte gelten, d. h. die von Kant als a priori uns bewußt erwiesenen

Gesetze der reinen Sinnlichkeit und des Verstandes, auf das Subjekt anwendet, macht von ihnen einen transscendenten, über die Gränzen der Gültigkeit derselben hinausgehenden, Gebrauch, indem er die für Gegenstände der Erfahrung gültigen Gesetze anwendet auf das, was überhaupt nicht Gegenstand werden kann, auf das Subjekt des Erkennens. In diesen Fehler ist gleichwohl nicht nur der gemeine Verstand, sondern auch die Spekulation verfallen, indem man das Gesetz der Kausalität, wie auf die Objekte, so auf das Subjekt anwandte und dadurch auf zwei entgegengesetzte Behauptungen gerieth, welche Grundlagen zweier entgegengesetzter Systeme wurden. Nach der einen entsteht die Vorstellung durch Kausalität des Objekts: das Subjekt ist also als leidend dem Gesetz der Kausalität unterworfen: hierauf gründet sich der Realismus. — Nach der andern entsteht sie durch Kausalität des Subjekts; dieses ist also als wirkend dem Gesetz der Kausalität unterworfen: hierauf gründet sich der Idealismus. *)

*) In der hier betrachteten Rücksicht bessern wir nichts dadurch, daß wir an die Stelle des Subjekts ein absolutes Ich setzen. Denn da dieses vor allem Subjekt ist, so kann es nicht unter Gesetzen stehn, die für gewisse Klassen der Objekte gelten, da allererst mit dem Subjekt und einzig für das Subjekt Objekte da sind.

§. 26.

Die Zeit der Veränderung.

Der Satz vom zureichenden Grunde des Werdens, findet, wie wir gesehn, nur bei Veränderungen seine Anwendung. Ich kann nicht umhin, hier Einiges zu sagen über einen von mehreren Philosophen berührten Gegenstand, ob zwar solcher nicht ganz nothwendig hergehört, nämlich die Zeit, in der die Veränderung vorgeht. Besonders stehn Platon und Kant hier in grabem Widerspruch. Platon nämlich (Parmen. p. 138) behauptet, die Veränderung geschehe plötzlich und fülle gar keine Zeit. Kant hiegegen (Kr. d. r. V. p. 253) sagt ausdrücklich, eine Veränderung geschehe nicht plötzlich, sondern in einer Zeit. Auch Schelling, im System des transscendentalen Idealismus, p. 299, sagt etwas hieher Gehöriges, welches jedoch mit dem in jenem Werk aufgestellten System in zu genauer Verbindung steht, als daß ich hier darauf eingehn könnte, daher ich mich begnügen muß dahin zu verweisen.

Durch eine Beleuchtung des von Kant aufgestellten Gesetzes der Kontinuität aller Veränderung, denke ich mein Urtheil über jenen Gegenstand am besten an den Tag zu legen. Was Kant darüber sagt, gehört mit zu der oben zum Nachlesen empfohlnen Stelle und steht pp. 253–256 der Kr. d. r. V.

Kants Beweis von der Kontinuität aller Veränderung ist kürzlich dieser: „Da kein Zeittheil der mög-

lichſt kleinſte iſt, ſo iſt zwiſchen zwei Augenblicken immer eine Zeit, alſo auch zwiſchen den ſie erfüllenden und aus einander erfolgenden Zuſtänden. Dieſe iſt die Zeit der Veränderung: in ſelbiger wirkt die Urſach kontinuirlich und der neue Zuſtand entſteht allmählig, indem er, in jener Zeit der Veränderung, durch alle Grade der Realität wächſt."

Ich ſage dagegen: 1) Zwiſchen zwei Augenblicken iſt keine Zeit, ſogar zwiſchen zwei Jahrhunderten iſt keine: denn es giebt in der Zeit wie im Raum eine reine Gränze, was wir a priori anſchauen, obgleich wir ſie ſo wenig in der erfüllten Zeit als im erfüllten Raum (in welchem keine Linie ohne Breite ſich ziehn läßt) darſtellen können. 2) Die Zeit iſt ein Quantum continuum und nicht discretum: da nun eine leere Zeit nicht wahrnehmbar ſeyn und die ganze Einheit unſrer Erfahrung aufheben würde; ſo muß in jedem Zeittheil eine Erſcheinung ſeyn, alſo muß auch die Reihe der Erſcheinungen ein continuum ſeyn. Weil ferner alle Erſcheinung aus Objekten beſteht, deren Zuſtände wechſeln und zwar, wie aus obigem bekannt, nur ſo, daß ein Zuſtand ſtets aus einem ihm vorhergehenden erfolgt; ſo müſſen auch die Zuſtände ein continuum ſeyn, d. h. ein Zuſtand in der Zeit an den andern, aus dem er erfolgt, unmittelbar gränzen. Alſo iſt das continuum der Zeit durch das continuum der Zuſtände, die, um aus einander zu erfolgen, nichts zwiſchen ſich haben

dürfen, erfüllt. Daher also giebt es keine Zeit der Veränderung, von der Kant spricht. Die Veränderung ist nichts in der Zeit, sondern ein bloßer Vergleichungsbegriff, existirt blos in unsrer Reflexion als der Gedanke, daß jezt ein Zustand ist, der vorhin nicht war, und vorhin einer war, der jezt nicht ist. Man muß aber Quantum discretum unterscheiden von Quantum distinctum. Quantum discretum ist eine Größe, deren Theile durch etwas von ihnen toto genere verschiedenes, also zur ganzen Größe nicht gehöriges, getrennt sind: sein Gegentheil ist das Quantum continuum. Quantum distinctum aber ist eine Größe, deren Theile, obgleich als solche in genere homogen, doch specifisch von einander unterschieden sind: sein Gegentheil ist das Quantum univocum. Nun kann etwas ein Quantum discretum seyn und doch univocum, z. B. eine Reihe Bäume: eben so aber auch ein Quantum continuum und doch distinctum: ein solches ist die Reihe der Zustände. Wäre zwischen je zwei Zuständen etwas nicht zu ihnen gehöriges, aber eben wie sie die Zeit füllendes, das Kant die Veränderung nennt, so wäre die Reihe der Zustände kein continuum, sondern ein discretum distinctum. Obgleich sie nun aber ein continuum ist, d. h. ein Zustand auf den andern unmittelbar folgt, so ist sie doch ein distinctum, d. h. jeder Zustand ist vom andern specifisch verschieden.

Allein die Dauer eines Zuſtandes iſt oft ſo kurz, daß wir ihn, wegen der endlichen Schärfe unſrer Sinne, nicht wahrnehmen; und zwiſchen zwei Zuſtänden von hinlänglicher Dauer um wahrgenommen zu werden, können oft andre liegen, die wir nicht wahrnehmen und von denen der erſte den letzten noch wahrgenommenen zur Urſach, und der letzte von jenen den erſten wieder wahrgenommenen zur Wirkung hat: wir ſetzen dann den letzten noch wahrgenommenen als Urſach des erſten wieder wahrgenommenen, obgleich er es nicht iſt. Dies kann aber im Praktiſchen keinen Fehler veranlaſſen, weil er, als Urſach der Mittelzuſtände, mittelbare Urſach jenes zweiten wahrnehmbaren iſt. Die Zeit aber, welche von jenen für unſre Wahrnehmung zu kurz dauernden Zuſtänden erfüllt iſt, als durch keinen Zuſtand, ſondern durch etwas ganz Anderes, das man Veränderung nennt, gefüllt anzuſehn, ſtreitet eben gegen das Geſetz der Kauſalität, nach welchem ein Zuſtand nur dadurch entſtehn kann, daß der ihm unmittelbar vorhergehende die Bedingungen zu ihm enthält, und eben wieder durch dies Geſetz können wir auf die durch ihre zu kurze Dauer empiriſch einzeln nicht zu erkennenden Zuſtände da ſchließen, wo uns zwiſchen der Urſach und der Wirkung eine Zeit zu verſtreichen ſcheint. In der Zeit giebt es alſo keine Veränderung, ſondern bloß Zuſtände, und da dieſe unmittelbar an einander gränzen müſſen; ſo giebt es keine Kontinuität der Veränderung, ſondern eine Kontinuität der Zuſtände, was,

da Veränderung nichts ist als ein durch den Reflexionsakt des Vergleichens entstandener Begriff, schon von selbst gewiß ist: denn Kontinuität kann nur ein Quantum haben, d. h. eine Größe in Raum oder Zeit, nicht aber ein Begriff.

Daß die Veränderung keine Zeit habe, läßt sich nicht nur, wie bis hieher geschehn, aus Begriffen a priori beweisen; sondern sogar a priori anschauen: wiewohl dies nur bei der einzigen Veränderung möglich ist, die sich aus den bloßen reinen Anschauungen des Raums und der Zeit konstruiren läßt: diese ist der Uebergang von Ruhe zur Bewegung und von Bewegung zur Ruhe. Auf der Anschaubarkeit a priori dieser Veränderung kann ich es als ein Axiom gründen, daß zwischen dem Augenblick wo ein Punkt im Raum ruht und dem wo er sich bewegt, nicht ein dritter seyn kann, wo er keines von beiden thut, sondern seinen Zustand verändert.

Die Veränderung wäre demnach etwas, das in keiner Zeit ist und davon wir doch nur mittelst der Zeit einen Begriff haben. Platon, dessen Meinung, wie gesagt, mit meinem Resultat übereinstimmt, sagt deshalb, sie sey im ἐξαίφνης, welches er eine ατοπος φυσις, εν χρονῳ ουδεν ουσα, nennt: er könnte sie nur gleich αχρονος φυσις nennen. Es giebt aber auch noch ein andres eben solches ατοπον, das, obgleich es nur in der Zeit Bedeutung hat, doch keine Zeit füllt. Dies

ist die Gegenwart. Sie ist die reine Gränze zwischen Vergangenheit und Zukunft. Dauer ist in der Zeit, was Ausdehnung im Raum. Wie die Gränze im Raum ohne Ausdehnung, so ist die Gegenwart ohne Dauer. Sie füllt folglich keine Zeit, und ist also nie. Dennoch ist sie unser ganzes Leben hindurch. Aus diesem letzteren Umstand erklärt es sich, daß wir sie, so unbedeutend auch meistens ihr Inhalt ist, stets mit so großem Ernst behandeln, und die Menge des Unbedeutenden, das den größten Theil unsres Lebens füllt, immer eine ganz sonderbare und dem Reflektirenden lächerliche Dignität erhält, dadurch daß es — gegenwärtig ist. Wer jene Reflexion zu fixiren wüßte, würde aus einer lächerlichen Person eine lachende werden, ein lachender Demokrit. Vielleicht läßt jene Zeitlosigkeit der Gegenwart, dabei daß sie doch nur durch die Zeit Bedeutung erhält, eine Art Erklärung zu. Die Zeit nämlich ist, als Form des innern Sinnes, das, worin alles Objekt erscheinen muß: das Subjekt aber, das nie Objekt werden kann, geht auch nicht in jene Form ein: und die Gegenwart ist der Berührungspunkt des Subjekts mit dem Objekt. — Ferner, wie die Gegenwart trotz ihrer Zeitlosigkeit durch die Zeit bedingt ist, so ist auch umgekehrt die Zeit durch die Gegenwart bedingt: denn wir müssen jede Zeit als Vergangenheit oder Zukunft denken, also immer in Beziehung auf die Gegenwart. Es ist

Fünftes Kapitel.

Ueber die zweite Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde.

§. 27.

Erklärung dieser Klasse von Objekten. Die Vernunft.

Die zweite Klasse der für unser Vorstellungsvermögen möglichen Gegenstände bilden die Vorstellungen von Vorstellungen: dieses sind die Begriffe. Deren Verknüpfungen sind Urtheile, welche auch wieder verknüpft werden können; geschieht dies so, daß ein Urtheil auf einem oder zwei andern, mittelst des Satzes vom zureichenden Grunde, gänzlich beruht, so ist ein Schluß entstanden.

Die im vorigen Kapitel aufgestellte Klasse von Vorstellungen kommt nicht nur dem Menschen, sondern auch den Thieren zu und beschäftigt bloß Sinnlichkeit und Verstand. *) Die nunmehr zu betrachtende

*) Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß bei den Thieren der Verstand stumpfer und die Sinne schärfer sind als beim Menschen, in unzähligen Abstufungen. Eben so findet unter den Menschen sich hier schärferer dort stumpferer Verstand, wie

aber ist dem Menschen eigenthümlich und das Vermögen zu selbiger ist die Vernunft. Die Vernunft also ist das Vermögen der Vorstellungen von Vorstellungen oder der Begriffe. Diese sind daher durchaus nicht mit den Funktionen des Verstandes, den Kategorien, welche Raum und Zeit, die wahrnehmbar geworden, vereinigen, besonders nicht, wie oft geschehn, mit der Kategorie der Einheit, welche das Mannigfaltige einer sinnlichen Anschauung vereinigt, zu verwechseln. Wie aber die Sinnlichkeit nicht fassen kann was Kausalität, oder der Verstand was Zeitfolge und Lage sey; eben so wenig können beide zusammen erfassen was ein Begriff sey: d. h. vom Wesen des Begriffs ist keine anschauliche Vorstellung möglich, sondern es ist selbst nur durch Begriffe denkbar und man kann bloß sagen, daß ein Begriff die Vorstellung von einer Vorstellung sey. — Die Vernunft ist ferner auch das Vermögen der Verbindung der Begriffe, also der Urtheile, und der Verknüpfung dieser auf die angegebene Weise zu Schlüssen. Die Gegenpart dieser Klasse von Vorstellungen, also die Thätigkeit der Vernunft, ist das Denken im eigentlichen Sinn des Worts. Ich weiß daß diese Erklärung

---

schärfere und stumpfere Sinne. Schärferen Verstand hat, wer die Verhältnisse und Beziehungen der Dinge deutlicher und allseitiger einsieht und dadurch im Stande ist seine Vernunft zu verwickelteren Kombinationen anzuwenden.

der Vernunft und der Begriffe von allen bisherigen sehr abweicht, auch daß Verstand und Vernunft noch nie so sehr getrennt sind, als es durch diese Erklärung von der Vernunft und die §. 19. vom Verstande gegebene geschieht. Alle andern mir bekannten Erklärungen haben mir indessen immer sowohl ungenügend als unbestimmt geschienen. — Die Bestätigung der hier gegebenen enthält dieses ganze Kapitel, besonders aber §. 33., auch findet sich §. 58. eine Apologie derselben, die nöthig schien, sofern Kant mit dem Namen der praktischen Vernunft etwas von der Vernunft toto genere verschiedenes bezeichnet hat.

Vollständige Vorstellungen, seyen sie nun durch Vermittelung des unmittelbaren Objekts angeschaute, d. h. reale Objekte, oder durch Spontaneität zurückgerufene Wiederholungen, d. h. Phantasmen, bleiben immer einzelne Vorstellungen; eben so auch die Vorstellungen aus den zwei noch anzuführenden Klassen. Begriffe aber sind immer allgemein, weil sie, als bloße Vorstellungen von Vorstellungen, nicht alles enthalten können was die Vorstellungen selbst enthalten, d. h. nicht so durchgängig bestimmt sind. Eben dadurch aber müssen sie Vorstellungen von mehreren, in dem was unbestimmt gelassen von einander abweichenden Vorstellungen, zugleich seyn. Daher ist jeder Begriff ein allgemeiner und hat eine Sphäre. Die Sprache ist die Bedingung der Aufbewahrung und Mittheil-

lung der Begriffe, da sie sonst durch nichts fixirt würden. Sie ist auch wieder durch jene bedingt, weil sie ihr Werkzeug ist und außerdem nichts. Eigennamen, die nicht Begriffe, sondern einzelne Objekte unmittelbar bezeichnen, machen hievon eine Ausnahme und gehören auch eigentlich zu keiner Sprache. Weil sie keinen Begriff bezeichnen, werden sie auch von Thieren leicht verstanden.

§. 23.

Nutzen der Begriffe.

Eben dadurch aber, daß Begriffe weniger in sich enthalten als die Vorstellungen davon sie wieder Vorstellungen sind, sind sie leichter zu handhaben als diese und verhalten sich zu ihnen ungefähr wie die Formeln in der Arithmetik zu den Denkoperationen aus denen sie hervorgegangen sind und die sie vertreten. Sie enthalten von vielen Vorstellungen, deren Vorstellungen sie sind, grade nur den Theil den man eben braucht, statt daß, wenn man die Vorstellungen selbst durch die Phantasie vergegenwärtigen wollte, man gleichsam eine Last von Unwesentlichem mitschleppen müßte und dadurch leicht verwirrt würde: jetzt aber, durch Anwendung von Begriffen, denkt man nur die Theile und Beziehungen aller dieser Vorstellungen, die der jedesmalige Zweck erfordert. Begriffe sind deshalb das eigentliche Material der Wissenschaften, deren Zwecke sich zuletzt zurückführen lassen auf Erkenntniß des Besonderen

durch das Allgemeine, welche nur mittelſt des dictum de omni et nullo und dieſes wieder nur durch das Vorhandenſeyn der Begriffe möglich iſt.

§. 29.

Repräſentanten der Begriffe.

Mit dem Begriff iſt, wie ſchon geſagt, das Phantasma überhaupt nicht zu verwechſeln, das eine vollſtändige einzelne, nur nicht durch das unmittelbare Objekt vermittelte, noch zum Ganzen der Erfahrung gehörige Vorſtellung iſt. Auch dann aber iſt das Phantasma vom Begriff zu unterſcheiden, wann es als *Repräſentant eines Begriffs* gebraucht wird. Dies geſchieht wenn man die Vorſtellung, deren Vorſtellung der Begriff iſt, ſelbſt und dieſem entſprechend haben will, was allemal unmöglich iſt: denn z. B. von Hund überhaupt, Farbe überhaupt, Triangel überhaupt, Zahl überhaupt giebt es keine Vorſtellung, kein dieſen Begriffen entſprechendes Phantasma. Alsdann ruft man das Phantasma z. B. irgend eines Hundes hervor, der, als Vorſtellung, durchweg beſtimmt, d. h. von irgend einer Größe, beſtimmter Form, Farbe, u. ſ. w. ſeyn muß, da doch der Begriff, deſſen Repräſentant er iſt, alle ſolche Beſtimmungen nicht hat. Beim Gebrauch aber eines ſolchen Repräſentanten eines Begriffs iſt man ſich immer bewußt, daß er dem Begriff, den er repräſentirt, gar nicht adäquat, ſondern voll willkührlicher Beſtimmungen iſt. (Ueber die Pla-

tonischen Ideen sehe man die Anmerkung zu §. 40.) Mit der Lehre Kants im Kapitel vom Schematismus (Kr. d. r. V. pp. 176 — 181.) ist das hier Gesagte offenbar im Widerstreit. Nur innere Beobachtung und deutliches Besinnen kann die Sache entscheiden. Jeder untersuche demnach ob er sich bei seinen Begriffen eines „Monogramms der reinen Einbildungskraft a priori," z. B. wenn er Hund denkt, so etwas entre chien et loup, bewußt ist, oder ob er, den hier aufgestellten Erklärungen gemäß, entweder einen Begriff durch die Vernunft denkt, oder irgend einen Repräsentanten des Begriffs, als ein vollendetes Bild, durch die Phantasie vorstellt.

§. 30.

Die Wahrheit.

Begriffe sind zu keinem andern Gebrauch als zu Urtheilen. Urtheile haben keinen Werth als sofern sie wahr sind. Ein Urtheil ist wahr, heißt, es hat einen zureichenden Grund. Dieser muß etwas vom Urtheil verschiedenes seyn, darauf es sich bezieht. Wahrheit ist also die Beziehung eines Urtheils auf etwas außer ihm.

§. 31.

Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens.

Unser Satz tritt also auch hier wieder auf, als Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens,

nens, principium rationis sufficientis cognoscendi. Als Leitfaden zur Erkenntniß erhält er hier diesen Namen.

Ein Urtheil das gar keinen Grund hat ist nicht wahr, es ist aus keiner Erkenntniß entsprungen. Wahrheit ist, wie gesagt, die Beziehung eines Urtheils auf etwas außer ihm, darauf es sich stützt oder beruht und wofür daher im Teutschen der Name Grund wohlgewählt ist. Der Gründe aber, worauf ein Urtheil beruhen kann, sind wieder vier Arten, und nach jeder von diesen ist auch die Wahrheit die es erhält eine verschiedene. Diese sind in den nächsten vier Paragraphen aufgestellt.

§. 32.

Logische Wahrheit.

Ein Urtheil kann ein andres Urtheil zum Grunde haben. Dann ist seine Wahrheit eine logische oder formale. Ob es auch materiale Wahrheit habe, bleibt unentschieden und hängt davon ab, ob das Urtheil, darauf es sich stützt, materiale Wahrheit habe oder die Reihe von Urtheilen, darauf dieses sich gründet, auf einem Urtheile von materialer Wahrheit beruhe. Diese Begründung eines Urtheils durch ein andres ist immer Subsumtion der Begriffe: daher entsteht, wenn sie deutlich dargestellt wird, die Form eines Schlusses. Da der Schluß, als Zurückführung eines Urtheils auf ein anderes, es immer nur mit Urtheilen zu

thun hat und diese nur Verknüpfungen der Begriffe sind, welche letztere eben der ausschließliche Gegenstand der Vernunft sind; so ist das Schließen mit Recht für das eigenthümliche Geschäft der Vernunft erklärt.

Als durch ein andres Urtheil begründet sehe ich auch diejenigen an, deren Wahrheit aus den vier bekannten Grundsätzen alles Denkens erhellt: denn eben diese Grundsätze sind Urtheile aus denen die Wahrheit jener folgt. Z. B. das Urtheil; „ein Triangel ist ein von drei Linien eingeschlossener Raum," hat zum letzten Grunde den Satz der Identität. Dieses: „kein Körper ist ohne Ausdehnung," hat zum letzten Grunde den Satz vom Widerspruch. Dieses: „jedes Urtheil ist entweder wahr oder nicht wahr," hat zum letzten Grunde den Satz vom ausgeschlossenen dritten. Endlich dieses: „keiner kann etwas als wahr annehmen ohne zu wissen warum," hat zum letzten Grunde den Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens. Daß man im gewöhnlichen Gebrauch der Vernunft die aus den vier Grundsätzen des Denkens folgenden Urtheile als wahr annimmt ohne sie erst auf jene, als ihre Prämissen, zurückzuführen, da sogar der größte Theil der Menschen jene abstrakten Grundsätze nie gehört hat, macht jene Urtheile so wenig von diesen Grundsätzen als ihren Prämissen unabhängig, als, wenn Jemand sagt: „nimmt man jenem Körper da seine Stütze, so wird er fallen," dieses Urtheil, weil es möglich ist ohne daß der Satz

„alle Körper ſtreben zum Mittelpunkt der Erde“ jemals ſeinem Bewußtſeyn gegenwärtig geweſen ſey, dadurch von dieſem als ſeiner Prämiſſe unabhängig wird. Daß man bisher in der Logik allen auf nichts als den Denkgeſetzen gegründeten Urtheilen eine innere Wahrheit beilegte, d. h. ſie für unmittelbar wahr erklärte, und dieſe innere logiſche Wahrheit unterſchied von der äußern logiſchen Wahrheit, welche das Beruhen auf einem andern Urtheil als Grund wäre, kann ich daher nicht billigen. Jede Wahrheit iſt eine Beziehung eines Urtheils auf etwas außer ihm und innere Wahrheit ein Widerſpruch.

§. 33.

Empiriſche Wahrheit.

Eine Erfahrung kann Grund eines Urtheils ſeyn: dann hat das Urtheil materiale Wahrheit, und zwar iſt dieſe, ſofern das Urtheil ſich unmittelbar auf der Erfahrung gründet empiriſche Wahrheit.

Ein Urtheil hat materiale Wahrheit, heißt überhaupt: ſeine Begriffe ſind eben ſo verknüpft und modificirt als die Vorſtellungen deren Vorſtellungen ſie ſind in der Erfahrung unter einander verknüpft und in Beziehung auf das Ganze modificirt ſind. Es muß daher grade ſo viele Arten der Verknüpfung und Modifikation von Begriffen geben, als es Arten der Verknüpfung und Modifikation von Vorſtellungen zum Ganzen der Erfahrung giebt. Hier haben wir nun den

eigentlichen Grund, warum nichts andres als die Tafel der Urtheile den richtigen Leitfaden abgeben konnte zur Auffindung der Kategorien: weil nämlich für jede Funktion unſres Verſtandes zur Verknüpfung der Vorſtellungen zu einem Ganzen der Erfahrung, auch eine dieſer entſprechende Form zur Verbindung von Begriffen, d. h. von Vorſtellungen jener Vorſtellungen, vorhanden ſeyn mußte, ſo gewiß wir nämlich Vernunft haben, d. h. eben das Vermögen, nicht bloß der vollſtändigen Vorſtellungen und ihrer Verknüpfung zum Ganzen der Erfahrung, welches auch die Thiere haben, ſondern auch der Vorſtellungen von dieſen Vorſtellungen (gleichſam eine höhere Potenz) und deren, jener erſteren entſprechenden Verknüpfung, — alſo der Begriffe und Urtheile, welches Vermögen den Thieren abgeht. Die allgemeine Logik ſteht daher in derſelben Beziehung zur Vernunft, in der die transſcendentale Logik zum Verſtande ſteht, deshalb man jene auch ganz richtig Vernunftlehre genannt hat. Die Formen der allgemeinen Logik mußten daher Anweiſung geben, zur Auffindung der transſcendentalen. Dies gilt aber genau genommen nur ſo weit, als die allgemeine Logik die möglichen Verbindungen und Verhältniſſe betrachtet, welche Begriffe in Urtheilen und auch die zu einem hypothetiſchen oder disjunktiven Urtheil verknüpften kategoriſchen zu einander haben; welche Betrachtung derjenigen entſpricht, welche die transſcen-

dentale Logik über die möglichen Verbindungen der wahrnehmbar gewordenen Formen der Sinnlichkeit durch die Kategorien, anstellt. Bei Betrachtung der Schlüsse aber sind die Urtheile selbst das dem Satz vom zureichenden Grunde (d. h. dem universalen Princip der Dependenz) anheimgefallene Objekt und nicht bloß sind es die Vorstellungen deren Vorstellungen die in den Urtheilen enthaltenen Begriffe sind. Die Schlüsse beziehn sich daher gar nicht mehr auf den Verstand noch auf die transscendentale Logik, sondern bleiben ganz und ausschließlich auf dem Gebiet der Vernunft und der allgemeinen Logik.

Als das Vermögen der Begriffe und Urtheile überhaupt, muß die Vernunft auch dasjenige seyn, als was Kant sie bezeichnet hat: das Vermögen der Principien a priori. Denn Principien können nur in abstracto, also nur durch die Vernunft aufgestellt werden, auch dann, wann sie aus dem Verstand oder der Sinnlichkeit entsprungen sind. Daß Kant jenen Karakter der Vernunft aufstellte, war es wohl was ihn veranlaßte auch das Moralgesetz aus der Vernunft (hier deshalb die praktische genannt) entspringen zu lassen, weil er nämlich auch dieses, da es nicht aus der Erfahrung genommen ist, für ein Principium a priori ansah, den himmelweiten Unterschied nicht beachtend zwischen der Erkenntniß von dem was seyn muß und nicht anders seyn kann, und dem was seyn soll. — Durch

jenes Vermögen der Aufstellung von Principien a priori in abstracto ferner, verbunden mit dem der Schlüsse, zudem dadurch, daß die Vernunft nicht wie der Verstand unmittelbar an die Sinnlichkeit gebunden ist, geräth sie, indem sie aus metaphysischen Principien, nach Anleitung der ins Unendliche gehenden reinen Sinnlichkeit, immer weiter schließt, zugleich aber, nach Anleitung des vereinigenden, ein Ganzes von Erfahrung schaffenden Verstandes, Totalität und Geschlossenheit der Reihen sucht, auf dasjenige was Kant ihre Ideen genannt hat.

Das nunmehr deutlicher bezeichnete Vermögen also, nichts andres aber, ist die Vernunft. Sie macht nicht allein die Wissenschaft möglich; sondern hat noch den ungleich größeren Werth, daß sie uns in den Stand setzt unser Handeln nach Begriffen zu leiten und nicht bloß nach einzelnen Vorstellungen wie die Thiere. Ein Handeln nach Begriffen folglich, ohne Rücksicht auf die zufällige Gegenwart einzelner Vorstellungen im Bewußtseyn, und daher unabhängig von dieser, heißt demnach ein vernünftiges Handeln. Die Möglichkeit eines solchen ist Bedingung der Freiheit, und das Thier, ohne Begriffe, ist ganz der Begierde oder dem Affekt, der es eben ergriffen hat, preisgegeben. Uns bleibt, wie auch die Gegenwart der Vorstellungen wechseln und unsern Willen sollicitiren mag, der unveränderliche

Begriff. Vernunft ist ferner auch, indem sie durch ihre Begriffe eine Uebersicht des Ganzen des Lebens und seiner Begebenheiten möglich macht, Bedingung jenes Gleichmuths und jener Festigkeit mit denen die Unfälle und Widerwärtigkeiten des Lebens von einigen Menschen ertragen werden, die man praktische Philosophen zu nennen pflegt, wiewohl über ihre Moralität durch jene Festigkeit nichts entschieden ist. Vernunft und Begriffe sind endlich Bedingungen alles Ueberlegten, Kombinirten, Prämeditirten, dadurch aller sogenannten großen Unternehmungen, auch aller großen Uebelthaten. In Rücksicht auf alle diese Beziehungen auf unser Handeln mag nun die Vernunft praktisch genannt werden, keineswegs aber in der von Kant eingeführten und seitdem allgemein geltenden Bedeutung: worüber §. 58. eine nähere Erklärung folgt.

§. 34.

Metaphysische Wahrheit.

Die Bedingungen aller Erfahrung können Grund eines Urtheils seyn, das alsdann ein synthetisches Urtheil a priori ist. Auch ein solches Urtheil hat materiale Wahrheit und zwar metaphysische. Denn es ist durch eben das bestimmt, was die Erfahrung selbst bestimmt: nämlich entweder durch die a priori von uns angeschauten Formen der reinen Sinnlichkeit, oder durch die a priori uns bewußten Kategorien des Ver-

ſtandes. Solche Urtheile ſind z. B. folgende: Zwei grade Linien ſchließen keinen Raum ein. — Nichts geſchieht ohne Urſache. — $3 \times 7 = 21$. — Zwiſchen Ruhe und Bewegung iſt kein Mittelzuſtand. —

§. 35.

Metalogiſche Wahrheit.

Endlich können auch die Bedingungen alles Denkens Grund eines Urtheils ſeyn, deſſen Wahrheit alsdann eine ſolche iſt, für die ich mich gezwungen ſehe, einen neuen Ausdruck zuſammenzuſetzen: ich nenne ſie metalogiſche Wahrheit. Solcher Urtheile giebt es aber nur vier, die man längſt durch Induktion gefunden und Grundſätze alles Denkens genannt hat, obwohl man ſowohl über ihre Ausdrücke, als ihre Anzahl, noch immer nicht ganz einig, wohl aber über das, was ſie überhaupt bezeichnen ſollen, vollkommen einverſtanden iſt. Sie ſind folgende: 1) ein Subjekt iſt gleich der Summe ſeiner Prädikate, oder $a = a$. 2) Keinem Subjekt kommt ein Prädikat zu, welches ihm widerſpricht, oder $a = -a = o$. 3) Von jeden zwei kontradiktoriſch entgegengeſetzten Prädikaten muß jedem Subjekt eines zukommen. 4) Die Wahrheit iſt die Beziehung eines Urtheils auf etwas außer ihm. Dieſes letztere iſt eben der Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens.

Daß dieſe Urtheile der Ausdruck der Bedingungen alles Denkens ſind und daher dieſe zum Grunde haben, erkennen wir durch eine Reflexion, die ich eine Selbſtunterſuchung der Vernunft nennen möchte. Indem ſie nämlich vergebliche Verſuche macht, dieſen Geſetzen zuwider zu denken, erkennt ſie ſolche als Bedingungen der Möglichkeit alles Denkens: eben wie wir die dem Leibe möglichen Bewegungen auch nur, grade wie die Eigenſchaften jedes andern Objekts, durch Verſuche kennen lernen. Könnte das Subjekt ſich ſelbſt erkennen, ſo würden wir unmittelbar und nicht erſt durch Verſuche an Objekten, d. i. Vorſtellungen, jene Geſetze erkennen. Mit den Gründen der Urtheile von metaphyſiſcher Wahrheit iſt es in dieſer Hinſicht eben ſo: auch ſie kommen ins Bewußtſeyn nicht unmittelbar, ſondern zuerſt in concreto, mittelſt Objekten, d. h. Vorſtellungen. Ueberhaupt iſt zwiſchen den metaphyſiſchen und metalogiſchen Wahrheiten eine große Aehnlichkeit und Beziehung bemerkbar, die auf eine gemeinſchaftliche Wurzel beider deutet. Den Satz vom zureichenden Grunde vorzüglich ſehn wir hier als metalogiſche Wahrheit, nachdem er im vorigen Kapitel als metaphyſiſche Wahrheit auftrat und im folgenden noch in einer andern Geſtalt als metaphyſiſche Wahrheit erſcheinen wird. Daher eben bin ich in dieſer Abhandlung bemüht, den Satz vom zureichenden Grunde als ein Urtheil aufzuſtellen, das einen vierfachen Grund

hat, nicht etwa vier verschiedene Gründe, die zufällig auf dasselbe Urtheil leiteten, sondern einen sich viersach darstellenden Grund, den ich bildlich viersache Wurzel nenne. Die drei andern metalogischen Wahrheiten haben eine so große Aehnlichkeit mit einander, daß man bei ihrer Betrachtung beinah nothwendig auf das Bestreben geräth, einen gemeinschaftlichen Ausdruck für sie zu suchen. Dagegen sind sie vom Satze des zureichenden Grundes sehr unterschieden. Wollte man für jene drei andern metalogischen Wahrheiten ein Analogon unter den metaphysischen suchen, so würde wohl diese, daß die Substanz beharrt, zu wählen seyn.

Anmerk. Es ist zu bemerken, daß das Verhältniß des Erkenntnißgrundes zur Folge nur in dem Fall Stoff giebt zu einem hypothetischen Urtheil, wo der Grund ein Urtheil ist: was aber schon in dem Begriff eines hypothetischen Urtheils, daß es die Verknüpfung zweier Urtheile als Grund und Folge sey, liegt.

Sechstes Kapitel.

Ueber die dritte Klaſſe der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrſchende Geſtaltung des Satzes vom zureichenden Grunde.

§. 36.

Erklärung dieſer Klaſſe von Objekten.

Die dritte Klaſſe der Gegenſtände für das Vorſtellungsvermögen bildet der formale Theil der vollſtändigen Vorſtellungen, nämlich die a priori gegebenen Anſchauungen der Formen des äußern und innern Sinnes, des Raums und der Zeit.

Als reine Anſchauungen ſind ſie für ſich und abgeſondert von den vollſtändigen Vorſtellungen und den erſt durch dieſe hinzukommenden Beſtimmungen des voll- oder leerſeyns, Gegenſtände des Vorſtellungsvermögens, da ſogar reine Punkte und Linien gar nicht dargeſtellt, ſondern nur a priori angeſchaut werden können, wie auch die unendliche Ausdehnung und unendliche Theilbarkeit des Raumes und der Zeit allein Gegenſtände der reinen Anſchauung und der empiriſchen fremd ſind. Dagegen ſind die im Verſtande liegenden Bedingungen der Geſammtvorſtellung einer Erfahrung,

die Kategorien, nicht für sich und abgesondert Objekte des Vorstellungsvermögens, sondern nur in den Vorstellungen, deren Bedingung sie sind, also in concreto. Nur durch Abstraktion kann ein Begriff, d. h. eine Vorstellung von einer Vorstellung von ihnen erhalten werden, aber eine Vorstellung von ihnen ist unmöglich.

§. 37.

Satz vom Grunde des Seyns.

Raum und Zeit haben die Beschaffenheit, daß alle ihre Theile in einem Verhältniß zu einander stehn, in Hinsicht auf welches jeder derselben durch einen anderen bestimmt und bedingt ist. Im Raum heißt dies Verhältniß Lage, in der Zeit Folge. Diese Verhältnisse sind eigenthümliche, von allen andern möglichen Verhältnissen unsrer Vorstellungen durchaus verschiedene, daher der Verstand sie nicht zu fassen vermag, sondern einzig und allein die Anschauung: denn was oben und unten, rechts und links, hinten und vorn, was vor und nach sey, ist mit dem Verstande durchaus nicht einzusehn. Das Gesetz nun, nach welchem die Theile des Raums, in Absicht auf jene Verhältnisse, einander bestimmen, nenne ich den Satz vom zureichenden Grunde des Seyns, principium rationis sufficientis essendi. Ein Beispiel von diesem Verhältniß ist schon im 14ten Paragraph gegeben, an der Verbindung zwischen den Seiten und den Winkeln ei-

nes Dreiecks, und daſelbſt gezeigt, daß dieſes Verhältniß ſowohl von dem zwiſchen Urſach und Wirkung, als dem zwiſchen Erkenntnißgrund und Folge, ganz und gar verſchieden iſt, weshalb hier die Bedingung Grund des Seyns, ratio eſſendi genannt werden mag. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Einſicht in einen ſolchen Seynsgrund Erkenntnißgrund ſeyn kann, eben wie auch die Einſicht in das Geſetz der Kauſalität und ſeine Anwendung in einem beſtimmten Fall Erkenntnißgrund der Wirkung iſt, was aber keineswegs die gänzliche Verſchiedenheit zwiſchen Grund des Seyns, des Werdens und des Erkennens aufhebt. Ich ſchreite nunmehr zur allgemeinen und abſtrakten Aufſtellung dieſes Geſetzes.

§. 38.

Seynsgrund im Raume.

Im Raum iſt durch die Lage jedes Theils deſſelben, wir wollen ſagen einer gegebenen Linie, (von Flächen, Körpern, Punkten, gilt ganz daſſelbe) gegen irgend eine andre Linie, auch ihre von der erſten ganz verſchiedene Lage gegen jede mögliche andre durchaus beſtimmt, ſo daß die letztere Lage zur erſteren im Verhältniß der Folge zum Grunde ſteht. Da die Lage der Linie gegen irgend eine der möglichen andern eben ſo ihre Lage gegen alle andern beſtimmt, alſo auch die vorhin als beſtimmt angenommene Lage gegen die erſte, ſo iſt

es einerlei, welche man zuerſt als beſtimmt und die andern beſtimmend, d. h. als ratio und die andern als rationata betrachten will. Dies daher, weil im Raum keine Succeſſion iſt, da ja eben durch Vereinigung des Raumes mit der Zeit zur Geſammtvorſtellung der Erfahrung, die Vorſtellung des Zugleichſeyns entſteht. Bei dem Grunde des Seyns im Raum herrſcht alſo überall ein Analogon der Wechſelwirkung: wovon das Ausführlichere bei Betrachtung der Reciprocation der Gründe §. 54. Weil nun jede Linie in Hinſicht auf ihre Lage ſowohl beſtimmt durch alle andern als ſie beſtimmend iſt; ſo iſt es nur Willkühr, wenn man irgend eine Linie bloß als die andern beſtimmend und nicht als beſtimmt betrachtet, und die Lage jeder gegen irgend eine andre, läßt die Frage zu nach ihrer Lage gegen irgend eine dritte, vermöge welcher zweiten Lage die erſte nothwendig ſo iſt, wie ſie iſt. Daher iſt auch in der Verkettung der Gründe des Seyns, wie in der der Gründe des Werdens, gar kein Ende a parte priori zu finden, und, wegen der Unendlichkeit des Raums und der in ihm möglichen Linien, auch keines a parte posteriori. Alle möglichen relativen Räume ſind Figuren, weil ſie begränzt ſind, und alle dieſe Figuren haben, wegen der gemeinſchaftlichen Gränzen, ihren Seynsgrund eine in der andern. Die series rationum essendi im Raum geht alſo, wie die series rationum fiendi, in indefinitum und zwar nicht nur, wie jene, nach einer, ſondern nach allen Richtungen.

Ein Beweis von allen diesem ist unmöglich: denn es sind Sätze, deren Wahrheit metaphysisch ist, indem sie ihren Grund unmittelbar in der a priori gegebenen Anschauung des Raums haben.

§. 39.

Seynsgrund in der Zeit. Arithmetik.

In der Zeit ist jeder Augenblick bedingt durch den vorigen. So einfach ist hier der Grund des Seyns, als Gesetz der Folge, weil die Zeit nur Eine Dimension hat, daher keine Mannigfaltigkeit der Beziehungen in ihr seyn kann. Jeder Augenblick ist bedingt durch den vorigen; nur durch jenen kann man zu diesem gelangen; nur sofern jener war, verflossen ist, ist dieser. Auf diesem Nexus der Theile der Zeit beruht alles Zählen, folglich die ganze Arithmetik. Jede Zahl setzt die vorhergehenden als Gründe ihres Seyns voraus: zur Zehn kann ich nur gelangen durch alle vorhergehenden, und bloß vermöge dieser Einsicht in den Seynsgrund weiß ich, daß wo Zehn sind, auch Acht, Sechs, Vier sind.

§. 40.

Geometrie.

Eben so beruht auf dem Nexus der Lage der Theile des Raums die ganze Geometrie. Sie wäre demnach eine Einsicht in jenen Nexus: da solche aber, wie

oben gesagt, nicht durch den Verstand möglich ist, sondern nur durch Anschauung, so müßte jeder geometrische Satz auf diese zurückgeführt werden, und der Beweis bestände bloß darin, daß man den Nexus, auf dessen Anschauung es ankommt, deutlich heraushöbe; weiter könnte man nichts thun. Wir finden indessen die Behandlung der Geometrie ganz anders. Nur die zwölf Axiome Euklids läßt man auf bloßer Anschauung beruhen und sogar beruhen von diesen eigentlich nur das neunte, elfte und zwölfte auf einzelnen verschiedenen Anschauungen, alle die andern aber auf der Einsicht, daß man in der Wissenschaft nicht, wie in der Erfahrung, es mit vollständigen Vorstellungen, die für sich neben einander bestehn und ins Unendliche verschieden seyn können, zu thun habe; sondern mit Begriffen, und in der Mathematik mit Normalanschauungen, d. h. Figuren und Zahlen die für alle Erfahrung gesetzgebend sind und daher das vielumfassende des Begriffs mit der durchgängigen Bestimmtheit der einzelnen Vorstellung vereinigen. Denn obgleich sie, als wirkliche Vorstellungen, durchaus bestimmt sind und auf diese Weise für Allgemeinheit durch das Unbestimmtgelassene keinen Raum geben; so sind sie doch allgemein, weil sie die bloßen Formen aller Erscheinungen sind, und als solche von allen realen Objekten, denen eine solche Form zukommt, gelten. Daher von diesen Normalanschauungen, selbst in der Geometrie,

metrie, ſo gut als von den Begriffen, das gelten würde was Platon von ſeinen Ideen ſagt, daß nämlich gar nicht zwei gleiche exiſtiren können, weil ſolche nur Eine wären *). Dies würde, ſage ich, auch von den Normalanſchauungen in der Geometrie gelten, wären ſie nicht, als allein räumliche Objekte, durch das bloße Nebeneinanderſeyn, den Ort, unterſchieden. Die bloße Einſicht nun, daß ein ſolcher Unterſchied des Orts die übrige Identität nicht aufhebt, ſcheint mir alle jene Axiome erſetzen zu können und dem Weſen der Wiſſenſchaft, deren Zweck es iſt das Einzelne aus dem Allgemeinen zu erkennen, angemeſſener zu ſeyn, als die Aufſtellung neun verſchiedener Axiome die auf Einer Einſicht beruhen.

Von den Normalanſchauungen in der Zeit aber, den Zahlen, gilt ſogar kein ſolcher Unterſchied des Nebeneinanderſeyns, ſondern ſchlechthin, wie von den Begriffen, die identitas indiſcernibilium, und es giebt nur Eine Fünf und nur Eine Sieben. Auch

*) Die Platoniſchen Ideen laſſen ſich vielleicht beſchreiben als Normalanſchauungen, die nicht nur, wie die mathematiſchen, für das Formale, ſondern auch für das Materiale der vollſtändigen Vorſtellungen gültig wären: alſo vollſtändige Vorſtellungen, die, als ſolche, durchgängig beſtimmt wären, und doch zugleich, wie die Begriffe, Vieles unter ſich befaßten; d. h. nach meiner §. 29. gegebenen Erklärung, Repräſentanten der Begriffe, die ihnen aber völlig adäquat wären.

hier ließe sich ein Grund dafür finden daß 7 + 5 = 12 nicht, wie Herder in der Metakritik meynt, ein identischer, sondern wie Kant so tiefsinnig entdeckt hat, ein synthetischer Satz a priori ist, der auf reiner Anschauung beruht. 12 = 12 ist ein identischer Satz.

Auf die Anschauung beruft man also in der Geometrie sich eigentlich nur bei den Axiomen. Alle übrigen Lehrsätze werden demonstrirt, d. h. man giebt einen Erkenntnißgrund des Lehrsazes an, welcher Jeden zwingt denselben als wahr anzunehmen: also man giebt einen logischen Grund des Urtheils, nicht den metaphysischen. (§§. 32 und 34.) Dieser aber, welcher der Grund des Seyns und nicht des Erkennens ist, leuchtet nie ein als mittelst der Anschauung. Daher kommt es, daß man nach einer geometrischen Demonstration zwar die Ueberzeugung hat, daß der demonstrirte Satz wahr sey, keinesweges aber weiß, warum was er behauptet so ist wie es ist: d. h. man hat den Seynsgrund nicht, sondern gewöhnlich ist vielmehr erst jetzt ein Verlangen nach diesem entstanden. Denn der Beweis durch Aufweisung des Erkenntnißgrundes wirkt bloß Ueberführung (convictio), nicht Einsicht (cognitio): er wäre deswegen vielleicht richtiger elenchus als demonstratio zu nennen. Daher kommt es, daß er gewöhnlich ein unangenehmes Gefühl hinterläßt, wie es der bemerkte Mangel an Einsicht überall giebt, und hier wird der Mangel der Erkenntniß, warum etwas

ſo ſey, erſt fühlbar durch die gegebene Gewißheit daß es ſo ſey. Dagegen gewährt der durch Anſchauung erkannte Seynsgrund eines geometriſchen Satzes Befriedigung, wie jede gewonnene Erkenntniß. Hat man dieſen, ſo ſtützt ſich die Ueberzeugung von der Wahrheit des Satzes allein auf ihn, keineswegs mehr auf den durch Demonſtration gegebenen Erkenntnißgrund. Z. B. den 6ten Satz des erſten Buchs Euklids: „Wenn in einem Dreieck zwei Winkel gleich ſind, ſind auch die ihnen gegenüberliegenden Seiten gleich“ beweiſt Euklid ſo: das Dreieck ſey A B G, worin der Winkel A B G, dem Winkel A G B gleich iſt;

ſo behaupte ich, daß auch die Seite A G der Seite A B gleich iſt.

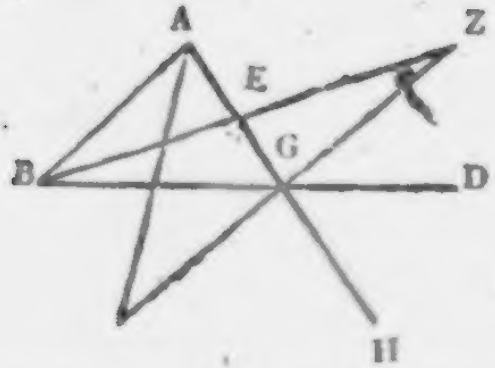
Denn iſt die Seite A G der Seite A B ungleich, ſo iſt eine davon größer. A B ſey größer. Man ſchneide von der größern A B das Stück D B ab, das der kleinern A G gleich iſt, und ziehe D G. Weil nun (in den Dreiecken D B G, A B G) D B gleich A G und B G beiden gemeinſchaftlich iſt, ſo ſind die zwei Seiten D B und B G den zwei Seiten A G und G B gleich, jede einzeln genommen, der Winkel D B G dem Winkel A G B,

und die Grundlinie DG der Grundlinie AB, und das Dreieck ABG dem Dreieck DGB, das größere dem kleineren, welches ungereimt ist. AB ist also AG nicht ungleich, folglich gleich.

In diesem Beweis haben wir nun einen Erkenntnißgrund von der Wahrheit des Lehrsatzes. Wer gründet aber seine Ueberzeugung von jener geometrischen Wahrheit auf diesem Beweis? und nicht vielmehr auf dem durch Anschauung erkannten Seynsgrund, vermöge welches, (durch eine Nothwendigkeit die sich weiter nicht demonstriren, sondern nur anschauen läßt,) wenn von den beiden Endpunkten einer Linie sich zwei andre gleich tief gegeneinander neigen, sie nur in einem Punkt, der von beiden jenen Endpunkten gleich weit entfernt ist, zusammentreffen können, indem die entstehenden zwei Winkel eigentlich nur Einer sind, der bloß durch die entgegengesetzte Lage als zwei erscheint, weshalb kein Grund vorhanden ist aus dem die Linien näher dem Einen als dem andern Punkte sich begegnen sollten.

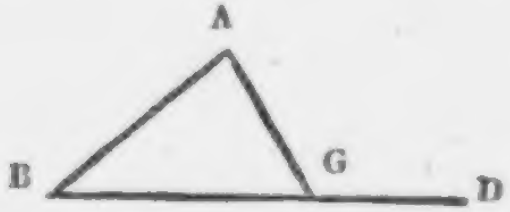
Durch Erkenntniß des Seynsgrundes sieht man die nothwendige Folge des Bedingten aus seiner Bedingung, hier der Gleichheit der Seiten aus der Gleichheit der Winkel, ein, ihre Verbindung: durch den Erkenntnißgrund aber bloß das Zusammendaseyn beider. Ja es ließe sich sogar behaupten, daß man durch die gewöhnliche Methode der Beweise eigentlich nur überführt

wird daß beides in gegenwärtiger, zum Beispiel aufgestellter Figur zusammen da sey, keineswegs aber daß es immer zusammen da sey, von welcher Wahrheit, (da man die nothwendige Verknüpfung ja nicht zeigt) hier eine bloß auf Induktion gegründete Ueberzeugung gegeben wird, indem bei jeder Figur die man macht es sich so findet. Freilich ist nur bei so einfachen Lehrsätzen als jener sechste Euklids der Seynsgrund so leicht in die Augen fallend: ich bin aber überzeugt daß bei jedem, auch dem verwickeltesten Lehrsatze, derselbe aufzuweisen und die Gewißheit des Satzes auf eine solche einfache Anschauung zurückzuführen seyn muß: auch ist sich Jeder der Nothwendigkeit eines solchen Seynsgrundes für jedes räumliche Verhältniß so gut als der Nothwendigkeit der Ursache für jede Veränderung a priori bewußt. Doch ist er bei komplicirten Lehrsätzen gewiß sehr schwer anzugeben und zu schwierigen geometrischen Untersuchungen hier nicht der Ort. Ich will daher, bloß um noch deutlicher zu machen was ich meyne, einen nur wenig komplicirteren Satz, dessen Seynsgrund jedoch wenigstens nicht sogleich in die Augen fällt, auf selbigen zurückzuführen suchen. Ich gehe zehn Lehrsätze weiter, zum sechszehnten. „In jedem Dreieck, dessen eine Seite verlängert worden, ist der äußere Winkel größer als jeder der beiden gegenüberstehenden innern.“ Euklids Beweis ist folgender:



Das Dreieck sey A B G: man verlängere die Seite B G nach D, und ich behaupte daß der äußere Winkel A G D größer sey, als jeder der beiden innern gegenüberstehenden. — Man halbire die Seite A G bei E, ziehe B E, verlängere sie bis Z und mache E Z gleich E B, verbinde Z G und verlängere A G bis H. — Da nun A E gleich E G und B E gleich E Z ist, so sind die zwei Seiten A E und E B gleich den zwei Seiten G E und E Z, jede einzeln genommen, und der Winkel A E B gleich dem Winkel Z E G: denn es sind Scheitelwinkel. Mithin ist die Grundlinie A B gleich der Grundlinie Z G und das Dreieck A B E ist gleich dem Dreieck Z E G und die übrigen Winkel den übrigen Winkeln, folglich auch der Winkel B A E dem Winkel E G Z. Es ist aber E G D größer als E G Z, folglich ist auch der Winkel A G D größer als der Winkel B A E. — Halbiret man auch B G, so wird auf ähnliche Art bewiesen daß auch der Winkel B G H, d. i. sein Scheitelwinkel A G D größer sey als A B G.

Ich würde denſelben Satz folgendermaaßen beweiſen:



Damit Winkel B A G nur gleich komme, geſchweige übertreffe, Winkel A G D, müßte (denn das eben heißt Gleichheit der Winkel) die Linie B A auf G A in derſelben Richtung liegen wie B D, d. h. mit B D parallel ſeyn, d. h. nie mit B D zuſammentreffen: ſie muß aber (Seynsgrund) um ein Dreieck zu bilden auf B D treffen, alſo das Gegentheil deſſen thun was erfordert wäre damit Winkel B A G nur die Größe von A G D erreichte.

Damit Winkel A B G nur gleich komme, geſchweige übertreffe, Winkel A G D, müßte, (denn das eben heißt Gleichheit der Winkel), die Linie B A in derſelben Richtung auf B D liegen wie A G, d. h. mit A G parallel ſeyn, d. h. nie mit A G zuſammentreffen: ſie muß aber, um ein Dreieck zu bilden, auf A G treffen, alſo das Gegentheil thun von dem was erfordert wäre, damit Winkel A B G nur die Größe von A G D erreichte.

Durch alles dieſes habe ich keineswegs eine neue Methode mathematiſcher Demonſtrationen vorſchlagen,

auch eben so wenig meinen Beweis an die Stelle des Euklidischen setzen wollen, als wohin er seiner ganzen Natur nach und auch schon weil er den Begriff von Parallellinien voraussetzt, der im Euklid erst später vorkommt, nicht paßt: sondern ich habe nur zeigen wollen was Seynsgrund sey und wie er sich vom Erkenntnißgrunde unterscheide, indem dieser bloß convictio wirkt, welche etwas ganz andres ist als Einsicht in den Seynsgrund. Daß man aber in der Geometrie nur strebt convictio zu wirken, welche, wie gesagt, einen unangenehmen Eindruck macht, nicht aber Einsicht in den Grund des Seyns, die, wie jede Einsicht, befriedigt und erfreut; dies möchte nebst anderm ein Grund seyn, warum manche sonst vortreffliche Köpfe Abneigung gegen die Mathematik haben.

Siebentes Kapitel.

Ueber die vierte Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde.

§. 41.

Allgemeine Erklärung.

Die letzte unsrer Betrachtung noch übrige Klasse der Gegenstände des Vorstellungsvermögens begreift nur ein Objekt, nämlich das unmittelbare Objekt des innern Sinnes, das Subjekt des Willens, welches für das erkennende Subjekt Objekt ist und zwar nur dem innern Sinn gegeben, daher es allein in der Zeit, nicht im Raum, erscheint, und auch da noch, wie wir sehn werden, mit einer bedeutenden Einschränkung.

§. 42.

Subjekt des Erkennens und Objekt.

Erkannt wird das Subjekt nur als ein Wollendes, eine Spontaneität, nicht aber als ein Erkennendes. Denn das vorstellende Ich, das Subjekt des Erkennens, kann, da es als nothwendiges Korrelat aller Vorstellungen Bedingung derselben ist, nie selbst Vorstellung oder Objekt werden. Daher

ist das Erkennen des Erkennens unmöglich: was sich auch auf folgende Weise erläutern läßt. Jede Erkenntniß giebt bei ihrem Entstehen einen synthetischen Satz, sey es a priori oder a posteriori. Der Satz: „Ich erkenne," ist aber ein analytischer, weil das Erkennen ein vom Ich, d. h. dem Subjekt des Erkennens und Urtheilens, unabtrennbares und mit ihm allemal schon gesetztes Prädikat ist. Und zwar ist das Subjekt jenes analytischen Satzes nicht durch Synthesis entstanden, sondern ein im strengsten Sinn ursprünglich, als Bedingung aller Vorstellungen gegebenes. Subjektseyn heißt weiter nichts als Erkennen, wie Objektseyn nichts weiter als Erkanntwerden. Das Erkennen kann also nicht erkannt werden, weil dazu erfordert würde, daß das Subjekt sich vom Erkennen trennte und nun doch das Erkennen erkennte, was unmöglich ist, nicht nur weil es sich widerspricht, sondern weil das ganze Wesen des Subjekts, als eines solchen, das Erkennen ist, von dem es sich also nicht als getrennt denken läßt.

Auf den Einwand: „ich erkenne nicht nur, sondern ich weiß doch auch, daß ich erkenne," würde ich antworten: Dein Wissen von deinem Erkennen ist von deinem Erkennen nur im Ausdruck unterschieden. „Ich weiß, daß ich erkenne," sagt nicht mehr, als „Ich erkenne," und dieses, so ohne weitere Bestimmung, sagt nicht mehr, als „Ich." Wenn dein Erkennen und dein

Wiſſen von dieſem Erkennen zweierlei ſind, ſo verſuche nur ein Mal jedes für ſich allein zu haben, jetzt zu erkennen, ohne darum zu wiſſen, und jetzt wieder bloß vom Erkennen zu wiſſen, ohne daß dies Wiſſen zugleich das Erkennen ſey. Freilich läßt ſich von allem beſonderen Erkennen abſtrahiren und ſo zu dem Satz „Ich erkenne“ gelangen, welches die letzte uns mögliche Abſtraktion iſt, aber identiſch mit dem Satz „für mich ſind Objekte“ und dieſer identiſch mit dem „Ich bin Subjekt,“ welcher nicht mehr enthält als das bloße „Ich.“

Nun könnte man aber fragen, woher uns, wenn das Subjekt nicht erkannt wird, ſeine verſchiedenen Erkenntnißkräfte, Sinnlichkeit, Verſtand, Vernunft, bekannt ſeyen. — Dieſe ſind uns nicht dadurch bekannt, daß das Erkennen Objekt für uns geworden iſt, ſonſt würden über ſelbige nicht ſo viele widerſprechende Urtheile vorhanden ſeyn, vielmehr ſind ſie erſchloſſen, oder richtiger: ſie ſind allgemeine Ausdrücke für die aufgeſtellten Klaſſen der Vorſtellungen, die man zu jeder Zeit, eben in jenen Erkenntnißkräften, mehr oder weniger beſtimmt unterſchied. Aber ſie ſind mit Rückſicht auf das als Bedingung nothwendige Korrelat jener Vorſtellungen, das Subjekt, von ihnen abſtrahirt, verhalten ſich folglich zu den Klaſſen der Vorſtellungen grade ſo, wie das Subjekt überhaupt zum Objekt überhaupt. Wie mit dem Subjekt ſofort auch das Objekt geſetzt iſt (da ſogar das Wort ſonſt ohne Bedeutung iſt) und auf

gleiche Weise mit dem Objekt das Subjekt, und also Subjektseyn grade so viel bedeutet als ein Objekt haben und Objektseyn so viel, als vom Subjekt erkannt werden: genau eben so nun ist auch mit einem auf irgend eine Weise bestimmten Objekt sofort auch das Subjekt als auf eben solche Weise erkennend gesetzt. Demnach ist es ganz einerlei, ob ich sage: Die Objekte haben solche und solche ihnen anhängende und eigenthümliche Bestimmungen; oder: das Subjekt erkennt auf solche und solche Weisen: einerlei ob ich sage: die Objekte sind in solche Klassen zu theilen; oder: dem Subjekt sind solche unterschiedne Erkenntnißkräfte eigen. Sollte die von der Naturphilosophie behauptete Identität des Subjektiven und Objektiven nichts als diese Einerleiheit bedeuten, so stimme ich ihr vollkommen bei, zweifle jedoch, daß sie nur dieses meyne, weil, um zu diesem zu gelangen, keine intellektuale Anschauung, sondern nur ein bloßes Besinnen nöthig ist. Will man also Zwei, davon Eines ohne das andre gar nicht gedacht werden kann, deswegen Eins nennen; so werde ich nicht dagegen streiten, denn re intellecta in verbis simus faciles, obwohl ich nichts als eine nothwendige Beziehung anerkenne, welche jedoch zugleich das einzige Prädikat der beiden Bezogenen ist. In eben solchem Verhältniß stehn aber auch andre Dinge, z. B. Ursach und Wirkung, Vater und Sohn, Bruder und Schwester, die, als

solche, nur zusammengedacht werden können, eines nur durch das andre Bedeutung haben und außerdem keine, die man aber nicht deshalb Eins, sondern Zwei nennt, wiewohl anzumerken ist, daß diese, wenn in concreto gegeben, immer noch auch andre Prädikate haben. Ob man nun sagt: Sinnlichkeit und Verstand sind nicht mehr; oder: die Welt hat ein Ende, — ist Eins. Ob man sagt: es giebt keine Begriffe; oder: die Vernunft ist weg und es giebt nur noch Thiere — ist Eins.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß das Verkennen dieses so eben auseinandergesetzten Verhältnisses Anlaß zweier großer und vielleicht noch nicht ganz aufgelöster Streitigkeiten gewesen ist, die eben nur durch die Einsicht in dasselbe befriedigend geschlichtet werden können. Erstlich nämlich des Streits der alten Dogmatik mit den Kantianern, oder der Ontologie und Metaphysik mit der transscendentalen Aesthetik und transscendentalen Logik, welcher auf dem Verkennen jenes Verhältnisses bei Betrachtung der ersten und dritten der von mir aufgestellten Klassen der Vorstellungen beruht. Und zweitens, im langen Mittelalter, des Streites der Realisten und Nominalisten, welcher auf dem Verkennen jenes Verhältnisses in Beziehung auf die zweite unsrer Klassen der Vorstellungen beruhte.

Wenn man alle Arten und Bestimmungen des Objektseyns, folglich zugleich auch die des Erken-

nens oder Subjektseyns wegdenkt, — ich sage nicht: wenn man davon abstrahirt; dies wäre ein Wegdenken ihres Unterschiedes und gäbe die allgemeinen Begriffe Objekt und Subjekt: — sondern, wenn man sie wegdenkt, d. h. Objekt und Subjekt ohne sie denkt (ein Gedanke, mit dem es eigentlich nicht zur Vollendung, sondern nur zum Versuch kommt); so fallen einerseits alle bestimmten Erkenntnißkräfte weg, andrerseits alle bestimmten Klassen der Vorstellungen. Es findet sich aber, daß dennoch von beiden Seiten etwas übrig bleibt — ein x und ein y. Es findet nämlich sich etwas, das nicht Zeit, nicht Raum, nicht der sie verbindende Verstand, noch weniger die schon jene und ihre Verbindungen voraussetzende Vernunft ist; sondern auf jeder Seite etwas, das in unserm Umriß der Analysis der Erfahrung vorausgesetzt wurde: es findet sich nämlich, als die Wahrnehmbarkeit aller jener Formen, auf der Seite der Objekte — die Materie; und als das Wahrnehmende derselben auf der andern Seite — das erkennende Subjekt ohne irgend weitere Bestimmung der Art seines Erkennens. Dieser Gedanke kommt, wie gesagt, nicht vollkommen zu Stande, weil mit der Materie immer schon der Raum und mit dem erkennenden Subjekt immer die Zeit gedacht wird. Diese Zwei nun sind x und y, weil das Eine gleichsam zu dunkel, das Andre zu hell ist, um erkannt zu werden. Soviel aber wird of-

ſenbar, daß unſre Unterſuchung in keinem Ding an ſich erſtarrt, daß nämlich auch dieſe beiden, ganz wie jene ihre jezt weggedachten Beſtimmungen und Formen, nur in Beziehung auf einander gedacht werden können, nur da Bedeutung haben, außerdem aber verſchwinden. Will man ſie deshalb Eins nennen, ſo gebe ich es mit der oben beigefügten Auslegung und Beſtimmung zu. Eine intellektuale Anſchauung der abſoluten Identität beider aber, die ſie unter die Kategorie der Einheit bringt, hätte den Vortheil, ſtatt zweier unbekannter Größen nur Eine übrig zu laſſen. Ohne ſolche Anſchauung indeſſen und zudem mit Ausſchließung der Anwendung der Kategorie der Einheit, wie aller Kategorien, auf das was kein Objekt iſt, haben wir hier das auf ſeine urſprüngliche Nacktheit zurückgeführte, nur noch unvollkommen aufzufaſſende und unſrer Beſtrebung es zu fixiren ſich entziehende Phänomen des als Subjekt und Objekt erſcheinenden Bewußtſeyns. Die Frage nach dem Warum dieſer Erſcheinung überhaupt, fertigen wir vorläufig mit der Antwort ab, daß der Satz vom zureichenden Grunde und folglich auch dieſe nur durch ihn autoriſirte Frage, ſchon Subjekt und Objekt, ja ſogar ihre Formen und Geſetze, vorausſezt. Doch will mir ahnden, daß aus einem ganz anderen Theil der Philoſophie, als der, zu welchem gegenwärtige Abhandlung gehört, nicht ſowohl eine Antwort auf dieſe Frage, als vielmehr et-

was, das die Frage überflüssig macht und auf eine ganz andre Weise beschwichtigt, uns kommen könnte.

Kurz vorher sahen wir, welche Streitigkeiten das Verkennen des wahren Verhältnisses zwischen dem durch Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft bestimmten Subjekt und dem ihm unter diesen Bestimmungen entsprechenden Objekt hervorgebracht hatte. Eben so nun ist das Verkennen des so eben aufgezeigten Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt ohne alle Bestimmungen, der Erzeuger des Idealismus und Realismus, deren einer ein Subjekt ohne Objekt, der andre ein Objekt ohne Subjekt zu denken sich einbildet.

§. 43.

Subjekt des Wollens.

Das Subjekt des Erkennens kann also, wie wir gesehn, nie erkannt, nie Objekt, Vorstellung, werden. Denn „Ich erkenne" ist ein analytischer Satz. Dagegen ist „Ich will" ein synthetischer Satz und zwar a posteriori, durch Erfahrung, hier durch innere, (d. h. allein in der Zeit) gegeben. Er ist jedoch in jedem Bewußtseyn höchst wahrscheinlich der älteste aller Erfahrungssätze, derjenige, mit dem das Erkennen anhebt. In sofern wäre also das Subjekt des Wollens für uns ein Objekt.

Die Identität aber des Subjekts des Wollens mit dem erkennenden Subjekt, vermöge welcher (und

zwar

zwar nothwendig) das Wort „Ich“ beide einschließt und bezeichnet, ist schlechthin unbegreiflich. Denn nur die Verhältnisse der Objekte sind begreiflich und unter diesen können zwei nur insofern Eins seyn als sie Theile eines Ganzen sind. Hier aber, wo vom Subjekt die Rede ist, gelten die Regeln für das Erkennen der Objekte nicht mehr, und eine wirkliche Identität des Erkennenden mit dem als wollend Erkannten, also des Subjekts mit dem Objekt, ist unmittelbar gegeben. Wer aber das Unbegreifliche dieser Identität sich recht vergegenwärtigt, wird sie mit mir das Wunder κατ' ἐξοχην nennen.

§. 44.

Das Wollen.

Eben weil nun das Subjekt des Wollens dem innern Sinn unmittelbar gegeben ist, läßt sich nicht weiter definiren oder beschreiben was Wollen sey. Denn obgleich man im Wollen Einiges aufzeigen könnte was es mit andern Zuständen gemein hat, z. B. Veränderung und Kausalität, die daher aus jenen andern Zuständen schon bekannt sind und durch die das Wollen insofern gedacht werden könnte, so kommt doch das Wesentliche des Wollens sonst nirgends wieder vor und kann daher unter keinen andern Begriff subsumirt werden. Deshalb darf man, und muß sogar, als bekannt voraussetzen was Wollen sey. Nur einige mit

ihm verwandte, aber nicht zu verwechselnde Zustände wollen wir zur bessern Unterscheidung anführen.

Handeln ist nicht Wollen, sondern Wirkung des kausal gewordenen Wollens. Die äußern Bedingungen zu diesem kausal werden heißen das Können. Wunsch heißt das Wollen so lang es nicht kausal wird, weil entweder äußere Bedingungen oder ein andres Wollen desselben Subjekts ihm entgegensteht. Von mehreren sich entgegenstehenden Wünschen nennt man den der kausal wird, im Gegensatz der andern, Wollen κατ' εξοχην, und den Akt durch welchen ihm Kausalität, wenn auch nicht sofort κατ' εντελεχειαν, doch κατα δυναμιν ertheilt wird, den Entschluß. Die dem zum Wollen erhobenen Wunsche entgegenstehenden bleiben Wünsche. Sind sie moralischer als jener, so pflegt man sie fromme Wünsche zu nennen: welches den Tadel ausdrückt, daß Wunsch geblieben was hätte Wollen werden und Wollen geworden was hätte Wunsch bleiben sollen.

§. 45.

Gesetz der Motivation.

Daß das Wollen a parte posteriori unter dem Gesetz der Kausalität stehe, indem es ursächlich auf die realen Objekte wirkt, unter denen das unmittelbare Objekt des Erkennens, der Leib, auch unmittelbares Objekt des Wollens ist, ist Thatsache. Aber unter welchem Gesetz steht das Wollen a parte priori? Folgt

es aus einem vorhergehenden Zuſtande, nach einer Regel, nothwendig? oder iſt es ein Vermögen eine Reihe von Zuſtänden von ſelbſt anzufangen? Dies iſt der alte Streit über die Freiheit.

Bei jedem wahrgenommenen Entſchluß, ſowohl Anderer als unſrer ſelbſt, halten wir uns berechtigt zu fragen Warum? d. h. wir ſetzen als nothwendig voraus es ſey ihm etwas vorhergegangen daraus es erfolgt iſt. Jedoch haben wir bei allen unſern Handlungen das lebendigſte, uns ſogar oft läſtige Bewußtſeyn, daß ein gefaßter Entſchluß aus keinem Zuſtand von Vorſtellungen aus den drei angeführten Klaſſen nothwendig erfolgen mußte, ſondern daß er, wenn auch nicht als Wunſch, wenigſtens als Entſchluß, nur vom Subjekt des Wollens ſelbſt unmittelbar abhieng: von dieſem, dem Subjekt des Wollens, iſt jedoch nur das Wollen ſelbſt, nicht aber ſein dem Wollen vorhergehender Zuſtand, wahrnehmbar. Wir ſehn hier alſo, daß für den Willen das Geſetz der Kauſalität nicht gilt, da nach dieſem jeder Zuſtand nothwendig und jederzeit aus einem vorhergehenden erfolgt; daß aber, weil wir dennoch von jedem eignen ſowohl als fremden Entſchluß einen zureichenden Grund nothwendig vorausſetzen, hier eine eigne Geſtaltung des Satzes vom zureichenden Grund herrſchen müſſe, den ich den Satz vom zureichenden Grunde des Handelns, principium rationis ſufficientis agendi, kürzer, Geſetz

der Motivation, und den durch daſſelbe vorausgeſetzten Grund das Motiv nenne.

§. 46.

Motiv, Entſchluß, empiriſcher und intelligibler Karakter.

Sollen wir das Motiv eines Entſchluſſes angeben, ſo geben wir Zuſtände von Vorſtellungen an, entweder von den vollſtändigen das Ganze der Erfahrung ausmachenden Vorſtellungen, wo ein Verhältniß von Objekten zu einander das Motiv ſeyn ſoll, oder von Verkettungen der Urtheile, die aber zuletzt eine Beziehung auf jene realen Objekte, d. h. materiale Wahrheit haben müſſen, wenn ſie ein Motiv abgeben ſollen. *) In dieſen Verknüpfungen hat der Irrthum

*) Rückſicht auf die Moralität der Handlungen ändert hieran nichts. Denn die moraliſche Maxime der ſie angehören iſt nicht Motiv, ſondern allgemeiner Ausdruck für gewiſſe Klaſſen von Motiven. Wenn Arnold von Winkelried die feindlichen Speere umarmt, ſo iſt das Motiv dieſer Handlung die Noth ſeines Vaterlandes, die er abwenden will. Die Maxime ſeine eigne Wohlfahrt nicht der allgemeinen, oder der Andrer überhaupt vorzuziehn, die keinesweges ſo in abſtracto dem Handelnden bekannt zu ſeyn braucht, iſt nur ein Ausdruck für eine gemeinſchaftliche Beſchaffenheit vieler Motive, in Bezug auf welche das Subjekt das ſich durch Motive von dieſer Beſchaffenheit beſtimmen läßt, gut genannt wird. — Wer ein anvertrautes Depoſitum zurückbehält, hat zum Motiv die Einſicht, daß Reichthum ſeine Wohlfahrt befördert. Die Maxime, ſeine Wohlfahrt auf jede Weiſe zu befördern, iſt nur ein Ausdruck für die gemeinſchaftliche Beſchaffenheit

Herrschaft, dessen Vermeidung die Klugheit ist. Da diese in ungleichem Maaße ausgetheilt ist, so kommt es daß derselbe Zustand realer Objekte sehr verschiedene Urtheile folglich verschiedene Motive giebt. Aber abgesehn hievon, sind wir uns nach jeder Darlegung von Motiven ihrer Unzulänglichkeit bewußt: sie motiviren höchstens das Wünschen, nicht aber den Entschluß, welcher der eigentliche Willensakt ist. Wir müssen daher den Entschluß entweder als etwas ganz Unbedingtes, keiner Regel Unterworfenes ansehn, oder einen Zustand des Subjekts des Wollens als nothwendige Bedingung zum Entschluß voraussetzen, den wir doch nie wahrnehmen können, da das Subjekt des Wollens eben nur als wollend (d. h. in den einzelnen Willensakten) erkannt wird, nicht aber in irgend einem diesem vorhergehenden Zustand. *) Denn der Wunsch geht zwar dem Entschluß vorher, ist aber selbst schon ein Wollen, und daß man sagt, von zwei sich entgegenstehenden Wünschen werde der stärkste durch einen Entschluß zum Wollen, erklärt nichts: denn eben warum das wollende Subjekt dieses oder jenes so stark

---

vieler Motive. Das Subjekt, dessen Handlungen aus Motiven erfolgen die diesen Karakter tragen, wird böse genannt. Die Maxime braucht ihm dazu keineswegs in abstracto bewußt zu seyn.

*) Mit dieser Einschränkung ist es also zu verstehn wenn oben das Subjekt des Wollens als Objekt des innern Sinns aufgestellt ist.

wünſcht, iſt es, was entweder als ganz regellos oder als aus einem Zuſtand des Subjekts des Wollens hervorgehend betrachtet werden muß: dieſer Zuſtand aber iſt nicht wahrnehmbar, nicht Objekt des innern Sinns, alſo nichts in der Zeit. Schon der Entſchluß füllt keine Zeit, eben wie die Gegenwart: wie dieſe zum Subjekt des Erkennens, ſo ſcheint ſich jener zu dem des Wollens zu verhalten und der Berührungspunkt des außer der Zeit liegenden unerkennbaren Subjekts des Willens mit den in der Zeit liegenden Motiven zu ſeyn; ſo wie wir die Gegenwart oben als den Berührungspunkt des außer der Zeit liegenden unerkennbaren Subjekts des Erkennens mit den die Zeit füllenden Objekten anſahen. Zur Annahme eines beharrlichen Zuſtandes des Subjekts des Willens, aus dem ſeine Entſchlüſſe mit Nothwendigkeit folgen, leitet uns die Bemerkung, daß unter gleichen aufweisbaren Motiven, abgeſehn von den Modifikationen durch verſchiedene Grade der Klugheit, der Eine ſo, der Andre anders handelt, derſelbe aber, unter ganz gleichen Umſtänden, auf ganz gleiche Weiſe, alſo gleichſam nach Maximen, wenn auch dieſe nicht in abſtrakten Sätzen ſeiner Vernunft bewußt ſind, und er ſogar das lebendigſte Bewußtſeyn hat, daß er auf ganz andre Weiſe handeln könnte, wenn er nur wollte, d. h. daß ſein Wille durch nichts Fremdes beſtimmt iſt und hier alſo von keinem Können die Rede iſt, ſondern nur von

einem Wollen, welches ſeiner Natur nach im höchſten Grade frey, ja das innerſte von allem Andern unabhängige Weſen des Menſchen ſelbſt iſt. Die ſo bemerkte Handlungsweiſe iſt der empiriſche Karakter eines Jeden: er iſt allein aus den Handlungen des Individuums zuſammenzuſetzen und zu erſchließen, nicht aber für das Individuum ſelbſt unmittelbar Objekt des innern Sinnes. Da dieſe Aeußerungen des empiriſchen Karakters zerſtückelt ſind, aber auf Einheit und Unveränderlichkeit deſſelben deuten, muß er als Erſcheinung eines gar nicht erkennbaren, außer der Zeit liegenden gleichſam permanenten Zuſtandes des Subjekts des Willens gedacht werden. Ich ſage gleichſam permanenten Zuſtandes, denn Zuſtand und permanent ſind nur in der Zeit, aber für das Außerzeitliche iſt kein Ausdruck möglich. Vielleicht bezeichne ich das Gemeinte beſſer, obwohl auch bildlich, wenn ich es einen außer der Zeit liegenden univerſalen Willensakt nenne, von dem alle in der Zeit vorkommenden Akte nur das Heraustreten, die Erſcheinung ſind. Kant hat dieſes den intelligiblen Karakter genannt (vielleicht hieße es richtiger der inintelligible) und von dem Unterſchied zwiſchen ihm und dem empiriſchen, wie auch vom ganzen Verhältniß der Freiheit zur Natur, in der Kritik der reinen Vernunft pp. 560 — 586, eine Auseinanderſetzung gegeben, die ich für ein unvergleichliches, höchſt bewundrungswerthes Meiſterſtück

des menschlichen Tiefsinns halte. Schelling hat im ersten Bande seiner Schriften, pp. 465—473 eine sehr schätzbare erläuternde Darstellung davon gegeben. Auf jene Werke mich berufend, habe ich hier, wie überhaupt in dieser ganzen Abhandlung, keine Wiederholung des anderswo schon Gesagten geben wollen, sondern nur soviel nothwendig war und von der Seite die unsern gegenwärtigen Zweck angeht, den Gegenstand berührt. Es ist überhaupt meine Absicht, von dieser philosophischen Monographie alles Fremdartige und namentlich alles Ethische und Aesthetische auszuschließen, da es, als keine neue Klasse von Objekten gebend, nicht, wie so manches Andre, durch jene unsre Eintheilung nothwendig herbeigezogen wird und die Betrachtung desselben eine Schrift füllen würde, die eben so sehr an Umfang als an Gehalt gegenwärtige Abhandlung übertreffen, auch sehr verschieden von ihr lauten, obwohl in völliger Uebereinstimmung mit ihr seyn müßte.

Wäre der empirische Karakter eines Menschen vollkommen bekannt, so würde aus den Umständen in denen er sich befindet, als den Motiven zu seinen Handlungen, sein Handeln, als etwas nach einer Regel daraus Folgendes sich vorhersagen lassen, so gut als aus der Kenntniß der Ursache die Wirkung. Jedoch würde dabei noch wegen des Unterschiedes zwischen dem wie die Umstände dieses Menschen im Zusammenhang der

uns allen gemeinschaftlichen Totalvorstellung einer Erfahrung, d. h. objektiv, sind, und den Urtheilen die er nach Maaßgabe der Schärfe seines Verstandes darüber fällt und zusammensetzt, immer noch eine bedeutende Korrektion nöthig seyn. Nun ist aber eine vollkommene Kenntniß, sowohl des empirischen Karakters, als der anzuwendenden Korrektion, unmöglich, weil uns beide nicht als Objekte gegeben sind, sondern wir sie nur aus einer immer beschränkten Anzahl von Fällen zusammensetzen und eine vollständige Kenntniß selbst von diesen Fällen unmöglich ist, weil wir nie alle früheren und gleichzeitigen Eindrücke, die der Mensch erhalten und die bei dem Entschluß seine Neigung und bei der Ueberlegung sein Urtheil modifiziren, wissen können. Bis zu einem gewissen Grad ist indessen eine solche Kenntniß allerdings möglich, sogar oft wirklich und Weltleuten von großem Nutzen. Die Anleitung dazu in letzterer Absicht giebt die pragmatische, im Allgemeinen aber die empirische Psychologie. Der empirische Karakter der Thiere ist viel besser zu ergründen, da jede Species nur Einen hat, der sich in jedem Individuo eben so deutlich und mit eben so geringen Abweichungen darstellt, als der Typus der äußern Beschoffenheit der Species. Daher läßt sich der empirische Karakter der Species sehr gut aus Erfahrungen, die an verschiedenen Individuen gemacht sind, zusammensetzen, und wie in jedem bestimmten Fall ein Hund, eine Katze, ein

Affe handeln werde, weiß Jemand, der mehrere Individuen der Species aufmerksam beobachtet hat, sehr wohl vorherzusagen. Bei unvollkommneren Thiergattungen noch besser und mit einem hohen Grad von Gewißheit. Die Bewegungen der Infusionsthierchen sollen sogar nur in bestimmten mathematischen Figuren geschehn. Beim Menschengeschlecht giebt solche Beobachtung der ganzen Species zwar was man Menschenkenntniß nennt (d. i. eine nicht systematische empirisch-pragmatische Psychologie), deren Regeln jedoch nimmermehr Gewißheit haben, wegen des deutlich hervortretenden individuellen Karakters, welcher ein Phänomen der durch Vernunft bedingten Freiheit und wie diese dem Menschen eigenthümlich ist. Auch wird aus dem hier Bemerkten der Unterschied deutlich, der zwischen einem Schauspiele oder Romane und der Aesopischen Fabel oder dem Reineke Fuchs ist. Ebenfalls warum in diesem letzteren die Eigennamen mit denen der Species zusammenfallen oder vielmehr nur noch ein pleonastischer Zusatz zu jenen sind: Nobel der Löwe, Isegrimm der Wolf, Braun der Bär. Endlich warum Individualphysionomie allein der Mensch hat, die Thiere bloß Specialphysionomie, obgleich das Gesicht des einen Individuums von dem des andern, eben wie ihre Pfoten, zufällige Verschiedenheiten haben kann.

Das Motiv ist also dem empirischen Karakter zureichender Grund des Handelns. Doch sind die Um-

ſtände, welche eben Motive zum Handeln werden, nicht Urſache dieſes als ihrer Wirkung, weil die Handlung nicht aus ihnen, ſondern aus dem von ihnen ſollicitirten empiriſchen Karakter erfolgt, welcher ſelbſt nichts unmittelbar Wahrnehmbares, ſondern eben nur wieder aus den Handlungen zu Erſchließendes und unvollkommen Zuſammenzuſetzendes iſt.

Das Geſetz der Kauſalität läßt ſich, in einer Hinſicht, dem optiſchen Geſetz vergleichen, nach welchem der Lichtſtrahl auf farbenloſe durchſichtige Körper mit parallelen Flächen und auf farbenloſe Spiegel wirkt: er wird ſpecifiſch unverändert durchgelaſſen oder zurückgeworfen, wie er vorher war, iſt er auch nachher, und aus der erſteren Beſchaffenheit läßt ſich die letztere vorherſagen. Das Geſetz der Motivation aber gleicht demjenigen, nach welchem der Lichtſtrahl auf gefärbte Körper wirkt: da wirft denſelben Lichtſtrahl dieſer roth, jener grün, ein dritter, der ſchwarz iſt, gar nicht zurück, und wie ihn jeder Körper zurückwerfen werde, läßt ſich nicht aus der übrigen Kenntniß des Körpers, noch aus der des Lichts, zum voraus ſagen, ſondern erſt nach dem wahrgenommenen Zuſammentreffen beider erkennen. So wie er ihn aber Ein Mal zurückgeworfen hat, wirft er ihn auch alle Mal zurück, weil es nur Eine Art des Lichts giebt. Gäbe es nun aber viele ſpecifiſch verſchiedene Arten des Lichts, ſo könnte derſelbe Körper das eine gelb, das andre roth zurückwerfen

und so schwer es dann seyn würde, die Farbe des Körpers zu bestimmen, so schwer ist es, den empirischen Karakter eines Menschen zu erkennen, weil er unter vielerlei sehr verschiedenen Einwirkungen erscheint, unter dieser so, unter einer andern anders handelt, obwohl unter derselben immer auf gleiche Weise. Daß aber in die Farbenkugel der empirischen Karaktere überhaupt so tiefe Blicke möglich sind, daß sie, aller Erklärung unerreichbar, auf eine unmittelbare Einsicht in den intelligiblen Karakter deuten, sehn wir an den großen Dichtern, zumal an Shakspeare.

Bei den bisher dargestellten Gestaltungen des Satzes vom zureichenden Grunde, war mit der Kenntniß des Grundes, als solchen, auch die des Begründeten allezeit gegeben und ließ ein sicheres hypothetisches Urtheil zu. Bei gegenwärtiger aber nicht mehr: Motive können wir wissen, aber das folgenwerdende Handeln des Subjekts wissen wir damit nicht. Denn jedes hat einen eignen empirischen Karakter und auch von dem des einzelnen ist keine vollständige Kenntniß möglich. Daß hier die, bei den andern Gestaltungen des Satzes vom zureichenden Grunde geltende, Regelmäßigkeit aufhört, kommt daher, daß wir dort in der Welt der Gesetzmäßigkeit blieben, hier aber an eine ganz andre, an das Gebiet der Freiheit, stoßen. Vergleiche ich meine Darstellung der drei ersten Gestaltungen unsres Satzes mit Bildern, die ich aus einer Laterna magika an die

Wand geworfen und vorübergeführt hätte; ſo iſt jezt, bei der vierten, eine Luke aufgegangen, durch welche ein Licht einfällt, vor dem meine Bilder theils verſchwinden, theils unzuſammenhängend, undeutlich und verworren werden.

§. 47.

Kauſalität des Willens auf das Erkennen.

Der Wille hat Kauſalität nicht nur auf das unmittelbare Objekt und ſo auf die Außenwelt, ſondern auch auf das erkennende Subjekt: nämlich er kann es nöthigen Vorſtellungen, die demſelben ein Mal gegenwärtig geweſen, zu wiederholen, überhaupt die Aufmerkſamkeit auf dieſes oder jenes zu richten und eine beliebige Gedankenreihe hervorzurufen. Beſonders ſind die ſchon oben erwähnten Phantasmata Wiederholungen der durch das unmittelbare Objekt vermittelten Gegenwart der Vorſtellungen, ohne ſolche Vermittelung: ſie gehören alſo nicht wie jene zum Ganzen der Erfahrung, ſind folglich dem in dieſer herrſchenden Geſetz der Kauſalität nicht unterworfen, ſondern dem der Willensäußerungen, dem Geſetz der Motivation, und dies auch dann, wann wir die Willensäuſierung nicht wahrnehmen, ſondern nur ihre unmittelbar erfolgende Wirkung, wo es uns dann ſcheint, als ſey Etwas ohne allen Zuſammenhang mit einem andern in unſer Bewußtſeyn gekommen: daß dies aber nicht geſchehn könne, iſt eben, wie oben geſagt, die Wurzel des Satzes vom

zureichenden Grunde. Jedes unsrer Phantasie sich plötzlich darstellende Bild, auch jedes Urtheil, das nicht auf seinen vorher gegenwärtig gewesenen Grund folgt, muß durch einen Willensakt hervorgerufen seyn, der ein Motiv hat, obwohl das Motiv, weil es geringfügig, und der Willensakt, weil seine Erfüllung so leicht ist, daß sie mit ihm zugleich da ist, oft nicht wahrgenommen werden. Das Motiv zur Hervorrufung solcher Phantasmen oder auch Urtheile, die uns, wie man sagt, plötzlich einfallen, ist gemeiniglich die Ideenassociation, d. h. der Wunsch bei jeder gegenwärtigen Vorstellung, die ihr ähnlichen zu haben, welcher Willensakt aus der uns eigenthümlichen Begierde, unsre Kenntniß zu vervollkommnen, als seinem Motiv, entspringt (daher er auch bei geistreichen Menschen stärker ist), zu welchem Zweck es gut ist, ähnliche Vorstellungen zu vereinigen, um so dem Gesetze der Homogeneität ein Genüge zu thun.

§. 43.

Gedächtniß.

Die Eigenthümlichkeit des erkennenden Subjekts, daß es in Vergegenwärtigung von Vorstellungen dem Willen desto leichter gehorcht, je öfter solche Vorstellungen ihm schon gegenwärtig gewesen sind, d. h. seine Uebungsfähigkeit, ist das Gedächniß. Der gewöhnlichen Darstellung desselben, als eines Behält-

niſſes, in welchem wir einen Vorrath fertiger Vorſtellungen aufbewahren, die wir folglich immer haben, nur ohne uns derſelben immer bewußt zu ſeyn, — kann ich nicht beiſtimmen. Die willkührliche Wiederholung gegenwärtig geweſener Vorſtellungen wird durch Uebung ſo leicht, daß, ſobald ein Glied einer Reihe von Vorſtellungen uns gegenwärtig geworden iſt, wir alsbald die übrigen, ſelbſt oft ſcheinbar gegen unſern Willen, hinzurufen. Will man von dieſer Eigenthümlichkeit unſeres Vorſtellungsvermögens ein Bild (wie Platon eines giebt, indem er das Gedächtniß mit einer weichen Maſſe vergleicht, die Eindrücke annimmt und bewahrt), ſo ſcheint mir das richtigſte das eines Tuchs, welches die Falten, in die es oft gelegt iſt, nachher gleichſam von ſelbſt wieder ſchlägt. Wie der Leib dem Willen durch Uebung gehorchen lernt, eben ſo das Vorſtellungsvermögen. Keineswegs iſt, wie die gewöhnliche Darſtellung es annimmt, eine Erinnerung immer dieſelbe Vorſtellung, die gleichſam aus ihrem Behältniß wieder hervorgeholt wird, ſondern jedesmal entſteht wirklich eine neue, nur mit beſondrer Leichtigkeit durch die Uebung: daher kommt es, daß Phantasmen, welche wir im Gedächtniß aufzubewahren glauben, eigentlich aber nur durch öftere Wiederholung üben, unvermerkt ſich ändern, was wir inne werden, wenn wir einen alten bekannten Gegenſtand nach langer Zeit wiederſehn und er dem Bilde, das wir von ihm mitbrin-

gen, nicht vollkommen entspricht. Dies könnte nicht seyn, wenn wir ganz fertige Vorstellungen aufbewahrten. Platon im Symposion (pp. 240, 241) sagt etwas einigermaaßen Aehnliches.

Es erklärt sich hieraus, wie die Umgebungen und Begebenheiten unsrer Kindheit sich so tief dem Gedächtniß einprägen, weil wir nämlich als Kinder nur wenige und fast keine andern als vollständige Vorstellungen haben und wir diese daher, um beschäftigt zu seyn, unablässig wiederholen. Bei Menschen, die zum Selbstdenken wenig Fähigkeit haben, ist dieses ihr ganzes Leben hindurch (und zwar nicht nur mit vollständigen Vorstellungen, sondern auch mit den Objekten der Vernunft) der Fall, daher solche oft, wenn nämlich nicht auch besondre Stumpfheit und Geistesträgheit dazu kommt, ein sehr gutes Gedächtniß haben. Dagegen hat das Genie oft kein vorzügliches Gedächtniß, weil die ungeheure Menge neuer Gedanken und Kombinationen zu vielen Wiederholungen keine Zeit läßt: wiewohl das Genie sich wohl nicht leicht mit einem ganz schlechten Gedächtniß findet, weil die größere Energie und Beweglichkeit der gesammten Denkkraft hier die Uebung ersetzt. Man hat bemerkt, daß Menschen, die unablässig Romane lesen, dadurch ihr Gedächtniß verlieren, welches sich daraus erklärt, daß auch bei ihnen, eben wie beim Genie, die Menge von Vorstellungen, die hier aber nicht eigne Gedanken und Kombinationen,

son-

sondern fremde rasch vorüberziehende Zusammenstellungen sind, zur Wiederholung und Uebung keine Zeit noch Geduld läßt: und was beim Genie die Uebung kompensirt, geht ihnen ab. Es ist leicht einzusehn, daß wir am leichtesten solche Reihen von Vorstellungen behalten, welche unter sich am Bande einer oder mehrerer der angegebenen Arten von Gründen und Folgen zusammenhängen; schwerer aber die, welche nicht unter sich, sondern nur mit unserm Willen nach dem Gesetze der Motivation zusammenhängen, d. h. willkührlich zusammengestellt sind. Bei jenen nämlich ist in dem uns a priori bewußten Formalen die Hälfte der Mühe uns erlassen: dieses, wie überhaupt alle Kenntniß a priori, hat auch wohl Platons Lehre, daß alles Lernen nur ein Erinnern sey, veranlaßt.

§. 49.

Gefühle u. s. w.

Unsre Gefühle, Affekten, Leidenschaften u. s. w. sind, da sie von uns wahrgenommen werden, ohne Zweifel Objekte für das Subjekt und müssen als solche entweder unter den angeführten Klassen begriffen seyn, oder eine eigne bilden. Ich finde, daß sie sich alle zurückführen lassen: 1°) auf körperliche Gefühle, deren beide Extreme Schmerz und Wollust sind, welche unendliche Modifikationen zwischen sich haben. Sie sind Zustände des unmittelbaren Objekts und als solche dem

Geſetz der Kauſalität unterworfen. Das Subjekt des Wollens jedoch, vermöge ſeiner Kauſalität auf das Subjekt des Erkennens, vermag dieſes auf andre Objekte als das unmittelbare und deſſen Zuſtände zu richten. — c°) auf Akte des Willens, wohin ich Begierde, Furcht, Haß, Zorn, Betrübniß, Freude und alle ähnlichen zähle, weil ſie nämlich alle ein heftiges Wollen, daß etwas geſchehe oder nicht geſchehe, ſind, welches entweder durch äußere Hinderniſſe, oder durch ein entgegengeſetztes Wollen deſſelben Subjekts in ſeiner Kauſalität gehemmt iſt, welche Hemmung eben das Wollen zu einem ſo hohen Grade ſteigert. Ein Gleichniß derſelben kann man von der durch Hemmung verſtärkten Elektricität nehmen. Freude iſt ein nach einer ſolchen Hemmung plötzlich frei gelaſſenes und befriedigtes Wollen. Trauer iſt das fortgeſetzte Wollen von etwas nach anerkanntem Unvermögen es zu bewirken: daher ſagt ein Vernünftiger: „Ich habe Motive genug mich zu betrüben, aber ich will nicht.“ Als Akte des Willens ſtehn ſie unter dem Geſetze der Motivation. Das unmittelbare Objekt des Wollens, wie des Erkennens, der Leib, wird faſt immer von ihnen affizirt und körperliche Gefühle begleiten ſie und vermiſchen ſich mit ihnen. Daß ſie Akte des Willens ſind, bezeugt ſchon die allgemeine Zumuthung, daß man ſie beherrſche, ja unterdrücke, d. h. daß man entgegengeſetzte Wünſche zum Wollen erhebe, damit endlich jene durch

fortdauernde Unterdrückung nicht mehr aufkommen. Geschieht aber das Gegentheil, zeigt sich der empirische Karakter durch solche heftige Wünsche so ganz und gar bestimmt, daß es scheint, als können keine ihnen entgegenstehende mehr aufkommen, und der Mensch sey, gleichsam durch eine Suspension des Gebrauchs seiner Vernunft in diesem Punkt, in demselben dem Thier gleichgesetzt, so nennt man sie Leidenschaften. Endlich lassen sich die Gefühle, drittens, zurückführen auf Zusammensetzungen körperlicher Zustände mit Willensakten: eine undeutlich erkannte unangenehme Affektion des Körpers erregt einen Willen sie zu tilgen, dessen Objekt folglich nicht deutlich ist, daher das Erkenntnißvermögen ihm andre Objekte sucht; dies ist Hypochondrie. Das plötzliche Aufhören solcher körperlicher Affektion und des sie begleitenden gehemmten, kein deutliches Objekt habenden Willens, wird ein angenehmes Gefühl, Wohlbehagen genannt, u. s. w.

Man spricht aber auch von moralischem Gefühl, religiösem Gefühl, ästhetischem Gefühl. Ich muß erklären daß ich, nicht etwa um meine Eintheilung unangetastet zu lassen, sondern aus anderweitigen hinlänglichen Gründen, diese Benennungen sehr mißbillige und durchaus nicht gelten lassen kann. Sie sind entstanden durch einen blinden Synkretismus, *) der, durch-

*) Hierunter verstehe ich hier das Gegentheil des Kriticis-

aus unweſentlichen Beſtimmungen nachgehend, das Beſte im Menſchen, ja dasjenige wogegen die ganze übrige Welt ſich verhält wie ein Schatten im Traum zum wirklichen, ſoliden Körper, unter Eine Kategorie gebracht hat mit Mancherlei davon ſehr Verſchiedenem, ſogar mit dem ganz Thieriſchen in unſerer Natur, ja mit dem was ärger iſt als alles Thieriſche, — und ſo das Alles Gefühl genannt hat. — Wegen meines ſchon erwähnten Vorſatzes das Gebiet der Ethik und Aeſthetik in dieſer Abhandlung nicht zu betreten, kann ich hier nicht weiter auf jenen Gegenſtand eingehn. An einer Monographie wird man, wie an dem anatomiſchen Präparat eines einzelnen Theiles, immer die Stellen bemerken müſſen, wo ſie von andern Theilen des Ganzen zu dem ſie nothwendig gehört, abgeſchnitten und der natürliche Zuſammenhang durch bloße Willkühr gewaltſam aufgehoben iſt.

---

mus, im urſprünglichen Sinne dieſes Worts, d. h. der zur Vollendung durchgeführten Unterſcheidung. Syncretismus iſt alſo das Vermiſchen des Verſchiedenartigen.

Achtes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen und Reſultate.

§. 50.

Uebergang.

In den vier letzten Kapiteln ſind die vier Bedeutungen des Satzes vom zureichenden Grunde und die vier Geſetze unſres Erkenntnißvermögens aus welchen jene entſpringen, welche Geſetze aber wieder zuſammenzuhängen und Modifikation eines einzigen zu ſeyn ſcheinen, ausführlich dargeſtellt. Nunmehr bleibt uns nichts übrig als einige Betrachtungen über den Satz vom zureichenden Grund überhaupt und ſeine vier Geſtaltungen anzuſtellen.

§. 51.

Andre Principien der Eintheilung der vier Arten von Gründen.

Es iſt leicht zu bemerken, daß, ſtatt die vier Geſtaltungen des Satzes vom zureichenden Grunde zu ſondern und zu vertheilen gemäß den vier Klaſſen der möglichen Gegenſtände unſres Vorſtellungsvermögens und mir ſo ſtatt Einer Unterſuchung zwei aufzugeben, ich nur hätte jener meiner Eintheilung der Gründe die vier Gemüthskräfte nach Kantiſchen Grundſätzen un-

terlegen können und demzufolge sagen: In unserm Verstande liegt der Satz vom Grunde des Werdens als Gesetz der Kausalität; in unsrer Vernunft, als dem Vermögen der Schlüsse, der Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens; in unsrer reinen Sinnlichkeit der Satz vom Grunde des Seyns; und endlich den Willen leitet das Gesetz der Motivation. Auch nach den von Kant aufgestellten Disciplinen hätte ich meine Eintheilung vornehmen können, so daß der Satz der Kausalität in die transscendentale Logik, der Satz vom Erkenntnißgrunde in die allgemeine Logik, der vom Seynsgrunde in die transscendentale Aesthetik und endlich das Gesetz der Motivation in die Sittenlehre gekommen wäre. Die von mir vorgezogene Eintheilung mag indessen theils durch die Darstellung selbst gerechtfertigt werden, in welche sie Untersuchungen hineingezogen hat, die vielleicht mehr, gewiß aber eben so viel Interesse haben, als die zum Zweck gemachte Untersuchung selbst, welche wiederum ohne sie nicht hätte gründlich zu Stande kommen können: theils aber scheint mir durch jene Eintheilung ein wesentliches Resultat unsrer Untersuchung in helleres Licht gestellt, nämlich dieses, daß jene vier Gesetze alles unsres Erkennens, nicht bloß einen gemeinschaftlichen Ausdruck haben, im Satz vom zureichenden Grunde, sondern daß sie ursprünglich nur ein Gesetz sind, daß nach Verschiedenheit der Ge-

genſtände unſeres Erkenntnißvermögens verſchiedene Geſtalten annimmt.

§. 52.

Die ſyſtematiſche Ordnung.

Die Reihenfolge, in welcher ich die verſchiedenen Anwendungen unſeres Satzes aufgeſtellt habe, iſt nicht die ſyſtematiſche, ſondern bloß der Deutlichkeit wegen gewählt, um das Bekanntere und das, welches das Andere am wenigſten vorausſetzt, voranzuſchicken: obwohl, auch ſo, dieſer Zweck nicht ganz erreicht iſt und wegen der wechſelſeitigen Beziehungen aller Theile, Jemand, dem es um eine vollſtändige Einſicht in dieſe Abhandlung zu thun wäre, ſie zwei Mal leſen müßte. Die ſyſtematiſche Ordnung, in der die Klaſſen der Gründe folgen müßten, iſt dieſe. Zuerſt müßte der Satz vom Seynsgrund angeführt werden und zwar von dieſem wieder zuerſt ſeine Anwendung auf die Zeit, als welche das einfache, nur das Weſentliche enthaltende Schema aller übrigen Geſtaltungen des Satzes vom zureichenden Grunde, ja der Urtypus aller Endlichkeit iſt. Dann müßte, nach Aufſtellung des Seynsgrundes auch im Raum, das Geſetz der Kauſalität, dieſem das der Motivation folgen und der Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens zuletzt aufgeſtellt werden, da die andern auf Vorſtellungen, dieſer aber auf Vorſtellungen von Vorſtellungen geht.

§. 53.

Zeitverhältniß zwiſchen Grund und Folge.

Nach den Geſetzen der Kauſalität und der Motivation muß der Grund der Folge der Zeit nach vorhergehn. Bei dem Geſetz der Kauſalität wird man ſich hierüber nicht irre machen laſſen durch Beiſpiele wie Kant (Kr. d. r. V. p. 248.) anführt, nämlich daß die Urſache der Stubenwärme, der Ofen, mit dieſer zugleich ſey, — ſobald man bedenkt, daß nicht ein Ding Urſach des andern, ſondern ein Zuſtand Urſach des andern iſt. Der Zuſtand des Ofens, daß er eine höhere Temperatur als das ihn umgebende Medium hat, muß der Mittheilung des Ueberſchuſſes ſeiner Wärme an dieſes vorhergehn, und da nun jede erwärmte Luftſchicht einer hinzuſtrömenden kälteren Platz macht, erneuert ſich der erſte Zuſtand, die Urſach, und folglich auch der zweite, die Wirkung, ſo lange als Ofen und Stube nicht dieſelbe Temperatur haben. Es iſt hier alſo nicht eine dauernde Urſach, Ofen, und eine dauernde Wirkung, Stubenwärme, die zugleich wären, ſondern eine ſtete Erneuerung zweier Zuſtände deren einer Wirkung des andern iſt.

Eben ſo geht, beim Geſetz der Motivation, das Motiv ſtets dem Entſchluß vorher und letzterer hat ſogar, als ein bloßer Punkt in der Zeit, (Berührungspunkt des Subjekts und Objekts,) keine Dauer.

Dagegen bringt der Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens kein Zeitverhältniß mit sich, sondern allein ein Verhältniß für die Vernunft: also sind vor und nach hier ohne Bedeutung.

Beim Satz vom Grunde des Seyns ist, sofern er in der Geometrie gilt, ebenfalls kein Zeitverhältniß, sondern allein ein räumliches, von dem sich sagen ließe alles wäre zugleich, wenn nicht das Zugleich hier, so wohl als das Nacheinander, ohne Bedeutung wäre. In der Arithmetik dagegen ist der Seynsgrund nichts als eben das Zeitverhältniß selbst.

§. 54.

Reciprokation der Gründe.

Der Satz vom zureichenden Grunde kann in jeder seiner Bedeutungen ein hypothetisches Urtheil begründen (obwohl dieses, wie gesagt, wenn auf dem Gesetz der Motivation gegründet, nie völlige Sicherheit hat) und immer bleiben die Gesetze für hypothetische Schlüsse gültig, nämlich: vom Daseyn des Grundes auf das Daseyn der Folge und vom Nichtseyn der Folge auf das Nichtseyn des Grundes, ist der Schluß richtig: aber vom Nichtseyn des Grundes auf das Nichtseyn der Folge und vom Daseyn der Folge auf das Daseyn des Grundes ist der Schluß unrichtig. Nun ist es merkwürdig daß dennoch in der Geometrie fast überall auch vom Daseyn der Folge auf das Daseyn des Grundes

und vom Nichtseyn des Grundes auf das Nichtseyn der Folge geschlossen werden kann. Dies kommt daher, daß, wie §. 38. gezeigt ist, jede Linie die Lage der andern bestimmt und es dabei einerlei ist von welcher man anfangen, d. h. welche man als Grund und welche als Folge betrachten will. Man kann hievon sich überzeugen indem man sämmtliche geometrische Lehrsätze durchgeht. Nur da, wo nicht bloß von Figur, d. h. von Lage der Linien, sondern von Flächeninhalt, abgesehn von der Figur, die Rede ist, kann man meistens nicht vom Daseyn der Folge auf das Daseyn des Grundes schließen, oder vielmehr die Sätze reciprociren und das Bedingte zur Bedingung machen. Ein Beispiel hievon giebt der Satz: Wenn Dreiecke gleiche Grundlinien und gleiche Höhen haben, sind sie an Flächeninhalt gleich. Er läßt sich nicht also umkehren: Wenn Dreiecke gleichen Flächeninhalt haben, sind auch ihre Grundlinien und Höhen gleich. Denn die Höhen können sich auch umgekehrt wie die Grundlinien verhalten.

§. 55.

Reihen der Gründe und Folgen.

Nach dem Gesetz der Kausalität ist die Bedingung immer wieder bedingt und zwar auf gleiche Art, und so entsteht a parte priori eine series in indefinitum. Eben so ist es mit dem Seynsgrund im Raum: jeder relative Raum ist eine Figur, hat Gränzen die ihn mit

einem andern in Verbindung ſetzen und wieder die Figur dieſes andern bedingen und ſo nach allen Dimenſionen in indefinitum. Betrachtet man aber eine einzelne Figur in ſich, ſo hat die Reihe der Seynsgründe ein Ende, weil man von einem gegebenen Verhältniß anhub: wie auch die Reihe der Urſachen ein Ende hat, wenn man bei irgend einer Urſach ſtehn bleibt. In der Zeit hat dagegen die Reihe der Seynsgründe eigentlich nur a parte priori eine unendliche Ausdehnung, da jeder Augenblick durch einen früheren bedingt iſt, nicht aber durch einen folgenden, wiewohl er auf dieſen ſichere Anweiſung giebt. Die Reihe der Erkenntnißgründe dagegen, d. h. eine Reihe von Urtheilen deren jedes dem andern logiſche Wahrheit giebt, endigt immer irgendwo, nämlich entweder in einer empiriſchen, oder metaphyſiſchen, oder metalogiſchen Wahrheit. Iſt das erſtere und man fährt fort zu fragen Warum: ſo will man eine Urſach: d. h. die Reihe der Gründe des Erkennens geht über in die Reihe der Gründe des Werdens. — In den beiden letztern Fällen dagegen, giebt es für das Warum keine Antwort, weil es keinen Sinn hat und nicht weiß was für einen Grund es fordert. — Von den Motiven giebt es zwar Reihen, indem der Entſchluß zur Erreichung eines Zwecks, Motiv wird des Entſchluſſes zu einer ganzen Reihe von Mitteln: doch endigt dieſe Reihe immer a parte priori in einer Vorſtellung aus den zwei erſten Klaſſen. Daß nun

aus dieſen irgend eine beſtimmte Vorſtellung Motiv wird, iſt eben ein Datum zur Erkenntniſi des empiriſchen Karakters: warum ſie es aber werde, kann nicht beantwortet werden, weil der intelligible Karakter auſſer der Zeit liegt und nie Objekt wird. Die Reihe der Motive findet alſo in einer ſolchen Vorſtellung ihr Ende.

§. 56.

Beſtätigung in den Sprachen.

Vielleicht finden ſich auch in den Sprachen die verſchiedenen Arten der Gründe durch beſondere Ausdrüke angedeutet, was durch eine Sprachforſchung auszumitteln wäre. Bloß um ein Beiſpiel zu geben, bemerke ich, daß bei unmittelbaren Ableitungen der Folgen aus Gründen, die Wörter, welche die Konſequenz bezeichnen, Spuren eines ſolchen Unterſchiedes zu tragen ſcheinen, der jedoch in den Schriften ſchwerlich überall genau beobachtet ſeyn kann, weil dazu ein ſehr feiner Takt und viel Aufmerkſamkeit erfordert wird. So ſcheinen mir z. B. die Wörter ergo, folglich, ſintemal, die Folge aus dem Grunde des Erkennens oder des Seyns; — inde, quare, daher, die aus dem Grunde des Werdens; — endlich igitur, quamobrem, alſo, die aus dem Grunde des Handelns anzudeuten.

§. 57

Jede Wiſſenſchaft hat eine der Geſtaltungen des Satzes vom Grunde vor den andern zum Leitfaden.

Weil die Frage Warum immer einen zureichenden Grund will und die Verbindung der Erkenntniſſe nach dem Satz vom zureichenden Grunde die Wiſſenſchaft vom bloßen Aggregat von Erkenntniſſen unterſcheidet, iſt §. 4. geſagt worden, daß das Warum die Mutter der Wiſſenſchaften ſey. Auch findet ſich, daß in jeder Wiſſenſchaft Eine der Geſtaltungen unſres Satzes vor den übrigen der Leitfaden ſey, obgleich in derſelben auch die andern, nur mehr untergeordnet, Anwendung finden. So iſt in der reinen Mathematik der Seynsgrund Hauptleitfaden (obgleich die Darſtellung in den Beweiſen nur am Erkenntnißgrunde fortſchreitet); in der angewandten tritt zugleich das Geſetz der Kauſalität auf: und dieſes gewinnt ganz die Oberherrſchaft in der Phyſik, Chemie, Geologie u. a. m. Der Satz vom Grunde des Erkennens findet durchaus in allen Wiſſenſchaften ſtarke Anwendung, da in allen das Beſondre aus dem Allgemeinen erkannt wird. Hauptleitfaden und faſt allein herrſchend aber iſt er in der Botanik, Zoologie, Mineralogie und andern klaſſifizirenden Wiſſenſchaften. Das Geſetz der Motivation iſt, wenn man alle Motive und Maximen, welche ſie auch ſeyen, als Gegebenes betrachtet, aus dem man das Handeln erklärt, Hauptleitfaden der Geſchichte, Politik, pra-

matiſchen Pſychologie u. a. — wenn man aber die Motive und Maximen ſelbſt, ihren Werth und Urſprung zum Gegenſtand der Unterſuchung macht, Leitfaden der Ethik.

§. 58.

Apologie über Phantaſie und Vernunft.

Es ſcheint mir, daß, bevor ich dieſe Abhandlung beſchlieſſe, noch über zwey Punkte eine Verſtändigung nöthig ſeyn möchte. Ich habe nämlich, §. 22, von der Phantaſie eine Erklärung gegeben, welche Allen denen mißfallen wird, die die Phantaſie für das Edelſte im Menſchen und für dasjenige halten, was den Dichter und den Künſtler überhaupt macht. Ferner habe ich §. 27 u. 33 die Vernunft auf eine Weiſe dargeſtellt und bezeichnet, welche denen wohl nicht genügen kann, die die Vernunft für das Beſte im Menſchen halten, indem ſolche mit dem Prädikat der praktiſchen dasjenige ſey, was den Tugendhaften, den Heiligen mache; noch weniger denen, die die Vernunft ein „abſolutes Erkenntnißvermögen“ nennen, und ihr eine Apotheoſe widerfahren laſſen, der meine Darſtellung derſelben keineswegs entſpricht. Beide Meinungen, ſowohl über Phantaſie als über Vernunft, ſind nicht nur ſehr allgemein, ſondern auch Meinungen ſehr achtungswerther und denkender Männer. Um alſo wenigſtens auf die Möglichkeit ſie zu verſöhnen eine Ausſicht zu eröffnen, gebe ich folgende Erklärung. Ich halte dafür,

daß

daß Phantaſie nicht das Weſentliche, nicht die innerſte Kraft ſey, wodurch der Dichter und jeder Künſtler iſt, was er iſt: daß ſie jedoch eine nothwendige, aber dennoch gewiſſermaaßen hinzukommende und gleichſam äußere Bedingung dazu ſey: ja eben ſie iſt auch die Bedingung großer Narrheit. Sie iſt folglich an ſich nur ein Werkzeug und überhaupt das, als welches ich ſie §. 22. dargeſtellt habe. Was zweitens die Vernunft betrifft, ſo iſt ſie nach meinem auf meiner Darſtellung gegründeten Urtheil nicht ſelbſt die Quelle der Tugend, der Heiligkeit, (wie es Kants Lehre, auch jede ſeitdem aufgetretene, ja überhaupt faſt jede Philoſophie ſeit Karteſius will); ſondern ſie iſt, als das Vermögen der Begriffe und folglich des Handelns nach dieſen, nur eine nothwendige Bedingung zu jenen. Aber auch ſie iſt nur Werkzeug, denn eben ſie iſt auch Bedingung zum vollendeten Böſewicht, zu dem was Platon den Tyrannen nennt und im 8ten und 9ten Buch der Republik ſo meiſterhaft ſchildert. Was denn aber das innerſte Weſen des Künſtlers, das innerſte Weſen des Heiligen ſey, ob vielleicht Eines und daſſelbe — darüber mich hier auszulaſſen, wäre gegen meinen Vorſatz, das Ethiſche und Aeſthetiſche in dieſer Abhandlung nicht zu berühren. Vielleicht aber könnte mir jenes ein Mal Gegenſtand einer größern Schrift werden, deren Inhalt zu dem der gegenwärtigen ſich verhalten würde wie Wachen zum Traum. Der Mißden-

tung dieſes Ausdrucks gegen unſre nunmehr zu Ende gehende Betrachtung wollen wir mit Seneka's Worten begegnen: Somnia narrare vigilantis est.

§. 59.

Zwei Hauptreſultate.

Ich habe mich beſtrebt, in dieſer Abhandlung zu zeigen, daß der Satz vom zureichenden Grund ein gemeinſchaftlicher Ausdruck ſey, für vier ganz verſchiedene Verhältniſſe, deren jedes auf einem beſonderen und (da der Satz vom zureichenden Grund ein ſynthetiſcher a priori iſt) a priori gegebenen Geſetze beruht, von welchen vier, nach dem Grundſatz der Specifikation gefundenen, Geſetzen, nach dem Grundſatz der Homogeneität angenommen werden muß, daß, ſo wie ſie in einem gemeinſchaftlichen Ausdruck zuſammentreffen, ſie auch aus einer und derſelben Urbeſchaffenheit unſers ganzen Erkenntnißvermögens, als ihrer gemeinſchaftlichen Wurzel, entſpringen, welche anzuſehn wäre als der innerſte Keim aller Dependenz, Relativität, Inſtabilität und Endlichkeit der Objekte unſeres in Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft, Subjekt und Objekt befangenen Bewußtſeyns, oder derjenigen Welt, welche der hohe Platon wiederholentlich als das αει γιγνομενον μεν και απολλυμενον, ουτως δε ουδεποτε ον, deren Erkenntniß nur eine δοξα μετ' αισθησεως αλογου wäre, herabwürdigt, und welche das Chriſtenthum,

mit richtigem Sinn, nach derjenigen Gestaltung unseres Satzes, welche ich §. 52. sein einfachstes Schema und den Urtypus aller Endlichkeit hieß, die Zeitlichkeit benannt hat.

Ist mir die Ableitung dieses Resultats durch gegenwärtige Abhandlung gelungen, so wäre, dächte ich, an jeden Philosophen, der bei seinen Spekulationen auf dem Satz vom zureichenden Grunde einen Schluß baut oder überhaupt nur von einem Grunde spricht, die Forderung zu machen, daß er bestimme welchen Grund er meyne. Man könnte glauben, daß, so oft von einem Grunde die Rede sey, jenes sich von selbst ergebe und keine Verwechselung möglich sey. Allein es finden sich nur gar zu viele Beispiele, theils daß die Ausdrücke Grund und Ursach verwechselt und ohne Unterscheidung gebraucht werden, theils daß im Allgemeinen von einem Grund und Begründeten, Princip und Principiat, Bedingung und Bedingten geredet wird, ohne nähere Bestimmung, vielleicht eben weil man sich im Stillen eines transscendenten Gebrauchs dieser Begriffe bewußt ist. So spricht selbst Kant von dem berüchtigten Ding an sich als dem Grunde der Erscheinung. So spricht er (Krit. d. r. V. p. 590.) von einem Grunde der Möglichkeit aller Erscheinung; von einem intelligiblen Grund der Erscheinungen; von einer intelligiblen Ursach, einem unbekannten Grund der Möglichkeit der sinnlichen Reihe über-

haupt, (592); von einem den Erſcheinungen zum Grunde liegenden transſcendentalen Objekt und dem Grunde warum unſre Sinnlichkeit dieſe vielmehr als alle andern oberſten Bedingungen habe (p. 641.); und ſo an mehreren Stellen. Welches alles mir ſchlecht zu paſſen ſcheint zu jenen gewichtigen, tiefſinnigen, ja unſterblichen Worten: (p. 591.) „daß die Zufälligkeit *) der Dinge ſelbſt nur Phänomen ſey und auf keinen andern Regreſſus führen könne als den empiriſchen, der die Phänomene beſtimmt.“

Daß ſeit Kant die Begriffe Grund und Folge, Princip und Principiat, u. ſ. w. noch viel unbeſtimmter und ganz und gar transſcendent gebraucht ſind, weiß Jeder dem die neueren philoſophiſchen Schriften bekannt ſind. Ich habe aber meine Beiſpiele, wenn ſie gleich weniger grell ſind, lieber aus Kants eignen Schriften genommen, weil es nicht meine Abſicht war zu kritiſiren, ſondern nur meine Meynung durch Beiſpiele zu erläutern.

Gegen dieſen unbeſtimmten Gebrauch des Worts Grund und mit ihm des Satzes vom zureichenden Grund überhaupt iſt folgendes meine Einwendung und zugleich das zweite, mit dem erſten genau verbundene

*) Es iſt hier von empiriſcher Zufälligkeit die Rede, welche ſo viel bedeutet als Abhängigkeit von andern Dingen; wovon man ſich aus der Anmerkung zur Theſis der vierten Antinomie überzeugen kann.

Resultat das diese Abhandlung über ihren eigentlichen Gegenstand giebt. Obgleich die vier Gesetze unseres Erkenntnißvermögens deren gemeinschaftlicher Ausdruck der Satz vom zureichenden Grunde ist, durch ihren gemeinsamen Karakter, und dadurch, daß Alle Objekte des Subjekts unter sie vertheilt sind, sich ankündigen als durch Eine und dieselbe Urbeschaffenheit und innere Eigenthümlichkeit des als Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft erscheinenden Bewußtseyns gesetzt, so daß sogar, wenn man sich einbildete es könnte eine neue, fünfte Klasse von Objekten entstehn, dann ebenfalls vorauszusetzen wäre, daß in ihr auch der Satz vom zureichenden Grund in einer neuen Gestalt sich zeigen würde: so dürfen wir dennoch nicht von einem Grund schlechthin sprechen, und es giebt so wenig einen Grund überhaupt als einen Triangel überhaupt, anders, als in einem abstrakten, durch diskursives Denken gewonnenen Begriff, der als Vorstellung von Vorstellungen nichts ist als ein Mittel Vieles durch Eines zu denken. Wie jeder Triangel spitz- recht- oder stumpf-winklicht, gleichseitig, gleichschenklicht oder ungleichseitig seyn muß: so muß auch (da wir nur vier und zwar bestimmt gesonderte Klassen von Objekten haben) jeder Grund zu einer der angegebenen vier möglichen Arten der Gründe gehören und demnach innerhalb einer der vier angegebenen möglichen Klassen von Objekten unsers Vorstellungsvermögens, — die folglich,

mit sammt diesem Vermögen, d. h. der ganzen Welt, sein Gebrauch schon als gegeben voraussetzt und sich diesseit hält, — gelten, nicht aber außerhalb derselben oder gar außerhalb aller Objekte. Sollte dennoch Jemand hierüber anders denken, und meynen, Grund überhaupt sey etwas anderes als der aus den vier Arten der Gründe abgezogene, ihr Gemeinschaftliches ausdrückende Begriff; so könnten wir den Streit der Realisten und Nominalisten erneuen, wobei ich im gegenwärtigem Fall auf der Seite der letztern stehn müßte.

Verbesserung.

P. 92. Z. 6 v. u. nach „des Raums" ist hinzuzusetzen: „und der Zeit."

Er faßet den Becher, er stürzt hinnein.

Almanach

für

Verehrer

der

Natur, Freundschaft und Liebe

auf das Jahr 1801.

von

F. W. A. Schmidt,
Prediger zu Werneuchen.

Mit Kupfern und Musik.

Berlin, 1801.
Bei Wilhelm Oehmigke.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst

der

Weltklugheit.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst

der

Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen

von

Don Vincencio Juan de Lastanosa,

und

aus dem spanischen Original

treu und sorgfältig übersetzt

von

Arthur Schopenhauer.

(Nachgelassenes Manuscript.)

Frauenbildung
Abt.: Wissm.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Geh'! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger seyn:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein:
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer seyn.

Goethe.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Unter den mir von Arthur Schopenhauer vermachten Manuscripten fand sich, vollständig druckfertig, die vorliegende Uebersetzung von Gracian's „Oraculo manual, y arte de Prudencia" vor, begleitet von einer „Litterarischen Notiz für den Verleger", in welcher Schopenhauer die Vorzüge dieser seiner Uebersetzung vor den andern bisher erschienenen auseinandersetzte, und aus der hervorgeht, daß er großen Werth auf dieselbe legte. Das Titelblatt des Manuscripts war ohne Namen und Jahreszahl; hingegen trug ein zweites Manuscript, welches in einem besondern Hefte nur die Uebersetzung der ersten 50 Nummern des Gracianischen „Hand-Orakels" enthielt, und das eine Vorarbeit zu dieser zu sein schien, auf dem Titelblatt den Namen „Felix Treumund", woraus hervorgeht, daß Schopenhauer diese Uebersetzung pseudonym hat herausgeben wollen.

Zu mir selbst hat sich Schopenhauer nie über dieselbe geäußert, aber aus den Mittheilungen seines Testaments-Vollstreckers, des Dr. Wilhelm Gwinner in Frankfurt am Main, entnehme ich, daß dieselbe in die letzte Zeit seines berliner Aufenthaltes, also vor 1831 fällt. In den dreißiger Jahren wollte Schopenhauer das Manuscript pseudonym herausgeben, hatte auch bereits durch Vermittelung J. G. Keil's einen leipziger Verleger gefunden. Aber „weniger wegen der Differenz zwischen dem angebotenen und geforderten Honorar, auf welches Schopenhauer nie Werth legte, als vielmehr wegen der ihm, durch die Unterhandlung mit dem Verleger erst zum Bewußtsein gekommenen, damaligen Herabwürdigung der Uebersetzungskunst durch Lohnschreiber, scheint ihm die Sache verleidet worden zu sein. Nachmals hielt er es unter seiner schriftstellerischen Würde, mit Uebersetzungen zu debütiren, obwohl er noch andere Pläne dieser Art hegte". So schreibt mir Dr. Gwinner.

In der erwähnten „Litterarischen Notiz für den Verleger" sagt Schopenhauer, nachdem er die Mängel der vor der seinigen erschienenen Uebersetzungen hervorgehoben:

„Aus dem Gesagten geht hervor, daß von Gracian's noch immer so allgemein bekanntem Werk durchaus keine lesbare deutsche Uebersetzung vorhanden ist, eine richtige und genaue aber in gar keiner Sprache, weshalb die Liebhaber sich mit der veralteten und unvollkommenen französischen begnügen

müssen. Daher nun tritt, in gegenwärtiger Uebersetzung, dieses Buch mit einem alten Ruhm und zugleich doch so gut als völlig neu auf. Dabei ist es durchaus das Einzige seiner Art und nie ein anderes über denselben Gegenstand geschrieben worden: denn nur ein Individuum aus der feinsten aller Nationen, der spanischen, konnte es versuchen. Knigge und Carl aus dem Winkel, über den Umgang mit Menschen, haben nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit, selbst dem Gegenstande nach, mit diesem Buch; in der Ausführung stehen sie unermeßlich weit davon ab. Dasselbe lehrt die Kunst, deren Alle sich befleißigen und ist daher für Jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller Derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich aber junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit Einem Mal und zum Voraus die Belehrung giebt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. — Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichen Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.

„Diese Uebersetzung ist durchaus nach dem spanischen Original, ohne daß ich irgend eine Uebersetzung dabei zur Hand gehabt hätte, mit besonderer Liebe und Sorgfalt gemacht und giebt nicht nur den Sinn des Originals vollkommen wieder, sondern

auch den Geist und den gedrungenen, sentenziösen, wortkargen Stil, der dem des Lehrbriefes im „Wilhelm Meister" am nächsten kommt; so weit es in der von der spanischen so himmelweit verschiedenen deutschen Sprache, ohne schwer verständlich zu werden, irgend möglich war. Eine Vergleichung gegenwärtiger mit irgend einer der vorhandenen Uebersetzungen wird einen überraschenden Unterschied zeigen, und auch ohne Kenntniß des Originals wird man leicht sehen können, wer diesem am treuesten ist."

So weit Schopenhauer in der erwähnten „Litterarischen Notiz für den Verleger". Wenn ich jetzt diese seine nachgelassene Uebersetzung herausgebe, so glaube ich nicht nur durch den Werth, den er selbst auf dieselbe legte, sondern auch durch die wirklichen innern Vorzüge derselben, so wie durch das Interesse, das es hat, den berühmten Philosophen auch als Uebersetzer näher kennen zu lernen, vollständig gerechtfertigt zu sein.

Berlin, im December 1861.

Dr. Julius Frauenstädt.

Vorwort des Ueberſetzers.

Von dem durch eine ſehr alte und unvollkommene, ſpäter auch ins Lateiniſche übertragene, franzöſiſche Ueberſetzung, unter dem falſchen Titel „L'homme de cour de Baltasar Gracian" weltbekannten ſpaniſchen Buch iſt dieſes die erſte und einzige, unmittelbar aus der Urſprache gemachte deutſche Ueberſetzung. Denn die von Dr. Müller 1717 herausgegebene, abgeſehen davon, daß ſie heut zu Tage ſchlechterdings unleſbar iſt, kann nur für eine Paraphraſe gelten. Gegenwärtige ſchließt ſich dem Text ſo genau an, als der von Grund aus verſchiedene Karakter beider Sprachen es irgend leiden wollte und der Leſer kann ver-

ſichert ſeyn, daß von dem „Oraculo manual, y arte de Prudencia" ihm hier nichts verloren gegangen iſt, als bloß eine Anzahl Wortſpiele, welche wiederzugeben unmöglich war: nur bei einigen ließ die Sprache den Verſuch einer annähernden Nachahmung zu, bei welcher auf billige Nachſicht des Leſers gerechnet iſt.

An den Leſer.

Dem Gerechten keine Geſetze, und dem Weiſen keine Rathſchläge. Und doch hat noch Keiner ſo viel gewußt, als er für ſich brauchte. Eines haſt du mir zu verzeihen, ein Andres zu danken: daß ich nämlich dieſes Handbuch der Lebensklugheit ein „Orakel“ genannt habe, denn es iſt ein ſolches, wegen des Sentenziöſen und Gedrungenen; ſodann aber, daß ich dir in Einem Federzuge alle zwölf Werke Gracian's darbiete, deren jedes ſo hoch geſchätzt wird, daß ſein „Weltkluger“ kaum in Spanien erſchienen war, als er ſchon in Frankreich, in deſſen Sprache überſetzt und an deſſen Hofe gedruckt, genoſſen wurde. Gegenwärtiges ſei der Vernunft ein Denkbuch bei dem

Gastmahl ihrer Weisen, in welches sie die in den übrigen Werken aufzutragenden Schüsseln der Klugheit einschreibe, um den Genuß auf eine anmuthige Weise zu vervielfältigen.

Don Vincencio Juan de Lastanosa.

Geschrieben im Jahre 1653.

1.

Alles hat heut zu Tage seinen Gipfel erreicht, aber die Kunst sich geltend zu machen, den höchsten. Mehr gehört jetzt zu Einem Weisen, als in alten Zeiten zu sieben; und mehr ist erfordert, um in diesen Zeiten mit einem einzigen Menschen fertig zu werden, als in vorigen mit einem ganzen Volke.

2.

Herz und Kopf: die beiden Pole der Sonne unserer Fähigkeiten: eines ohne das andere, halbes Glück. Verstand reicht nicht hin; Gemüth ist erfordert. Ein Unglück der Thoren ist Verfehlung des Berufs im Stande, Amt, Lande, Umgang.

3.

Ueber sein Vorhaben in Ungewißheit lassen. Die Verwunderung über das Neue ist schon eine Werthschätzung seines Gelingens. Mit offenen Karten spie-

len, ist weder nützlich noch angenehm. Indem man seine Absicht nicht gleich kund giebt, erregt man die Erwartung, zumal wenn man durch die Höhe seines Amts Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist. Bei Allem lasse man etwas Geheimnißvolles durchblicken und errege, durch seine Verschlossenheit selbst, Ehrfurcht. Sogar wo man sich herausläßt, vermeide man plan zu sein; eben wie man auch im Umgang sein Inneres nicht Jedem aufschließen darf. Behutsames Schweigen ist das Heiligthum der Klugheit. Das ausgesprochene Vorhaben wurde nie hochgeschätzt, vielmehr liegt es dem Tadel bloß; und nimmt es gar einen ungünstigen Ausgang, so wird man doppelt unglücklich seyn. Man ahme daher dem göttlichen Walten nach, indem man die Leute in Vermuthungen und Unruhe erhält.

4.

Wissenschaft und Tapferkeit bauen die Größe auf. Sie machen unsterblich, weil sie es sind. Jeder ist so viel, als er weiß, und der Weise vermag Alles. Ein Mensch ohne Kenntnisse; eine Welt im Finstern. Einsicht und Kraft; Augen und Hände. Ohne Muth ist das Wissen unfruchtbar.

5.

Abhängigkeit begründen. Den Götzen macht nicht der Vergolder, sondern der Anbeter. Wer klug ist,

ſieht lieber die Leute ſeiner bedürftig, als ihm dankbar verbunden: ſie am Seile der Hoffnung führen, iſt Hofmannsart, ſich auf ihre Dankbarkeit verlaſſen, Bauernart; denn letztere iſt ſo vergeßlich, als erſtere von gutem Gedächtniß. Man erlangt mehr von der Abhängigkeit als von der verpflichteten Höflichkeit: wer ſeinen Durſt gelöſcht hat, kehrt gleich der Quelle den Rücken, und die ausgequetſchte Apfelſine fällt von der goldenen Schüſſel in den Koth. Hat die Abhängigkeit ein Ende, ſo wird das gute Vernehmen es auch bald finden und mit dieſem die Hochachtung. Es ſei alſo eine Hauptlehre aus der Erfahrung, daß man die Hoffnung zu erhalten, nie aber ganz zu befriedigen hat, vielmehr dafür ſorgen ſoll, immerdar nothwendig zu bleiben, ſogar dem gekrönten Herrn. Jedoch ſoll man dies nicht ſo ſehr übertreiben, daß man etwa ſchweige, damit er Fehler begehe, und ſoll nicht, des eigenen Vortheils halber, den fremden Schaden unheilbar machen.

6.

Seine Vollendung erreichen. Man wird nicht fertig geboren: mit jedem Tage vervollkommnet man ſich in ſeiner Perſon und ſeinem Beruf, bis man den Punkt ſeiner Vollendung erreicht, wo alle Fähigkeiten vollſtändig, alle vorzüglichen Eigenſchaften entwickelt ſind. Dies giebt ſich daran zu erkennen, daß der Geſchmack erhaben, das Denken geläutert, das Urtheil reif, und

der Wille rein geworden ist. Manche gelangen nie zur Vollendung, immer fehlt ihnen noch etwas: Andere kommen spät zur Reife. Der vollendete Mann, weise in seinen Reden, klug in seinem Thun, wird zum vertrauten Umgang der geschenten Leute zugelassen, ja gesucht.

7.

Sich vor dem Siege über Vorgesetzte hüten. Alles Uebertreffen ist verhaßt, aber seinen Herrn übertreffen, ist entweder ein dummer oder ein Schicksalsstreich. Stets war die Ueberlegenheit verabscheut; wie viel mehr die über die Ueberlegenheit selbst. Vorzüge niedriger Gattung wird der Behutsame verhehlen, wie etwa seine persönliche Schönheit durch Nachlässigkeit im Anzuge verleugnen. Es wird sich wohl treffen, daß Jemand an Glücksumständen, ja an Gemüthseigenschaften uns nachzustehen sich bequemt, aber an Verstand kein Einziger; wie viel weniger ein Fürst. Denn der Verstand ist eben die königliche Eigenschaft und deshalb jeder Angriff auf ihn ein Majestätsverbrechen. Fürsten sind sie, und wollen es in dem seyn, was am meisten auf sich hat. Sie mögen wohl, daß man ihnen hilft, jedoch nicht, daß man sie übertrifft: der ihnen ertheilte Rath sehe daher mehr aus wie eine Erinnerung an das was sie vergaßen, als wie ein ihnen aufgestecktes Licht zu dem was sie nicht finden konnten. Eine glückliche Anleitung zu dieser

Feinheit geben uns die Sterne, welche, obwohl hellglänzend und Kinder der Sonne, doch nie so verwegen sind, sich mit den Strahlen dieser zu messen.

8.

Leidenschaftslos seyn: eine Eigenschaft der höchsten Geistesgröße, deren Ueberlegenheit selbst sie loskauft vom Joche gemeiner äußerer Eindrücke. Keine höhere Herrschaft, als die über sich selbst und über seine Affecten: sie wird zum Triumph des freien Willens. Sollte aber jemals die Leidenschaft sich der Person bemächtigen; so darf sie doch nie sich an das Amt wagen, und um so weniger, je höher solches ist. Dies ist eine edle Art, sich Verdrießlichkeiten zu ersparen, ja sogar auf dem kürzesten Wege zu Ansehen zu gelangen.

9.

Nationalfehler verleugnen. Das Wasser nimmt die guten oder schlechten Eigenschaften der Schichten an, durch welche es läuft, und der Mensch die des Klimas, in welchem er geboren wird. Einige haben ihrem Vaterlande mehr zu verdanken als Andere, indem ein günstigerer Himmel sie umfieng. Es giebt keine Nation, selbst nicht unter den gebildetesten, welche davon frei wäre, irgend einen ihr eigenthümlichen Fehler zu haben, welchen die benachbarten zu tadeln nicht ermangeln, entweder um sich davor zu hüten, oder

sich damit zu trösten. Es ist eine rühmliche Geschicklichkeit, solche Makel seiner Nation an sich selbst zu bessern, oder wenigstens zu verbergen. Man erlangt dadurch den beifälligen Ruf, der Einzige unter den Seinigen zu seyn; und was am wenigsten erwartet wurde, wird am höchsten geschätzt. Ebenso giebt es Fehler der Familie, des Standes, Amtes und Alters: treffen alle diese in Einem Menschen zusammen, ohne daß die Aufmerksamkeit ihnen entgegenwirkte, so machen sie aus ihm ein unerträgliches Ungeheuer.

10.

Glück und Ruhm: so unbeständig jenes, so dauerhaft ist dieser; jenes für das Leben, dieser nachher: jenes gegen den Neid, dieser gegen die Vergessenheit. Glück wird gewünscht, bisweilen befördert; Ruhm wird erworben. Der Wunsch nach Ruhm entspringt aus dem Werthe. Die Fama war und ist noch die Schwester der Giganten: stets folgt sie dem Uebermäßigen, den Ungeheuern, oder den Wundern, dem Gegenstand des Abscheues oder des Beifalls.

11.

Mit dem umgehen, von dem man lernen kann. Der freundschaftliche Umgang sei eine Schule der Kenntnisse, und die Unterhaltung bildende Belehrung: aus seinen Freunden mache man Lehrer und lasse den

Nutzen des Lernens und das Vergnügen der Unterhaltung sich wechselseitig durchdringen. Mit Leuten von Einsicht hat man einen abwechselnden Genuß, indem man, für das was man sagt, Beifall und von dem was man hört, Nutzen einerntet. Was uns zu Andern führt, ist gewöhnlich unser eigenes Interesse: dies ist hier jedoch höherer Art. Der Aufmerksame besucht häufig die Häuser jener großartigen Hofleute, welche mehr Schauplätze der Größe als Paläste der Eitelkeit sind. Es giebt Herren, welche im Ruf der Weltklugheit stehen; nicht nur sind diese selbst, durch ihr Beispiel und ihren Umgang, Orakel aller Größe, sondern auch die sie umgebende Schaar bildet eine höfische Akademie guter und edler Klugheit jeder Art.

12.

Natur und Kunst: der Stoff und das Werk. Keine Schönheit besteht ohne Nachhülfe, und jede Vollkommenheit artet in Barbarei aus, wenn sie nicht von der Kunst erhöht wird: diese hilft dem Schlechten ab und vervollkommnet das Gute. Die Natur verläßt uns gemeinhin beim Besten: nehmen wir unsere Zuflucht zur Kunst. Ohne sie ist die beste natürliche Anlage ungebildet, und den Vollkommenheiten fehlt die Hälfte, wenn ihnen die Bildung fehlt. Jeder Mensch hat, ohne künstliche Bildung, etwas Rohes, und bedarf, in jeder Art von Vollkommenheit, der Politur.

13.

Bald aus zweiter, bald aus erster Absicht handeln. Ein Krieg ist das Leben des Menschen gegen die Bosheit des Menschen. Die Klugheit führt ihn, indem sie sich der Kriegslisten, hinsichtlich ihres Vorhabens, bedient. Nie thut sie das, was sie vorgiebt, sondern zielt nur, um zu täuschen. Mit Geschicklichkeit macht sie Luftstreiche; dann aber führt sie in der Wirklichkeit etwas Unerwartetes aus, stets darauf bedacht ihr Spiel zu verbergen. Eine Absicht läßt sie erblicken, um die Aufmerksamkeit des Gegners dahin zu ziehen, kehrt ihr aber gleich wieder den Rücken und siegt durch das, woran Keiner gedacht. Jedoch kommt ihr andererseits ein durchdringender Scharfsinn durch seine Aufmerksamkeit zuvor und belauert sie mit schlauer Ueberlegung: stets versteht er das Gegentheil von dem, was man ihm zu verstehen giebt, und erkennt sogleich jedes falsche Miene machen. Die erste Absicht läßt er immer vorübergehen, wartet auf die zweite, ja auf die dritte. Indem jetzt die Verstellung ihre Künste erkannt sieht, steigert sie sich noch höher und versucht nunmehr durch die Wahrheit selbst zu täuschen: sie ändert ihr Spiel, um ihre List zu ändern, und läßt das nicht Erkünstelte als erkünstelt erscheinen, indem sie so ihren Betrug auf die vollkommenste Aufrichtigkeit gründet. Aber die beobachtende Schlauheit ist auf ihrem Posten, strengt ihren Scharfblick an und entdeckt die in Licht gehüllte Finsterniß; sie entziffert jenes Vorhaben,

welches je aufrichtiger, desto trügerischer war. Auf solche Weise kämpft die Arglist des Pythen gegen den Glanz der durchdringenden Strahlen Apollo's.

14.

Die Sache und die Art. Das Wesentliche in den Dingen ist nicht ausreichend, auch die begleitenden Umstände sind erfordert. Eine schlechte Art verdirbt Alles, sogar Recht und Vernunft; die gute Art hingegen kann Alles ersetzen, vergoldet das Nein, versüßt die Wahrheit und schminkt das Alter selbst. Das Wie thut gar viel bei den Sachen: die artige Manier ist ein Taschendieb der Herzen. Ein schönes Benehmen ist der Schmuck des Lebens, und jeder angenehme Ausdruck hilft wundervoll von der Stelle.

15.

Aushelfende Geister haben. Es ist ein Glück der Mächtigen, daß sie Männer von ausgezeichneter Einsicht sich beigesellen können: diese entreißen sie jeder Gefahr der Unwissenheit, und müssen schwierige Streitfragen für sie erörtern. Es liegt eine besondere Größe darin, die Weisen in seinem Dienst zu haben, und solche übertrifft bei weitem den barbarischen Geschmack des Tigranes, der etwas darin suchte, gefangene Könige zu Dienern zu haben. Eine ganz neue Herrlichkeit ist es, und zwar im Besten des Lebens,

künſtlich die zu Dienern zu machen, welche die Natur hoch über uns geſtellt hat. Das Wiſſen iſt lang, das Leben kurz, und wer nichts weiß, der lebt auch nicht. Da iſt es denn ungemein geſchickt, ohne Mühe-aufwand zu ſtudiren, und zwar viel durch Viele, um durch ſie Alle gelehrt zu ſeyn. Da redet man nachher in der Verſammlung für Viele, indem aus Eines Munde ſo Viele reden, als man vorher zu Rathe gezogen hat: ſo erlangt man durch fremden Schweiß den Ruf eines Orakels. Jene aushelfenden Geiſter ſuchen zuvörderſt die Lection zuſammen und tiſchen ſie uns ſodann in Quinteſſenzen des Wiſſens auf. Wer nun aber es nicht dahin bringen kann, die Weiſen in ſeinem Dienſt zu haben, ziehe Nutzen von ihnen im Umgang.

16.

Einſicht mit redlicher Abſicht: zuſammen verbürgen ſie durchgängiges Gelingen. Ein widernatürliches Ungeheuer war ſtets ein guter Verſtand vereint mit einem böſen Willen. Die böswillige Abſicht iſt ein Gift aller Vollkommenheiten; vom Wiſſen unterſtützt verdirbt ſie auf eine feinere Weiſe. Unſelige Ueberlegenheit, die zur Verworfenheit verwendet wird! — Wiſſenſchaft ohne Verſtand iſt doppelte Narrheit.

17.

Abwechſelung in der Art zu verfahren: man verfahre nicht immer auf gleiche Weiſe, damit man die

Aufmerksamkeit, zumal die der Widersacher, verwirre: nicht stets aus der ersten Absicht; sonst werden jene diesen einförmigen Gang bald ausgelernt haben, und uns zuvorkommen, oder gar unser Thun vereiteln. Es ist leicht den Vogel im Fluge zu treffen, der ihn in grade fortgesetzter Richtung, nicht aber den, der ihn in gewundener nimmt. Aber auch aus der zweiten Absicht darf man nicht immer handeln; denn schon beim zweiten Male kennen die Gegner die List. Die Bosheit steht auf der Lauer, und großer Schlauheit bedarf es, sie zu täuschen. Nie spielt der Spieler die Karte aus, welche der Gegner erwartet, noch weniger die, welche er wünscht.

18.

Fleiß und Talent: ohne beide ist man nie ausgezeichnet, jedoch im höchsten Grade, wenn man sie in sich vereint. Mit dem Fleiße bringt ein mittelmäßiger Kopf es weiter, als ein überlegener ohne denselben. Die Arbeit ist der Preis, für den man den Ruhm erkauft: was wenig kostet, ist wenig werth. Sogar für die höchsten Aemter hat es Einigen nur an Fleiß gefehlt; nur selten ließ das Talent sie im Stich. Daß man lieber auf einem hohen Posten mittelmäßig, als auf einem niedrigen ausgezeichnet ist, hat die Entschuldigung eines hohen Sinnes für sich; hingegen daß man sich begnügt, auf dem untersten Posten mittelmäßig zu seyn, während man auf

dem obersten ausgezeichnet seyn könnte, hat sie nicht. Also sind Natur und Kunst erfordert, und der Fleiß drückt ihnen das Siegel auf.

19.

Nicht unter übermäßigen Erwartungen auftreten. Es ist das gewöhnliche Unglück alles sehr Gerühmten, daß es der übertriebenen Vorstellung, die man sich von ihm machte, nachmals nicht gleich kommen kann. Nie konnte das Wirkliche das Eingebildete erreichen: denn sich Vollkommenheiten denken, ist leicht; sie verwirklichen, sehr schwer. Die Einbildungskraft verbindet sich mit dem Wunsche und stellt sich daher stets viel mehr vor, als die Dinge sind. Wie groß nun auch die Vortrefflichkeiten seyn mögen, so reichen sie doch nicht hin, den vorgefaßten Begriff zu befriedigen: und da sie ihn unter der Täuschung seiner ausschweifenden Erwartung vorfinden; so werden sie eher seinen Irrthum zerstören, als Bewunderung erregen. Die Hoffnung ist eine große Verfälscherin der Wahrheit: die Klugheit weise sie zurecht, und sorge dafür, daß der Genuß die Erwartung übertreffe. Daß man beim Auftreten schon einigermaaßen die Meinung für sich habe, dient die Aufmerksamkeit zu erregen, ohne dem Gegenstand derselben Verpflichtungen aufzulegen. Viel besser ist es immer, wenn die Wirklichkeit die Erwartung übersteigt und mehr ist als man gedacht hatte. Diese Regel wird falsch beim Schlimmen:

enn da diesem die Uebertreibung zu statten kommt; so ieht man solche gern widerlegt, und dann gelangt as, was als ganz abscheulich gefürchtet wurde, noch ahin, erträglich zu scheinen.

20.

Der Mann seines Jahrhunderts. Die außerordent- ich seltenen Menschen hängen von der Zeit ab. Nicht lle haben die gefunden, deren sie würdig waren, und iele fanden sie zwar, konnten aber doch nicht dahin elangen, sie zu nutzen. Einige waren eines bessern ahrhunderts werth; denn nicht immer triumphirt edes Gute. Die Dinge haben ihre Periode und ogar die höchsten Eigenschaften sind der Mode unter- worfen. Der Weise hat jedoch einen Vortheil, den, aß er unsterblich ist; ist dieses nicht sein Jahrhun- ert, so werden viele andere es seyn.

21.

Die Kunst Glück zu haben. Es giebt Regeln für as Glück; denn für den Klugen ist nicht alles Zu- all. Die Bemühung kann dem Glücke nachhelfen. Einige begnügen sich damit, sich wohlgemuth an das Thor der Glücksgöttin zu stellen und zu erwarten, aß sie öffne. Andere, schon besser, streben vor- wärts und machen ihre kluge Kühnheit geltend, damit ie, auf den Flügeln ihres Werthes und ihrer Tapfer-

keit, die Göttin erreichen und ihre Gunst gewinnen mögen. Jedoch, richtig philosophirt, giebt es keinen andern Weg als den der Tugend und Umsicht; indem Jeder gerade so viel Glück und so viel Unglück hat, als Klugheit oder Unklugheit.

22.

Ein Mann von vollkommenen Kenntnissen. Gescheute Leute sind mit einer eleganten und geschmackvollen Belesenheit ausgerüstet, haben ein zeitgemäßes Wissen von Allem, was an der Tagesordnung ist, jedoch mehr auf eine gelehrte als auf eine gemeine Weise: sie halten sich einen geistreichen Vorrath witziger Reden und edler Thaten, von welchem sie zu rechter Zeit Gebrauch zu machen verstehen. Oft war ein guter Rath besser angebracht in der Form eines Witzwortes, als in der der ernstesten Belehrung; und gangbares Wissen hat Manchem mehr geholfen als alle sieben Künste, so frei sie auch seyn mögen.

23.

Ohne Makel seyn: die unerläßliche Bedingung der Vollkommenheit. Es giebt Wenige, die ohne irgend ein Gebrechen wären, wie im Physischen, so im Moralischen: und sie lieben solches innig, da sie doch leicht es heilen könnten. Mit Bedauern sieht die fremde Klugheit, wie oft einem ganzen Verein erhabener Fähigkeiten ein kleiner Fehler sich keck angehängt hat;

und Eine Wolke ist hinreichend, die ganze Sonne zu verdunkeln. Dergleichen sind Flecken unsers Ansehens, welche das Mißwollen sogleich herausfindet, und immer wieder darauf zurückkommt. Die größte Geschicklichkeit wäre, sie in Zierden zu verwandeln, in der Art, wie Cäsar sein physisches Gebrechen mit dem Lorbeer zu bedecken wußte.

24.

Die Einbildungskraft zügeln, indem man bald sie zurechtweist, bald ihr nachhilft: denn sie vermag Alles über unser Glück, und sogar unser Verstand erhält Berichtigung von ihr. Sie kann eine tyrannische Gewalt erlangen und begnügt sich nicht mit müßiger Beschauung, sondern wird thätig, bemächtigt sich sogar oft unsers ganzen Daseyns, welches sie mit Lust oder Traurigkeit erfüllt, je nachdem die Thorheit ist, auf die sie verfiel: denn sie macht uns mit uns selbst zufrieden oder unzufrieden, spiegelt Einigen beständige Leiden vor und wird der häusliche Henker dieser Thoren: Andern zeigt sie nichts als Seeligkeiten und Glücksfälle, unter lustigem Schwindeln des Kopfs. Alles dieses vermag sie, wenn nicht die vernünftige Obhut unserer selbst ihr den Zaum anlegt.

25.

Winke zu verstehen wissen. Einst war es die Kunst aller Künste, reden zu können: jetzt reicht das nicht

aus; errathen muß man können, vorzüglich wo es auf Zerstörung unserer Täuschung abgesehen ist. Der kann nicht sehr verständig seyn, der nicht leicht versteht. Es giebt hingegen auch Schatzgräber der Herzen und Luchse der Absichten. Gerade die Wahrheiten, an welchen uns am meisten gelegen, werden stets nur halb ausgesprochen; allein der Aufmerksame fasse sie im vollen Verstande auf. Bei allem Erwünschten ziehe er seinen Glauben am Zügel zurück, aber gebe ihm den Spern bei allem Verhaßten.

26.

Die Daumschraube eines Jeden finden. Dies ist die Kunst, den Willen Anderer in Bewegung zu setzen. Es gehört mehr Geschick als Festigkeit dazu. Man muß wissen, wo einem Jeden beizukommen sei. Es giebt keinen Willen, der nicht einen eigenthümlichen Hang hätte, welcher nach der Mannigfaltigkeit des Geschmacks verschieden ist. Alle sind Götzendiener, Einige der Ehre, Andere des Interesses, die Meisten des Vergnügens. Der Kunstgriff besteht darin, daß man diesen Götzen eines Jeden kenne, um mittelst desselben ihn zu bestimmen. Weiß man, welches für Jeden der wirksame Anstoß sei, so ist es als hätte man den Schlüssel zu seinem Willen. Man muß nun auf die allererste Springfeder, oder das primum mobile in ihm, zurückgehen, welches aber nicht etwa das Höchste seiner Natur, sondern meistens das Niedrigste ist:

denn es giebt mehr schlecht als wohlgeordnete Gemüther in der Welt. Jetzt muß man zuvörderst sein Gemüth bearbeiten, dann ihm durch ein Wort den Anstoß geben, endlich mit seiner Lieblingsneigung den Hauptangriff machen: so wird unfehlbar sein freier Wille schachmatt.

27.

Das Intensive höher als das Extensive schätzen. Die Vollkommenheit besteht nicht in der Quantität, sondern in der Qualität. Alles Vortreffliche ist stets wenig und selten: die Menge und Masse einer Sache macht sie gering geschätzt. Sogar unter den Menschen sind die Riesen meistens die eigentlichen Zwerge. Einige schätzen die Bücher nach ihrer Dicke; als ob sie geschrieben wären, die Arme, nicht die Köpfe daran zu üben. Das Extensive allein führt nie über die Mittelmäßigkeit hinaus, und es ist das Leiden der universellen Köpfe, daß sie, um in allem zu Hause zu seyn, er nirgends sind. Hingegen ist es das Intensive, woraus die Vortrefflichkeit entspringt, und zwar eine heroische, wenn in erhabener Gattung.

28.

In nichts gemein: Erstlich, nicht im Geschmack. O des großen Weisen, den es niederschlug, daß seine

Sache der Menge gefiel!*) Gemeiner Beifall in Fülle giebt dem Verständigen kein Genügen. Dagegen sind Manche solche Chamäleone der Popularität, daß sie ihren Genuß nicht in den sanften Anhauch Apollo's, sondern in den Athem des großen Haufens setzen. — Zweitens, nicht im Verstande: man finde kein Genügen an den Wundern des Pöbels, dessen Unwissenheit ihn nicht über das Erstaunen hinauskommen läßt: während die allgemeine Dummheit bewundert, deckt der Verstand des Einzelnen den Trug auf.

29.

Ein rechtschaffener Mann seyn: stets steht dieser auf der Seite der Wahrheit, mit solcher Festigkeit des Vorsatzes, daß weder die Leidenschaft des großen Haufens, noch die Gewalt des Despoten ihn jemals dahin bringen, die Gränze des Rechts zu übertreten. Allein wer ist dieser Phönix der Gerechtigkeit? Wohl wenige ächte Anhänger hat die Rechtschaffenheit. Zwar rühmen sie Viele, jedoch nicht für ihr Haus. Andere folgen ihr bis zum Punkt der Gefahr: dann aber verleugnen sie die Falschen, verhehlen sie die Politischen. Denn sie kennt keine Rücksicht, sei es, daß sie mit der Freundschaft, mit der Macht, oder mit dem eigenen Interesse sich feindlich begegnete: hier nun liegt die

*) Ein griechischer Redner fragte, als das Volk ihm Beifall zurief, betroffen seine Freunde: „Habe ich etwas Verkehrtes gesagt?"

Gefahr abtrünnig zu werden. Jetzt abstrahiren, mit scheinbarer Metaphysik, die Schlauen von ihr, um nicht der Absicht der Höheren oder der Staatsraisen in den Weg zu treten. Jedoch der beharrliche Mann hält jede Verstellung für eine Art Verrath: er setzt seinen Werth mehr in seine unerschütterliche Festigkeit, als in seine Klugheit. Stets ist er zu finden, wo die Wahrheit zu finden ist: und fällt er von einer Partei ab: so ist es nicht aus Wankelmuth von seiner, sondern von ihrer Seite, indem sie zuvor von der Sache der Wahrheit abgefallen war.

30.

Sich nicht zu Beschäftigungen bekennen, die in schlechtem Ansehen stehen, noch weniger zu Schimären, wodurch man sich eher in Verachtung, als in Ansehen bringt. Es giebt mancherlei grillenhafte Sekten, von welchen allen der kluge Mann sich fern hält. Aber es giebt Leute von wunderlichem Geschmack, welche immer nach dem greifen, was die Weisen verworfen haben, und dann in diesen Seltsamkeiten sich gar sehr gefallen. Dadurch werden sie zwar allgemein bekannt, doch mehr als Gegenstand des Lachens, als des Ruhms. Sogar zur Weisheit wird der umsichtige Mann sich nicht auf eine hervorstechende Weise bekennen, viel weniger zu Dingen, welche ihre Anhänger lächerlich machen. Sie werden hier nicht aufgezählt, weil die allgemeine Verachtung sie genugsam bezeichnet hat.

31.

Die Glücklichen und Unglücklichen kennen, um sich zu jenen zu halten und diese zu fliehen. Das Unglück ist meistentheils Strafe der Thorheit, und für die Theilnahme ist keine Krankheit ansteckender. Man darf nie dem kleineren Uebel die Thür öffnen: denn hinter ihm werden sich stets viele andere und größere einschleichen. Die feinste Kunst im Spiel besteht im richtigen Ekartiren: und die kleinste Karte der Farbe, die jetzt Trumpf ist, ist wichtiger als die größte derjenigen, die es vorher war. Ist man zweifelhaft, so ist das Gescheuteste, sich zu den Klugen und Vorsichtigen zu halten, da diese früh oder spät das Glück einholen.

32.

Im Rufe der Gefälligkeit stehen. Das Ansehen derer, die am Staatsruder stehen, gewinnt sehr dadurch, daß sie willfährig sind, und die Huld ist eine Eigenschaft der Herrscher, durch welche sie die allgemeine Gunst erlangen. Dies ist ja eben der einzige Vorzug, den die höchste Macht giebt, daß man mehr Gutes thun kann als alle Andern. Freunde sind die, welche Freundschaft erweisen. Dagegen giebt es Andere, welche sich drauf legen, ungefällig zu seyn, nicht so sehr wegen des Beschwerlichen, als aus Tücke: sie sind ganz und gar das Gegentheil der göttlichen Milde.

33.

Sich zu entziehen wissen. Wenn eine große Lebensregel die ist, daß man zu verweigern verstehe; so folgt, daß es eine noch wichtigere ist, daß man sich selbst, sowohl den Geschäften als den Personen, zu verweigern wisse. Es giebt fremdartige Beschäftigungen, welche die Metten der kostbaren Zeit sind. Sich mit etwas Ungehörigem beschäftigen, ist schlimmer als Nichtsthun. Für den Umsichtigen ist es nicht hinreichend, daß er nicht zudringlich sei, sondern er muß auch dafür sorgen, daß Andere sich ihm nicht aufdringen. So sehr darf man nicht Allen angehören, daß man nicht mehr sich selber angehörte. Ebenso darf man auch seinerseits nicht seine Freunde mißbrauchen, und nicht mehr von ihnen verlangen, als sie eingeräumt haben. Jedes Uebermaaß ist fehlerhaft, aber am meisten im Umgang. Mit dieser klugen Mäßigung wird man sich am besten die Gunst und Werthschätzung Aller erhalten, weil alsdann der so kostbare Anstand nicht allmälig bei Seite gesetzt wird. Man erhalte sich also die Freiheit seiner Sinnesart, liebe innig das Auserlesene jeder Gattung, und thue nie der Aufrichtigkeit seines guten Geschmackes Gewalt an.

34.

Seine vorherrschende Fähigkeit kennen, sein hervorstechendes Talent: sodann dieses ausbilden und den

übrigen nachhelfen. Jeder wäre in irgend etwas ausgezeichnet geworden, hätte er seinen Vorzug gekannt. Man beobachte also seine überwiegende Eigenschaft und verwende auf diese allen Fleiß. Bei Einigen ist der Verstand, bei Andern die Tapferkeit vorherrschend. Die Meisten thun aber ihren Naturgaben Gewalt an, und bringen es deshalb in nichts zur Ueberlegenheit. Das, was anfangs der Leidenschaft schmeichelte, wird von der Zeit zu spät als Irrthum aufgedeckt.

35.

Nachdenken, und am meisten über das, woran am meisten gelegen. Weil sie nicht denken, gehen alle Dummköpfe zu Grunde: sie sehen in den Dingen nie auch nur die Hälfte von dem, was da ist; und da sie sich so wenig anstrengen, daß sie nicht einmal ihren eigenen Schaden oder Vortheil begreifen, legen sie großen Werth auf das, woran wenig, und geringen auf das, woran viel gelegen, stets verkehrt abwägend. Viele verlieren den Verstand deshalb nicht, weil sie keinen haben. Es giebt Sachen, die man mit der ganzen Anstrengung seines Geistes untersuchen und nachher in der Tiefe desselben aufbewahren soll. Der Kluge denkt über Alles nach, wiewohl mit Unterschied: er vertieft sich da, wo er Grund und Widerstand findet, und denkt bisweilen, daß noch mehr da ist, als er denkt: dergestalt reicht sein Nachdenken eben so weit als seine Besorgniß.

36.

Sein Glück erwogen haben; um zu handeln, um sich einzulassen. Daran ist mehr gelegen, als an der Beobachtung seines Temperaments. Ist aber der ein Thor, welcher im vierzigsten Jahre sich an den Hippokrates, seiner Gesundheit halber, wendet, so ist es der noch mehr, welcher dann erst an den Seneka, der Weisheit wegen. Es ist eine große Kunst, sein Glück zu leiten zu wissen, indem man bald es abwartet, denn auch mit Warten ist bei ihm etwas auszurichten, bald es zur rechten Zeit benutzt, da es Perioden hält und Gelegenheiten darbietet; obwohl man ihm seinen Gang nicht ablernen kann, so regellos sind seine Schritte. Wer es günstig befunden hat, schreite keck vorwärts; denn es liebt die Kühnen leidenschaftlich, und, als schönes Weib, auch die Jünglinge. Wer aber Unglück hat, thue nichts mehr; sondern ziehe sich zurück, damit er nicht zu dem Unstern, der schon über ihm steht, einen zweiten heranrufe.

37.

Stichelreden kennen und anzuwenden verstehen. Dies ist der Punkt der größten Feinheit im menschlichen Umgang. Solche Stichelreden werden oft hingeworfen, um die Gemüther zu prüfen, und mittelst ihrer stellt man die versteckteste und zugleich eindringlichste Untersuchung des Herzens an. Eine andere Art derselben

sind die boshaften, verwegenen, vom Gift des Neides angesteckten, oder mit dem Geifer der Leidenschaft getränkten: diese sind oft unvorhergesehene Blitze, durch welche man aus aller Gunst und Hochachtung mit Einem Male herabgeschleudert wird: von einem leichten Wörtchen dieser Art getroffen, sind Manche aus dem engsten Vertrauen der höchsten oder geringerer Personen herabgestürzt, denen doch auch nur den mindesten Schreck zu erregen, eine vollständige Verschwörung zwischen der Unzufriedenheit der Menge und der Bosheit der Einzelnen, unvermögend gewesen war. Wieder eine andere Art von Stichelreden wirkt im entgegengesetzten Sinne, indem sie unser Ansehen stützt und befestigt. Allein mit derselben Geschicklichkeit, mit welcher die Absichtlichkeit sie schleudert, muß die Verkehr sie empfangen, ja die Umsicht sie schon zum voraus erwarten. Denn hier beruht die Abwehr auf der Kenntniß des Uebels, und der verhergesehene Schuß verfehlt jedesmal sein Ziel.

38.

Vom Glücke beim Gewinnen scheiden: so machen es alle Spieler von Ruf. Ein schöner Rückzug ist eben so viel werth, als ein kühner Angriff. Man bringe seine Thaten, wann ihrer genug, wann ihrer viele sind, in Sicherheit. Ein lange anhaltendes Glück ist allemal verdächtig: das unterbrochene ist sicherer und das Süßsaure desselben sogar dem Geschmack

angenehmer. Je mehr ſich Glück auf Glück häuft, deſto mehr Gefahr laufen ſie auszugleiten und alle miteinander niederzuſtürzen. Die Höhe der Gunſt des Glücks wird oft durch die Kürze ihrer Dauer aufgewogen: denn das Glück wird es müde, Einen ſo lange auf den Schultern zu tragen.

39.

Den Punkt der Reife an den Dingen kennen, um ſie dann zu genießen. Die Werke der Natur gelangen alle zu einem Gipfel der Vollkommenheit: bis dahin nahmen ſie zu, von dem an ab: unter denen der Kunſt hingegen ſind nur wenige, die dahin gebracht wären, daß ſie keiner Verbeſſerung mehr fähig ſind. Es iſt ein Vorzug des guten Geſchmacks, daß er jede Sache auf dem Punkte ihrer Vollendung genießt: Alle können dies nicht, und die es könnten, verſtehen es nicht. Sogar für die Früchte des Geiſtes giebt es einen ſolchen Punkt der Reife: es iſt wichtig, ihn zu kennen, hinſichtlich der Schätzung ſowohl, als der Ausübung.

40.

Gunſt bei den Leuten. Die allgemeine Bewunderung zu erlangen, iſt viel; mehr jedoch, die allgemeine Liebe. In etwas hängt es von der Gunſt der Natur, aber mehr von der Bemühung ab: jene legt den

Grund, dieſe führt es aus. Ausgezeichnete Fähigkeiten reichen nicht hin, obwohl ſie vorausgeſetzt werden: denn hat man einmal die Meinung gewonnen, ſo iſt es leicht, auch die Zuneigung zu gewinnen. Sodann erwirbt man Wohlwollen nicht ohne Wohlthun: Gutes gethan, mit beiden Händen, ſchöne Worte, noch beſſere Thaten, lieben, um geliebt zu werden. Die Höflichkeit iſt die größte politiſche Zauberei der Großen. Erſt ſtrecke man ſeine Hand zu Thaten aus, und ſodann nach den Federn; vom Stichblatt nach dem Geſchichtsblatt: denn es gibt auch eine Gunſt der Schriftſteller, und ſie iſt unſterblich.

41.

Nie übertreiben. Es ſei ein wichtiger Gegenſtand unſerer Aufmerkſamkeit, nicht in Superlativen zu reden; theils um nicht der Wahrheit zu nahe zu treten, theils um nicht unſern Verſtand herabzuſetzen. Die Uebertreibungen ſind Verſchwendungen der Hochſchätzung, und zeugen von der Beſchränktheit unſerer Kenntniſſe und unſers Geſchmacks. Das Lob erweckt lebhafte Neugierde, reizt das Begehren, und wann nun nachher, wie es ſich gemeiniglich trifft, der Werth dem Preiſe nicht entſpricht, ſo wendet die getäuſchte Erwartung ſich gegen den Betrug, und rächt ſich durch Geringſchätzung des Gerühmten und des Rühmers. Daher gehe der Kluge zurückhaltend zu Werke und fehle lieber durch das Zuwenig als durch das Zuviel.

Die ganz außerordentlichen Dinge jeder Art sind selten; also mäßige man seine Werthschätzung. Die Uebertreibung ist der Lüge verwandt, und durch dieselbe kommt man um den Ruf des guten Geschmacks, welches viel, und um den der Verständigkeit, welches mehr ist.

42.

Von angeborener Herrschaft. Sie ist die geheim wirkende Kraft der Ueberlegenheit. Nicht aus einer widerlichen Künstelei darf sie hervorgehen, sondern aus einer gebietenden Natur. Alle unterwerfen sich ihr, ohne zu wissen wie, indem sie die verborgene Macht natürlicher Autorität anerkennen. Diese gebietenden Geister sind Könige durch ihren Werth, und Löwen, kraft angeborenen Vorrechts. Durch die Hochachtung, die sie einflößen, nehmen sie Herz und Verstand der Uebrigen gefangen. Sind solchen nun auch die andern Fähigkeiten günstig, so sind sie geboren, die ersten Hebel der Staatsmaschine zu seyn; denn sie wirken mehr durch eine Miene, als Andere durch eine lange Rede.

43.

Denken wie die Wenigsten und reden wie die Meisten. Gegen den Strom schwimmen wollen, vermag keineswegs den Irrthum zu zerstören, sehr wohl aber, in Gefahr zu bringen. Nur ein Sokrates konnte es unternehmen. Von Anderer Meinung abweichen, wird

für Beleidigung gehalten; denn es ist ein Verdammen des fremden Urtheils. Bald mehren sich die darob Verdrießlichen, theils wegen des getadelten Gegenstandes, theils wegen dessen, der ihn gelobt hatte. Die Wahrheit ist für Wenige, der Trug so allgemein wie gemein. Den Weisen wird man nicht an dem erkennen, was er auf dem Marktplatz redet: denn dort spricht er nicht mit seiner Stimme, sondern mit der der allgemeinen Thorheit, so sehr auch sein Inneres sie verleugnen mag. Der Kluge vermeidet eben so sehr, daß man ihm, als daß er Andern widerspreche: so bereit er zum Tadel ist, so zurückhaltend in der Aeußerung desselben. Das Denken ist frei, ihm kann und darf keine Gewalt geschehen. Daher zieht der Kluge sich zurück in das Heiligthum seines Schweigens: und läßt er ja sich bisweilen aus; so ist es im engen Kreise Weniger und Verständiger.

44.

Mit großen Männern sympathisiren. Es ist eine Eigenschaft der Heroen, mit Heroen übereinzustimmen. Hierin liegt ein Wunder der Natur, sowohl wegen des Geheimnißvollen darin, als auch wegen des Nützlichen. Es giebt eine Verwandtschaft der Herzen und Gemüthsarten: ihre Wirkungen sind solche, wie die Unwissenheit des großen Haufens sie Zaubertränken zuschreibt. Sie bleibt nicht bei der Hochachtung stehen, sondern geht bis zum Wohlwollen, ja bis zur Zuneigung.

Sie überredet ohne Worte und erlangt ohne Verdienst. Es giebt eine active und eine passive: beide sind heilbringend, und um so mehr, in je erhabenerer Gattung. Es ist eine große Geschicklichkeit, sie zu erkennen, zu unterscheiden und sie zu nutzen zu verstehen. Denn kein Eigensinn kann ohne diese geheime Gunst zum Zwecke führen.

45.

Von der Schlauheit Gebrauch, nicht Mißbrauch machen. Man soll sich nicht in ihr gefallen, noch weniger sie zu verstehen geben. Alles Künstliche muß verdeckt bleiben, weil es verdächtig ist, besonders aber, wenn es Vorsichtsmaaßregeln betrifft; denn da ist es verhaßt. Der Betrug ist stark im Gebrauch; daher verdoppele sich der Verdacht, ohne jedoch sich zu erkennen zu geben; weil er sonst Mißtrauen erregt, sehr kränkt, zur Rache auffordert und Schlechtigkeiten erweckt, an welche vorher Keiner gedacht hatte. Mit Ueberlegung zu Werke gehen, ist ein mächtiger Vortheil beim Handeln, und es giebt keinen sicherern Beweis von Vernunft. Die größte Vollkommenheit der Handlungen stützt sich auf die sichere Meisterschaft, mit der man sie ausführt.

46.

Seine Antipathie bemeistern. Oft verabscheuen wir aus freien Stücken, und sogar ehe wir die Eigenschaften

der betreffenden Person kennen gelernt haben: bisweilen wagt dieser angeborene, pöbelhafte Widerwille sich selbst gegen die ausgezeichnetesten Männer zu regen. Die Klugheit werde Herr über ihn: denn nichts kann eine schlechtere Meinung von uns erregen, als daß wir die verabscheuen, welche mehr werth sind als wir. So sehr als die Sympathie mit großen Männern zu unserm Vortheil spricht, setzt die Antipathie gegen dieselben uns herab.

47.

Ehrensachen meiden. Einer der wichtigsten Gegenstände der Vorsicht. In Leuten von umfassendem Geiste liegen stets die Extreme sehr weit von einander entfernt, so daß ein langer Weg vom einen zum andern ist: sie selbst aber halten sich immer im Mittelpunkt ihrer Klugheit, daher sie es nicht leicht zum Bruche kommen lassen. Denn es ist viel leichter einer Gelegenheit dieser Art auszuweichen, als mit Glück aus derselben herauszukommen. Dergleichen sind Versuchungen unserer Klugheit, und es ist sicherer sie zu fliehen, als in ihnen zu siegen. Eine Ehrensache führt eine andere und schlimmere herbei, und dabei kann die Ehre leicht sehr zu Schaden kommen. Es giebt Leute, die, vermöge ihres eigenthümlichen oder ihres Nationalcharakters, leicht Gelegenheit nehmen und geben, und geneigt sind Verpflichtungen dieser Art einzugehen. Hingegen bei dem, der am Lichte der Vernunft wandelt, bedarf die Sache längerer Ueberlegung.

Er ſieht mehr Muth darin, ſich nicht einzulaſſen, als zu ſiegen; und wenn auch etwa ein allezeit bereitwilliger Narr da iſt, ſo bittet er zu entſchuldigen, daß er nicht Luſt hat, der andere zu ſeyn.

48.

Gründlichkeit und Tiefe: nur ſo weit man dieſe hat, kann man mit Ehren eine Rolle ſpielen. Stets muß das Innere noch einmal ſoviel ſeyn als das Aeußere. Dagegen giebt es Leute von bloßer Façade, wie Häuſer, die, weil die Mittel fehlten, nicht ausgebaut ſind und den Eingang eines Palaſtes, den Wohnraum einer Hütte haben. An ſolchen iſt gar nichts, wobei man lange weilen könnte, obwohl ſie langweilig genug ſind; denn, ſind die erſten Begrüßungen zu Ende, ſo iſt es auch die Unterhaltung. Mit den vorläufigen Höflichkeitsbezeugungen treten ſie wohlgemuth auf, wie ſicilianiſche Pferde, aber gleich darauf verſinken ſie in Stillſchweigen: denn die Worte verſiegen bald, wo keine Quelle von Gedanken fließt. Andere, die ſelbſt einen oberflächlichen Blick haben, werden leicht von dieſen getäuſcht; aber nicht ſo die Schlauen: dieſe gehen aufs Innere und finden es leer, bloß zum Spotte geſcheuter Leute tauglich.

49.

Scharfblick und Urtheil. Wer hiemit begabt iſt, bemeiſtert ſich der Dinge, nicht ſie ſeiner: die größte

Tiefe weiß er zu ergründen und die Fähigkeiten eines Kopfes auf das vollkommenſte anatomiſch zu zerlegen. Indem er einen Menſchen ſieht, verſteht er ihn und beurtheilt ſein innerſtes Weſen. Er macht ſeine Beobachtungen und verſteht meiſterhaft das verborgenſte Innere zu entziffern. Er bemerkt ſcharf, begreift gründlich und urtheilt richtig: Alles entdeckt, ſieht, faßt und verſteht er.

50.

Nie ſehe man die Achtung gegen ſich ſelbſt aus den Augen, und mache ſich nicht mit ſich ſelbſt gemein. Unſere eigene Makelloſigkeit muß die Richtſchnur für unſern untadelhaften Wandel ſeyn, und die Strenge unſers eigenen Urtheils muß mehr über uns vermögen, als alle äußern Vorſchriften. Das Ungeziemende unterlaſſe man mehr aus Scheu vor ſeiner eigenen Einſicht, als aus der vor der strengſten fremden Autorität. Man gelange dahin, ſich ſelbſt zu fürchten; ſo wird man nicht Seneka's imaginären Hofmeiſter nöthig haben.

51.

Zu wählen wiſſen. Das Meiſte im Leben hängt davon ab. Es erfordert guten Geſchmack und richtiges Urtheil: denn weder Gelehrſamkeit noch Verſtand reichen aus. Ohne Wahl iſt keine Vollkommenheit:

jene ſchließt in ſich, daß man wählen könne, und das Beſte. Viele, von fruchtbarem und gewandtem Geiſt, ſcharfem Verſtande, Gelehrſamkeit und Umſicht, wenn ſie zum Wählen kommen, gehen dennoch zu Grunde: ſie ergreifen allemal das Schlechteſte, als ob ſie es darauf anlegten, irre zu gehen. Alſo iſt dieſes eine der größten Gaben von Oben.

52.

Nie aus der Faſſung gerathen. Ein großer Punkt der Klugheit, nie ſich zu entrüſten. Es zeigt einen ganzen Mann, von großem Herzen an: denn alles Große iſt ſchwer zu bewegen. Die Affekten ſind die krankhaften Säfte der Seele, und an jedem Uebermaaße derſelben erkrankt die Klugheit: ſteigt gar das Uebel bis zum Munde hinaus, ſo läuft die Ehre Gefahr. Man ſei daher ſo ganz Herr über ſich und ſo groß, daß weder im größten Glück, noch im größten Unglück, man die Blöße einer Entrüſtung gebe, vielmehr, als über jene erhaben, Bewunderung gebiete.

53.

Thätigkeit und Verſtand. Was dieſer ausführlich durchdacht hat, führt jene raſch aus. Eilfertigkeit iſt eine Eigenſchaft der Dummköpfe: weil ſie den Punkt des Anſtoßes nicht gewahr werden, gehen ſie ohne

Vorkehr zu Werke. Dagegen pflegen die Weisen eher durch Zurückhaltung zu fehlen: denn das Vorhersehen gebiert Vorkehrungen, und so vereitelt Mangel an Thatkraft bisweilen die Früchte des richtigen Urtheils. Schnelligkeit ist die Mutter des Glücks. Wer nichts auf Morgen ließ, hat viel gethan. Eile mit Weile, war ein recht kaiserlicher Wahlspruch.

54.

Haare auf den Zähnen haben. Den todten Löwen zupfen sogar die Haasen an der Mähne. Mit der Tapferkeit läßt sich nicht Scherz treiben. Giebst du dem Ersten nach, so mußt du es auch dem Andern, und so bis zum Letzten; und spät zu siegen, hast du die selbe Mühe, die dir gleich anfangs viel mehr genutzt hätte. Der geistige Muth übertrifft die körperliche Kraft: er sei ein Schwerdt, das stets in der Scheide der Klugheit ruht, für die Gelegenheit bereit. Er ist der Schirm der Person: die geistige Schwäche setzt mehr herab als die körperliche. Viele hatten außerordentliche Fähigkeiten, aber weil es ihnen an Herz fehlte, lebten sie wie Todte und endigten begraben in ihrer Unthätigkeit. Nicht ohne Absicht hat die sorgsame Natur, in der Biene, die Süße des Honigs mit der Schärfe des Stachels verbunden. Sehnen und Knochen hat der Leib; so sei der Geist auch nicht lauter Sanftmuth.

55.

Warten können. Es beweist ein großes Herz mit Reichthum an Geduld, wenn man nie in eiliger Hitze, nie leidenschaftlich ist. Erst sei man Herr über sich; so wird man es nachher über Andere seyn. Nur durch die weiten Räume der Zeit gelangt man zum Mittelpunkte der Gelegenheit. Weise Zurückhaltung bringt die richtigen, lange geheim zu haltenden Beschlüsse zur Reife. Die Krücke der Zeit richtet mehr aus als die eiserne Keule des Hercules. Gott selbst züchtigt nicht mit dem Knittel, sondern mit der Zeit. Es war ein großes Wort: „die Zeit und ich nehmen es mit zwei Andern auf.“ *) Das Glück selbst krönt das Warten durch die Größe des Lohns.

56.

Geistesgegenwart haben. Sie entspringt aus einer glücklichen Schnelligkeit des Geistes. Für sie giebt es keine Gefahren noch Unfälle, kraft ihrer Lebendigkeit und Aufgewecktheit. Manche denken viel nach, um nachher Alles zu verfehlen: Andere treffen Alles, ohne es vorher überlegt zu haben. Es giebt antiparastatische Genies, die erst in der Klemme am besten wirken: sie sind eine Art Ungeheuer, denen aus dem Stegreif Alles, mit Ueberlegung Nichts gelingt: was

*) Dies soll Philipp II. gesagt haben.

ihnen nicht gleich einfällt, finden sie nie: in ihrem Kopfe ist kein Appellationshof. Die Raschen also erlangen Beifall, weil sie den Beweis einer gewaltigen Fähigkeit, Feinheit im Denken und Klugheit im Thun ablegen.

57.

Sicherer sind die Ueberlegten: schnell genug geschieht was gut geschieht. Was sich auf der Stelle macht, kann auch auf der Stelle wieder zunichte werden: aber was eine Ewigkeit dauern soll, braucht auch eine, um zu Stande zu kommen. Nur die Vollkommenheit gilt, und nur das Gelungene hat Dauer. Verstand und Gründlichkeit schaffen unsterbliche Werke. Was viel werth ist, kostet viel. Ist doch das edelste Metall das schwerste.

58.

Sich anzupassen verstehen. Nicht Allen soll man auf gleiche Weise seinen Verstand zeigen, und nie mehr Kraft verwenden, als gerade nöthig ist. Nichts werde verschleudert, weder vom Wissen, noch vom Leisten. Der gescheute Falkonier läßt nicht mehr Vögel steigen, als die Jagd erfordert. Man lege nicht immer Alles zur Schau, sonst wird es morgen Keiner mehr bewundern. Immer habe man etwas Neues, damit zu glänzen: denn wer jeden Tag mehr aufdeckt, unterhält die Erwartung, und nie werden die Gränzen seiner großen Fähigkeiten aufgefunden.

59.

Das Ende bedenken. Wenn man in das Haus des Glücks durch die Pforte des Jubels eintritt; so wird man durch die des Wehklagens wieder heraustreten; und umgekehrt. Daher soll man auf das Ende bedacht seyn, und seine Sorgfalt mehr auf ein glückliches Abgehen, als auf den Beifall beim Auftreten richten. Es ist das gewöhnliche Loos der Unglückskinder, einen gar fröhlichen Anfang, aber ein sehr tragisches Ende zu erleben. Das so gemeine Beifallsklatschen beim Auftreten ist nicht die Hauptsache, Allen wird es zu Theil; sondern das allgemeine Gefühl, das sich bei unserm Abtreten äußert. Denn die Zurückgewünschten sind selten, Wenige geleitet das Glück bis an die Schwelle: so höflich es gegen die Ankommenden zu seyn pflegt, so schnöde gegen die Abgehenden.

60.

Gesundes Urtheil. Einige werden klug geboren: mit diesem Vortheil der angeborenen großen Obhut ihrer selbst treten sie an die Studien, und so ist ihnen die Hälfte des Weges zum Gelingen vorausgegeben: wann nun Alter und Erfahrung ihre Vernunft völlig zur Reife gebracht haben; so gelangen sie zu einem vollgültigen und richtigen Urtheil. Sie verabscheuen eigensinnige Grillen jeder Art, als Verführerinnen der Klugheit, zumal in Staatsangelegenheiten, welche,

wegen ihrer hohen Wichtigkeit, vollkommene Sicherheit erfordern. Solche Leute verdienen am Staatsruder zu ſtehen, ſei es zur Lenkung, oder zum Rath.

61.

Das Höchſte, in der höchſten Gattung: ein gar einziger Vorzug, bei der Menge und Verſchiedenheit der Vollkommenheiten. Es kann keinen großen Mann geben, der nicht in irgend etwas alle Andern überträfe. Mittelmäßigkeiten ſind kein Gegenſtand der Bewunderung. Die höchſte Trefflichkeit in einem hervorſtechenden Berufe kann allein uns aus der Menge der Gewöhnlichen herausheben und unter die Zahl der Seltenen verſetzen. Ausgezeichnet ſeyn in einem geringen Berufe, heißt Etwas ſeyn, in dem, was wenig iſt: was es am Angenehmen voraus haben mag, büßt es am Rühmlichen ein. Das Höchſte leiſten, und in der vorzüglichſten Gattung, drückt uns gleichſam einen Souveränitätscharakter auf, gebietet Bewunderung und gewinnt die Herzen.

62.

Sich guter Werkzeuge bedienen. Einige wollen, daß die Nichtswürdigkeit ihrer Werkzeuge ihren eigenen Scharfſinn zu verherrlichen diene: eine gefährliche Genugthuung, welche vom Schickſal eine Züchtigung verdient. Nie hat die Trefflichkeit des Miniſters die

Größe seines Herrn verringert: vielmehr fällt der Ruhm des Gelungenen stets auf die Hauptursache zurück, wie auch, beim Gegentheil, der Tadel. Die Fama hält sich immer an die Hauptpersonen; sie sagt nie: der hatte gute, dieser schlechte Diener; sondern: der war ein guter, dieser ein schlechter Künstler. Also wähle man sie, prüfe man sie: denn einen unvergänglichen Ruhm hat man in ihre Hände zu legen.

63.

Es ist ein großer Ruhm, der erste in der Art zu seyn, und zwiefach, wenn Vortrefflichkeit dazu kommt. Großen Vortheil hat der Banquier, der mit den Karten in der Hand spielt: er gewinnt, wenn die Partie gleich ist. Mancher wäre ein Phönix in seinem Beruf gewesen, hätte er keine Vorgänger gehabt. Die Ersten jeder Art gehen mit dem Majorat des Ruhms davon; den Uebrigen bleiben eingeklagte Alimente: was sie auch immer thun mögen, so können sie den gemeinen Flecken, Nachahmer zu seyn, nicht abwaschen. Nur der Scharfsinn außerordentlicher Geister bricht neue Bahnen zur Auszeichnung, und zwar so, daß für die dabei zu laufende Gefahr die Klugheit gutsagt. Durch die Neuheit ihres Unternehmens haben Weise einen Platz in der Matrikel der großen Männer erworben. Manche mögen lieber die Ersten in der zweiten Klasse als die Zweiten in der ersten seyn.

64.

Uebel vermeiden und sich Verdrießlichkeiten ersparen, ist eine belohnende Klugheit. Vielen weiß die Vorsicht aus dem Wege zu gehen: sie ist die Lucina des Glücks und dadurch der Zufriedenheit. Schlimme Nachrichten soll man nicht überbringen, noch weniger empfangen: den Eingang soll man ihnen untersagen, wenn es nicht der der Hülfe ist. Einige haben nur für die Süßigkeit der Schmeicheleien Ohren, Andere nur für die Bitterkeit der übeln Nachrede, und Manche können nicht ohne einen täglichen Aerger leben, wie Mithridat nicht ohne Gift. Ebenfalls ist es keine Regel der Selbsterhaltung, daß man sich eine Betrübniß auf Zeit Lebens bereite, um einem Andern, und stände er uns noch so nahe, einmal einen Gefallen zu thun. Nie soll man gegen seine eigene Wohlfahrt sündigen, um dem zu gefallen, der seinen Rath ertheilt und aus dem Handel herausbleibt. Und bei jeder Begebenheit, wo dem Andern eine Freude, sich selber einen Schmerz bereiten hieße, ist die passende Regel, es sei besser, daß er jetzt betrübt werde, als du nachher und ohne Nachhülfe.

65.

Erhabener Geschmack. Er ist der Bildung fähig, wie der Verstand. Je mehr Einsicht, deste größere Anforderungen, und, werden sie erfüllt, deste mehr

Genuß. Einen hohen Geist erkennt man an der Erhabenheit seiner Neigung: ein großer Gegenstand muß es seyn, der eine große Fähigkeit befriedigt. Wie große Bissen für einen großen Mund, sind erhabene Dinge für erhabene Geister. Die trefflichsten Gegenstände scheuen ihr Urtheil und die sichersten Vollkommenheiten verläßt das Zutrauen. Der Dinge erster Trefflichkeit sind wenige; daher sei die unbedingte Hochschätzung selten. Durch fortgesetzten Umgang theilt sich der Geschmack allmälig mit, weshalb es ein besonderes Glück ist, mit Leuten von richtigem Geschmack umzugehen. Andererseits soll man nicht ein Gewerbe daraus machen, mit Allem unzufrieden zu seyn, welches ein höchst albernes Extrem ist, und noch abscheulicher, wann es aus Affektation, als wann es aus Verstimmung entspringt. Einige möchten, daß Gott eine andere Welt, mit ganz andern Vollkommenheiten schüfe, um ihrer ausschweifenden Phantasie eine Genüge zu thun.

66.

Den glücklichen Ausgang im Auge behalten. Manche setzen sich mehr die strenge Richtigkeit der Maaßregeln zum Ziel, als das glückliche Erreichen des Zwecks: allein stets wird, in der öffentlichen Meinung, die Schmach des Mislingens die Anerkennung ihrer sorgfältigen Mühe überwiegen. Wer gesiegt hat, braucht keine Rechenschaft abzulegen. Die genaue Beschaffenheit der Umstände können die Meisten nicht sehen, sondern

bloß den guten oder schlechten Erfolg: daher wird man nie in der Meinung verlieren, wenn man seinen Zweck erreicht. Ein gutes Ende übergoldet Alles, wie sehr auch immer das Unpassende der Mittel dagegen sprechen mag. Denn zu Zeiten besteht die Kunst darin, daß man gegen die Regeln der Kunst verfährt, wann ein glücklicher Ausgang anders nicht zu erreichen steht.

67.

Beifällige Aemter vorziehen. Die meisten Dinge hängen von fremder Gunst ab. Die Werthschätzung ist für die Talente was der Westen für die Blumen: Athem und Leben. Es giebt Aemter und Beschäftigungen, die dem allgemeinen Beifallsrufe offen stehen, und andere, die zwar wichtiger sind, jedoch sich keines Ansehens erfreuen. Jene erlangen die allgemeine Gunst, weil sie vor den Augen Aller ausgeübt werden: diese, wenn sie gleich mehr vom Seltenen und Werthvollen an sich haben, bleiben in ihrer Zurückgezogenheit unbeachtet, zwar geehrt, aber ohne Beifall. Unter den Fürsten sind die siegreichen die berühmten: deshalb standen die Könige von Arragon in so hohen Ehren, als Krieger, Eroberer, große Männer. Der begabte Mann ziehe die gepriesenen Aemter vor, die Allen sichtbar sind und deren Einfluß sich auf Alle erstreckt: dann wird die allgemeine Stimme ihm unvergänglichen Ruhm verleihen.

68.

Es iſt von höherm Werth, Verſtand als Gedächtniß zu leihen: um ſo viel, als man bei dieſem nur zu erinnern, bei jenem aufzufaſſen hat. Manche unterlaſſen Dinge, die gerade an der Zeit wären, weil ſolche ſich ihnen nicht darbieten: dann helfe eines Freundes Umſicht auf die Spur des Paſſenden. Eine der größten Geiſtesgaben iſt die, daß Einem ſich darbiete, was Noth thut: weil es daran fehlt, unterbleiben manche Dinge, die gelungen wären. Theile ſein Licht mit, wer es hat, und bewerbe ſich darum, wer deſſen bedarf; jener mit Zurückhaltung, dieſer mit Aufmerkſamkeit. Man gebe nicht mehr als ein Stichwort: dieſe Feinheit iſt nöthig, wenn der Nutzer des Erweckenden irgend mit im Spiel iſt: man zeige ſeine Bereitwilligkeit und gehe weiter, wenn mehr verlangt wird: hat man nun das Nein; ſo ſuche man das Ja zu finden, mit Geſchick: denn das Meiſte wird nicht erlangt, weil es nicht unternommen wird.

69.

Sich nicht gemeiner Launenhaftigkeit hingeben. Der iſt ein großer Mann, welcher nie von fremdartigen Eindrücken beſtimmt wird. Beobachtung ſeiner ſelbſt iſt eine Schule der Weisheit. Man kenne ſeine gegenwärtige Stimmung und baue ihr vor: ja, man werfe ſich aufs entgegengeſetzte Extrem, um

zwischen dem Natürlichen und Künstlichen den Punkt zu treffen, wo auf der Waage der Vernunft die Zunge einsteht. Der Anfang der Selbstbesserung ist die Selbsterkenntniß. — Es giebt Ungeheuer von Verstimmtheit: immer sind sie bei irgend einer Laune, und mit dieser wechseln sie die Neigungen: so immerwährend von einer niederträchtigen Verstimmung am Seile geschleppt, lassen sie sich auf gerade entgegengesetzten Seiten ein. Und nicht bloß den Willen verdirbt dieser ausschweifende Hang; auch an den Verstand wagt er sich: Wollen und Erkennen wird durch ihn verschroben.

70.

Abzuschlagen verstehen. Nicht Allen und nicht Alles darf man zugestehen. Jenes ist also ebenso wichtig, als daß man zu bewilligen wisse. Besonders ist den Mächtigen Aufmerksamkeit darauf dringend nöthig: hier kommt viel auf die Art an. Das Nein des Einen wird höher geschätzt als das Ja mancher Andern: denn ein vergoldetes Nein befriedigt mehr als ein trockenes Ja. Viele giebt es, die immer das Nein im Munde haben, wodurch sie den Leuten Alles verleiden. Das Nein ist bei ihnen immer das Erste: und wenn sie auch nachher Alles bewilligen, so schätzt man es nicht, weil es durch jenes schon verleidet ist. Man soll nichts gleich rund abschlagen, vielmehr lasse man die Bittsteller Zug vor Zug von ihrer Selbsttäuschung zurückkommen. Auch soll man nie etwas ganz und gar

verweigern: denn das hieße jenen die Abhängigkeit aufkündigen: man lasse immer noch ein wenig Hoffnung übrig, die Bitterkeit der Weigerung zu versüßen. Endlich fülle man durch Höflichkeit die Lücke aus, welche die Gunst hier läßt, und setze schöne Worte an die Stelle der Werke. Ja und Nein sind schnell gesagt, erfordern aber langes Nachdenken.

71.

Nicht ungleich seyn: nicht widersprechend in seinem Benehmen, weder von Natur, noch aus Affektation. Ein verständiger Mann ist stets derselbe, in allen seinen Vollkommenheiten, und erhält sich dadurch den Ruf der Gescheutheit: Veränderungen können bei ihm nur aus äußern Ursachen oder fremden Verdiensten entstehen. In Sachen der Klugheit ist die Abwechselung eine Häßlichkeit. Es giebt Leute, die alle Tage andere sind: sogar ihr Verstand ist ungleich, noch mehr ihr Wille und bis auf ihr Glück. Was gestern das Weiße ihres Ja war, ist heute das Schwarze ihres Nein. So arbeiten sie beständig ihrem eigenen Kredit und Ansehen entgegen und verwirren die Begriffe der Andern.

72.

Ein Mann von Entschlossenheit. Nicht so verderblich ist die schlechte Ausführung, als die Unent-

ſchloſſenheit. Flüſſigkeiten verderben weniger ſolange ſie fließen, als wann ſie ſtocken. Es giebt zum Entſchluß ganz unfähige Leute, die ſtets des fremden Antriebes bedürfen; und bisweilen entſpringt dies nicht ſowohl aus Verworrenheit der Urtheilskraft, die bei ihnen vielmehr ſehr hell iſt, als aus Mangel an Thatkraft. Schwierigkeiten auffinden, beweiſt Scharfſinn; jedoch noch größern das Auffinden der Auswege aus ihnen. — Andere hingegen giebt es, die nichts in Verlegenheit ſetzt: von umfaſſendem Verſtande und entſchloſſenem Charakter, ſind ſie für die höchſten Stellen geboren: denn ihr aufgeweckter Kopf befördert den Geſchäftsgang und erleichtert das Gelingen. Sie ſind gleich mit Allem fertig: und haben ſie Einer Welt Rede geſtanden; ſo bleibt ihnen noch Zeit für eine zweite übrig. Haben ſie nur erſt vom Glück Handgeld erhalten, ſo greifen ſie mit größerer Sicherheit in die Geſchäfte.

73.

Vom Verſehen Gebrauch zu machen wiſſen. Dadurch helfen kluge Leute ſich aus Verwickelungen. Mit dem leichten Anſtande einer witzigen Wendung kommen ſie oft aus dem verworrenſten Labyrinth. Aus dem ſchwierigſten Streite entſchlüpfen ſie artig und mit Lächeln. Der größte aller Feldherren ſetzte darin ſeinen Werth. Wo man etwas abzuſchlagen hat, iſt es eine höfliche Liſt, das Geſpräch auf andere Dinge zu lenken: und keine größere Feinheit giebt es, als nicht zu verſtehen.

74.

Nicht von Stein seyn. In den bevölkertesten Orten hausen die rechten wilden Thiere. Die Unzugänglichkeit ist ein Fehler, der aus dem Verkennen seiner selbst entspringt: da verändert man mit dem Stande den Charakter; wiewohl es kein passender Weg zur allgemeinen Hochachtung ist, daß man damit anfängt, Allen ärgerlich zu seyn. Ein sehenswerthes Schauspiel ist so ein unzugängliches Ungeheuer, stets von seiner trotzenden Inhumanität besessen: die Abhängigen, deren hartes Schicksal will, daß sie mit ihm zu reden haben, treten ein, wie zum Kampf mit einem Tiger, gerüstet mit Behutsamkeit und voll Furcht. Solche Leute wußten, um zu ihren Stellen zu gelangen, sich bei Allen beliebt zu machen: und jetzt, da sie solche inne haben, suchen sie sich dadurch zu entschädigen, daß sie sich Allen verhaßt machen. Vermöge ihres Amtes sollen sie für Viele da seyn; sind aber, aus Trotz oder Stolz, für Keinen da. Eine feine Züchtigung für sie ist, daß man sie stehen lasse, indem man ihnen den Umgang und mit diesem die Klugheit entzieht.

75.

Sich ein heroisches Vorbild wählen: mehr zum Wetteifer, als zur Nachahmung. Es giebt Muster der Größe, lebendige Bücher der Ehre. Jeder stelle sich die Größten in seinem Berufe vor, nicht sowohl um

ihnen nachzuahmen, als zur Anspornung. Alexander weinte nicht über den begrabenen Achilles, sondern über sich, dessen Ruhm noch nicht recht auf die Welt gekommen war. Nichts erweckt so sehr den Ehrgeiz im Herzen, als die Posaune des fremden Ruhms. Eben das, was den Neid zu Boden wirft, ermuthigt ein edles Gemüth.

76.

Nicht immer Scherz treiben. Der Verstand eines Mannes zeigt sich im Ernsthaften, welches daher mehr Ehre bringt, als das Witzige. Wer immer scherzt, ist nie der Mann für ernste Dinge. Man stellt ihn dem Lügner gleich, sofern man beiden nicht glaubt, indem man beim Einen Lügen, beim Andern Possen besorgt. Nie weiß man, ob er bei Vernunft spricht, welches so viel ist, als hätte er keine. Nichts geziemt sich weniger, als das beständige Schäkern. Manche erwerben sich den Ruf, witzige Köpfe zu seyn, auf Kosten des Kredits für geschente Leute zu gelten. Sein Weilchen mag der Scherz haben, aber alle übrige Zeit gehöre dem Ernst.

77.

Sich Allen zu fügen wissen: ein kluger Proteus: gelehrt mit dem Gelehrten, heilig mit dem Heiligen. Eine große Kunst, um Alle zu gewinnen; denn die Uebereinstimmung erwirbt Wohlwollen. Man beobachte

die Gemüther und stimme sich nach dem eines Jeden. Man lasse sich vom Ernsten und vom Jovialen mit fortreißen, indem man eine politische Verwandlung mit sich vernimmt. Abhängigen Personen ist diese Kunst dringend nöthig. Aber als eine große Feinheit erfordert sie viel Talent: weniger schwer wird sie dem Manne, dessen Kopf in Kenntnissen und dessen Geschmack in Neigungen vielseitig ist.

78.

Kunst im Unternehmen. Die Dummheit fällt allemal mit der Thür ins Haus: denn alle Dummen sind verwegen. Dieselbe Einfalt, welche ihnen die Aufmerksamkeit Vorkehrungen zu treffen benimmt, macht sie nachher gefühllos gegen den Schimpf des Mislingens. Hingegen gehen die Klugen mit großer Vorsicht zu Werke. Ihre Kundschafter sind Aufpassen und Behutsamkeit: diese gehen forschend voran, damit man ohne Gefahr auftreten könne. Jede Verwegenheit ist von der Klugheit zum Untergang verurtheilt: wenn auch bisweilen das Glück sie begnadigt. Mit Zurückhaltung muß man vorschreiten, wo tiefer Grund zu fürchten ist. Die Schlauheit gehe spürend voran, bis die Vorsicht allmälig Grund und Boden gewinnt. Heut zu Tage sind im menschlichen Umgang große Untiefen; man muß bei jedem Schritt das Senkblei gebrauchen.

79.

Jovialer Gemüth. Wenn mit Mäßigung, ist es eine Gabe, kein Fehler. Ein Gran Munterkeit würzt Alles. Die größten Männer treiben auch bisweilen Possen, und es macht sie bei Allen beliebt; jedoch verlieren sie dabei nie die Rücksichten der Klugheit, noch die Achtung vor dem Anstand aus den Augen. Andere wiederum helfen sich durch einen Scherz auf dem kürzesten Wege aus Verwickelungen: denn es giebt Dinge, die man als Scherz nehmen muß, und bisweilen sind es grade die, welche der Andere am ernstlichsten gemeint hat. Man legt dadurch Fertigkeit an den Tag, die ein Magnet der Herzen ist.

80.

Bedacht im Erkundigen. Man lebt hauptsächlich auf Erkundigung. Das Wenigste ist, was wir sehen: wir leben auf Treu und Glauben. Nun ist aber das Ohr die Nebenthüre der Wahrheit, die Hauptthüre der Lüge. Die Wahrheit wird meistens gesehen, nur ausnahmsweise gehört. Selten gelangt sie rein und unvermischt zu uns, am wenigsten, wann sie von Weitem kommt: da hat sie immer eine Beimischung von den Affekten, durch die sie ging. Die Leidenschaft färbt Alles, was sie berührt, mit ihren Farben, bald günstig, bald ungünstig. Sie bezweckt immer irgend einen Eindruck; daher leihe man nur mit großer Behutsamkeit sein Ohr dem Ueber, mit noch größerer

rem Tadler. In diesem Punkt ist unsere ganze Aufmerksamkeit vonnöthen, damit wir die Absicht des Vermittelnden herausfinden und schon zum voraus sehen, mit welchem Fuß er vortritt. Die schlaue Ueberlegung sei der Wardein des Uebertriebenen und des Falschen.

81.

Seinen Glanz erneuern. Es ist das Vorrecht des Phönix. Die Trefflichkeiten werden alt, und mit ihnen der Ruhm: ein mittelmäßiges Neues sticht oft das Ausgezeichnetste, wenn es alt geworden ist, aus. Man bewirke also seine Wiedergeburt, in der Tapferkeit, im Genie, im Glück, in Allem. Man trete mit neuen, glänzenden Sachen hervor und gehe, wie die Sonne, wiederholt auf. Auch wechsele man den Schauplatz seines Glanzes, damit hier das Entbehren Verlangen, dort die Neuheit Beifall erwecke.

82.

Nichts bis auf die Hefen leeren, weder das Schlimme, noch das Gute. Ein Weiser*) führte auf Mäßigung die ganze Weisheit zurück. Das größte Recht wird zum Unrecht; und drückt man die Aepfel eine zu sehr, so giebt sie zuletzt das Bittere. Auch im Genuß gehe man nie aufs Aeußerste. Sogar der Geist wird stumpf, wenn man ihn bis aufs Letzte anstrengt: und Blut statt Milch erhält, wer auf eine grausame Weise abzapft.

*) Aristoteles.

83.

Sich verzeihliche Fehler erlauben: denn eine Nachlässigkeit ist zu Zeiten die größte Empfehlung der Talente. Der Neid übt einen niederträchtigen, frevelhaften Ostracismus aus. Dem ganz Vollkommnen wird er es zum Fehler anrechnen, daß es keine Fehler hat, und wird es als ganz vollkommen ganz verurtheilen. Er wird zum Argus, um am Vortrefflichen Makel zu suchen, wenn auch nur zum Trost. Der Tadel trifft, wie der Blitz, gerade die höchsten Leistungen. Daher schlafe Homer bisweilen, und man affektire einige Nachlässigkeiten, sei es im Genie, sei es in der Tapferkeit, — jedoch nie in der Klugheit, — um das Mißwollen zu besänftigen, daß es nicht berste vor Gift. Man werfe gleichsam dem Stier des Neides den Mantel zu, die Unsterblichkeit zu retten.

84.

Von den Feinden Nutzen ziehen. Man muß alle Sachen anzufassen verstehen, nicht bei der Schneide, wo sie verletzen, sondern beim Griff, wo sie beschützen; am meisten aber das Treiben der Widersacher. Dem Klugen nützen seine Feinde mehr, als dem Dummen seine Freunde. Das Mißwollen ebnet oft Berge von Schwierigkeiten, mit welchen es aufzunehmen die Gunst sich nicht getraute. Vielen haben ihre Größe ihre Feinde auferbaut. Gefährlicher als der Haß ist die

Schmeichelei, weil diese die Flecken verhehlt, die jener auszulöschen arbeitet. Der Kluge macht aus dem Groll einen Spiegel, welcher treuer ist als der der Zuneigung, und beugt dann der Nachrede seiner Fehler vor, oder bessert sie. Denn die Behutsamkeit wird groß, wenn Nebenbuhlerei und Mißwollen die Grenznachbarn sind.

87.

Nicht die Manille *) **seyn.** Es ist ein Gebrechen aller Vortrefflichen, daß sein vieler Gebrauch zum Mißbrauch wird. Grade das Streben Aller danach führt zuletzt dahin, daß es Allen zum Ekel wird. Zu nichts zu taugen, ist ein großes Unglück; ein noch größeres aber zu Allem taugen zu wollen: solche Leute verlieren durch zu vieles Gewinnen, und werden zuletzt Allen so sehr zum Abscheu, als sie anfangs begehrt waren. Diese Manillen nutzen die Vollkommenheiten jeder Art an sich ab: und nachdem sie aufgehört haben als selten geschätzt zu werden, werden sie als gemein verachtet. Das einzige Mittel gegen ein solches Extrem ist, daß man im Glänzen ein Maaß beobachte: das Uebermäßige sei in der Vollkommenheit selbst; im Zeigen derselben aber sei Mäßigung. Je mehr eine Fackel leuchtet, desto mehr verzehrt sie sich und verkürzt ihre Dauer. Kargheit im Sichzeigen erhält erhöhte Werthschätzung zum Lohn.

*) Ausdruck aus dem Ombrespiel.

86.

Uebler Nachrede vorbeugen. Der große Haufen hat viele Köpfe, und folglich viele Augen zur Misgunst und viele Zungen zur Verunglimpfung. Geschieht es, daß unter ihm irgend eine üble Nachrede in Umlauf kommt; so kann das größte Ansehen darunter leiden: wird solche gar zu einem gemeinen Spitznamen; so kann sie die Ehre untergraben. Den Anlaß giebt meistens irgend ein hervorstechender Uebelstand, ein lächerlicher Fehler, wie denn dergleichen der passendeste Stoff zum Geschwätz ist. Oft aber auch ist es die Tücke Einzelner, welche der allgemeinen Bosheit Verunglimpfungen zuführt. Denn es giebt Lästermäuler, und diese richten einen großen Ruf schneller durch ein Witzwort, als durch einen offen hingeworfenen, frechen Vorwurf zu Grunde. Man kommt gar leicht in schlechten Ruf, weil das Schlechte sehr glaublich ist; sich rein zu waschen, hält aber schwer. Der kluge Mann vermeide also solche Unfälle und stelle der Unverschämtheit des gemeinen Haufens seine Wachsamkeit entgegen: denn leichter ist das Verhüten als die Abhülfe.

87.

Bildung und Eleganz. Der Mensch wird als ein Barbar geboren und nur die Bildung befreit ihn von der Bestialität. Die Bildung macht den Mann, und um so mehr, je höher sie ist. Kraft derselben durfte

Griechenland die ganze übrige Welt Barbaren heißen. Die Unwissenheit ist sehr roh: nichts bildet mehr als Wissen. Jedoch das Wissen selbst ist ungeschlacht, wenn es ohne Eleganz ist. Nicht allein unsere Kenntnisse müssen elegant seyn, sondern auch unser Wollen und zumal unser Reden. Es giebt Leute von natürlicher Eleganz, von innerer und äußerer Zierlichkeit, im Denken, im Reden, im Putz des Leibes, welcher der Rinde zu vergleichen ist, wie die Talente des Geistes der Frucht. Andere dagegen sind so ungehobelt, daß Alles was ihr ist, ja zuweilen ausgezeichnete Trefflichkeiten, eine unerträgliche, barbarische Ungeschlachtheit verunstaltet.

88.

Das Betragen sei großartig, Erhabenheit anstrebend. Der große Mann darf nicht kleinlich in seinem Verfahren seyn. Nie muß man in den Angelegenheiten zu sehr ins Einzelne gehen, am wenigsten wenn sie verdrießlicher Art sind: denn obschon es ein Vortheil ist, Alles gelegentlich zu bemerken, so ist es doch keiner, Alles absichtlich untersuchen zu wollen. Gewöhnlich gehe man mit einer edlen Allgemeinheit zu Werke, die zum vornehmen Anstand gehört. Bei der Lenkung Anderer ist eine Hauptsache das Nichtsehenwollen. Die meisten Dinge muß man unbeachtet hingehen lassen, zwischen Verwandten, Freunden und zumal zwischen Feinden. Alles Uebermaaß ist widerlich, und am meisten bei verdrießlichen Dingen. Das abermals

und immer wieder auf einen Verdruß zurückkommen ist eine Art Verrücktheit. Das Betragen eines Jeden wird gemeiniglich ausfallen, nachdem sein Herz und sein Verstand ist.

89.

Kenntniß seiner selbst, an Sinnesart, an Geist, an Urtheil, an Neigungen. Keiner kann Herr über sich seyn, wenn er sich nicht zuvor begriffen hat. Spiegel giebt es für das Antlitz, aber keine für die Seele: daher sei ein solcher das verständige Nachdenken über sich: allenfalls vergesse man sein äußeres Bild, aber erhalte sich das innere gegenwärtig, um es zu verbessern, zu vervollkommnen: man lerne die Kräfte seines Verstandes und seine Feinheit zu Unternehmungen kennen: man untersuche seine Tapferkeit, zum Einlassen in Händel: man ergründe seine ganze Tiefe und wäge seine sämmtlichen Fähigkeiten, zu Allem.

90.

Kunst lange zu leben. Gut leben. Zwei Dinge werden schnell mit dem Leben fertig: Dummheit und Liederlichkeit. Die Einen verlieren es, weil sie es zu bewahren nicht den Verstand, die Andern, weil sie nicht den Willen haben. Wie Tugend ihr eigener Lohn, ist Laster seine eigene Strafe. Wer eifrig dem Laster lebt, endigt bald, im zwiefachen Sinn: wer eifrig der Tugend lebt, stirbt nie. Die Untadelhaftig-

keit der Seele theilt sich dem Leibe mit; und ein gutgeführtes Leben wird nicht nur intensiv, sondern selbst extensiv ein langes seyn.

91.

Nie bei Skrupeln über Unvorsichtigkeit zum Werke schreiten. Die bloße Besorgniß des Mislingens im Handelnden ist schon völlige Gewißheit im Zuschauer, zumal wenn er ein Nebenbuhler ist. Wenn schon in der ersten Hitze des Unternehmens die Urtheilskraft Skrupel hegte; so wird sie nachher, im leidenschaftslosen Zustand, das Verdammungsurtheil offenbarer Thorheit aussprechen. Handlungen, an deren Vorsichtigkeit wir zweifeln, sind gefährlich, und sicherer wäre das Unterlassen. Die Klugheit läßt sich nicht auf Wahrscheinlichkeiten ein: sie wandelt stets am hellen Mittagslichte der Vernunft. Wie soll ein Unternehmen gut ablaufen, dessen Entwurf schon die Besorgniß verurtheilt? Und wenn die durchdachtesten, vom Nemine discrepante unsers Innern bestätigten Beschlüsse oft einen unglücklichen Ausgang nehmen; was haben solche zu erwarten, die bei schwankender Vernunft und Schlimmes augurirender Urtheilskraft gefaßt wurden?

92.

Ueberschwenglicher Verstand. Ich meine, in Allem. Die erste und höchste Regel zum Handeln und zum

Reden, nothwendiger je höher unsere Stellung ist, heißt: ein Gran Klugheit ist besser als Centner Spitzfindigkeiten. Dabei wandelt man sicher, wenn auch nicht mit so lautem Beifall; obwohl der Ruf der Klugheit der Triumph des Ruhmes ist. Es sei hinlänglich, den Gescheuten genügt zu haben, deren Urtheil der Probierstein gelungener Thaten ist.

93.

Universalität. Ein Mann, der alle Vollkommenheiten vereint, gilt für Viele. Indem er den Genuß derselben seinem Umgange mittheilt, verschönert er das Leben. Abwechselung mit Vollkommenheit gewährt die beste Unterhaltung. Es ist eine große Kunst, sich alles Gute aneignen zu können. Und da die Natur aus dem Menschen, indem sie ihn so hoch stellte, einen Inbegriff ihrer ganzen Schöpfung gemacht hat; so mache ihn nun auch die Kunst zu einer kleinen Welt, durch Uebung und Bildung des Verstandes und des Geschmacks.

94.

Unergründlichkeit der Fähigkeiten. Der Kluge verhüte, daß man sein Wissen und sein Können bis auf den Grund ermesse, wenn er von Allen verehrt seyn will. Er lasse zu, daß man ihn kenne, aber nicht, daß man ihn ergründe. Keiner muß die Grenzen seiner Fähigkeiten auffinden können; wegen der augen-

ſcheinlichen Gefahr einer Enttäuſchung. Nie gebe er Gelegenheit, daß Einer ihm ganz auf den Grund komme. Denn größere Verehrung erregt die Muthmaaßung und der Zweifel über die Ausdehnung der Talente eines Jeden, als die genaue Kundſchaft davon, ſo groß ſie auch immer ſeyn mögen.

95.

Die Erwartung rege erhalten: man muß ſie ſtets zu ſtimmen wiſſen: das Viele verſpreche noch mehr, die glänzendeſte That kündige noch glänzendere an. Man muß nicht ſeinen ganzen Reſt an den erſten Wurf ſetzen. Ein großer Kunſtgriff iſt, daß man ſich zu mäßigen wiſſe, im Anwenden ſeiner Kräfte und ſeines Wiſſens, ſo daß man immer mehr und mehr die Erwartungen befriedigen könne.

96.

Die groſſe Obhut ſeiner ſelbſt. Sie iſt der Thron der Vernunft, die Grundlage der Vorſicht und durch ſie gelingt Alles leicht. Sie iſt eine Gabe des Himmels, und als die erſte und größte, die wünſchenswertheſte. Sie iſt das Hauptſtück der Rüſtung und von ſo großer Wichtigkeit, daß die Abweſenheit keines andern den Mann unvollſtändig macht, ſondern nur als ein Mehr oder Minder bemerkt wird. Alle Handlungen des Lebens hängen von ihrem Einfluß ab, und ſie iſt zu

allen erfordert: denn Alles muß mit Verstand geschehen. Sie besteht in einem natürlichen Hange zu Allem, was der Vernunft am angemessensten ist, wodurch man bei allen Fällen das Richtigste ergreift.

97.

Ruf erlangen und behaupten: es ist die Benutzung der Fama. Der Ruf ist schwer zu erlangen: denn er entsteht nur aus ausgezeichneten Eigenschaften, und diese sind so selten, als die mittelmäßigen häufig. Einmal erlangt aber, erhält er sich leicht. Er legt Verbindlichkeiten auf; aber er wirkt noch mehr. Geht er, wegen der Erhabenheit seiner Ursache und seiner Sphäre, bis zur Verehrung; so verleiht er uns eine Art Majestät. Jedoch ist nur der wirklich gegründete Ruf von unvergänglicher Dauer.

98.

Sein Wollen nur in Ziffernschrift. Die Leidenschaften sind die Pforten der Seele. Das praktischeste Wissen besteht in der Verstellungskunst. Wer mit offenen Karten spielt, läuft Gefahr zu verlieren. Die Zurückhaltung des Vorsichtigen kämpfe gegen das Aufpassen des Forschenden: gegen Luchse an Spürgeist, Tintenfische *) an Versteckheit. Selbst

*) Bekanntlich läßt die Sepia oder der Tintenfisch, wenn verfolgt, ihren braunen Farbestoff von sich, das Wasser zu verdunkeln.

unſern Geſchmack darf Keiner kennen; damit man ihm nicht begegne, entweder durch Widerſpruch oder durch Schmeichelei.

99.

Wirklichkeit und Schein. Die Dinge gelten nicht für das, was ſie ſind; ſondern für das, was ſie ſcheinen. Selten ſind die, welche ins Innere ſchauen, und Viele die, welche ſich an den Schein halten. Recht zu haben, reicht nicht aus; wenn mit dem Schein der Argliſt.

100.

Ein vorurtheilsfreier Mann, ein weiſer Chriſt, ein philoſophiſcher Hofmann — ſeyn, aber nicht ſcheinen, geſchweige affektiren. Die Philoſophie iſt außer Anſehen gekommen; und doch war ſie die höchſte Beſchäftigung der Weiſen. Die Wiſſenſchaft der Denker hat alle Achtung verloren. Seneka führte ſie in Rom ein; eine Zeit lang fand ſie Gunſt bei Hofe: jetzt gilt ſie für eine Ungebührlichkeit. Und doch war ſtets die Aufdeckung des Trugs die Nahrung des denkenden Geiſtes, die Freude der Rechtſchaffenen.

101.

Die eine Hälfte der Welt lacht über die andere, und Narren ſind Alle. Jedes iſt gut, und Jedes iſt ſchlecht; wie es die Stimmen wollen. Was Dieſer

wünscht, haßt Jener. Ein unerträglicher Narr ist, wer alles nach seinen Begriffen ordnen will. Nicht von Einem Beifall allein hängen die Vollkommenheiten ab. So viele Sinne als Köpfe, und so verschieden. Es giebt keinen Fehler, der nicht seinen Liebhaber fände: auch dürfen wir nicht den Muth verlieren, wenn unsere Sachen Einigen nicht gefallen; denn Andere werden nicht ausbleiben, die sie zu schätzen wissen: aber auch über den Beifall dieser darf man nicht eitel werden; denn wieder Andere werden sie verwerfen. Die Richtschnur der wahren Zufriedenheit ist der Beifall berühmter Männer und die in dieser Gattung eine Stimme haben. Man lebt nicht von Einer Stimme, noch von Einer Mode, noch von Einem Jahrhundert.

102.

Für große Bissen des Glücks einen Magen haben. Am Leibe der Geschicklichkeit ist ein nicht unwichtiger Theil ein großer Magen: denn das Große besteht aus großen Theilen. Große Glücksfälle setzen den nicht in Verlegenheit, der noch größerer würdig ist. Was Manchem schon Ueberfüllung, ist dem Andern noch Hunger. Vielen giebt ein ansehnliches Gericht gleich Unverdaulichkeit, wegen der Kleinheit ihrer Natur, die zu hohen Aemtern weder geboren, noch erzogen ist: ihr Benehmen zeigt danach gleich eine gewisse Säure, die von der unverdienten Ehre aufsteigenden Dämpfe machen ihnen den Kopf schwindlich,

wodurch ſie an hohen Orten große Gefahr laufen, und ſie möchten platzen, weil ihr Glück in ihnen keinen Raum findet. Dagegen zeige der große Mann, daß er noch viel Gelaß für größere Dinge hat und mit beſonderer Sorgfalt meide er Alles, was Anzeichen eines kleinen Herzens geben könnte.

103.

Jeder ſei, in ſeiner Art, majeſtätiſch. Wenn er auch kein König iſt, müſſen doch alle ſeine Handlungen, nach ſeiner Sphäre, eines Königs würdig ſeyn und ſein Thun, in den Grenzen ſeines Standes und Berufs, königlich. Erhaben ſeien ſeine Handlungen, von hohem Flug ſeine Gedanken und in allem ſeinem Treiben ſtelle er einen König an Verdienſt, wenn auch nicht an Macht dar; denn das wahrhaft Königliche beſteht in der Untadelhaftigkeit der Sitten: und ſo wird der die Größe nicht beneiden dürfen, der ihr zum Vorbild dienen könnte. Beſonders aber ſollte denen, welche dem Throne näher ſtehen, etwas von der wahren Ueberlegenheit ankleben und ſie ſollten lieber die wahrhaft königlichen Eigenſchaften als ein eitles Ceremoniell ſich anzueignen ſuchen, nicht eine leere Aufgeblaſenheit affektiren, ſondern das weſentlich Erhabene annehmen.

104.

Den Aemtern den Puls gefühlt haben. Ihre mannigfaltige Verſchiedenheit zu kennen, iſt eine meiſter-

liche Kunde, die Aufmerksamkeit verlangt. Einige erfordern Muth, andere scharfen Verstand. Leichter zu verwalten sind die, wobei es auf Rechtschaffenheit, und schwerer die, wobei es auf Geschicklichkeit ankommt. Zu jenen gehört nichts weiter als ein rechtlicher Charakter: für diese hingegen reicht alle Aufmerksamkeit und Eifer nicht aus. Es ist eine mühsame Beschäftigung, Menschen zu regieren, und vollends Narren oder Dummköpfe. Doppelten Verstand hat man nöthig bei denen, die keinen haben. Unerträglich aber sind die Aemter, welche den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, zu gezählten Stunden und bei bestimmter Materie: besser sind die, welche keinen Ueberdruß verursachen, indem sie den Ernst mit Mannigfaltigkeit versetzen: denn die Abwechselung muntert auf. Des größten Ansehens genießen die, wobei die Abhängigkeit geringer, oder doch entfernter ist. Die schlimmsten aber sind die, wegen derer man in dieser und noch mehr in jener Welt schwitzen muß.

105.

Nicht lästig seyn. Der Mann von Einem Geschäft und Einer Rede pflegt sehr beschwerlich zu fallen. Die Kürze ist einnehmend und dem Geschäftsgang gemäßer. Sie ersetzt an Höflichkeit, was ihr an Ausdehnung abgeht. Das Gute, wenn kurz, ist doppelt gut; und selbst das Schlimme, wenn wenig, ist nicht so schlimm. Quintessenzen sind wirksamer als ein

ganzer Wuſt. Auch iſt es eine bekannte Wahrheit, daß weitläuftige Leute ſelten von vielem Verſtande ſind; welches ſich nicht ſowohl im Materiellen der Anordnung, als im Formellen des Denkens zeigt. Es giebt Leute, welche mehr zum Hinderniß als zur Zierde der Welt da ſind, unnütze Möbeln, die Jeder aus dem Wege rückt. Der Kluge hüte ſich läſtig zu ſeyn, und zumal den Großen, da dieſe ein ſehr beſchäftigtes Leben führen, und es ſchlimmer wäre, Einen von ihnen verdrießlich zu machen, als die ganze übrige Welt. Das gut Geſagte iſt bald geſagt.

108.

Nicht mit ſeinem Glücke prahlen. Es iſt beleidigender, mit Stand und Würde zu prunken, als mit perſönlichen Eigenſchaften. Das Sich breit machen iſt verhaßt; man ſollte am Neide genug haben. Hochachtung erlangt man deſto weniger, je mehr man darauf ausgeht; denn ſie hängt von der Meinung Anderer ab, weshalb man ſie ſich nicht nehmen kann, ſondern ſie von den Andern verdienen und abwarten muß. Hohe Aemter erfordern ein ihrer Ausübung angemeſſenes Anſehen, ohne welches ſie nicht würdig verwaltet werden können: daher erhalte man ihnen die Ehre, die nöthig iſt, um ſeiner Pflicht nachkommen zu können: man dringe nicht auf Ehrerbietung, wohl aber befördere man ſie. Wer mit ſeinem Amte viel Aufhebens macht, verräth, daß er es nicht verdient hat

und die Würde für seine Schultern zu viel ist. Wenn man ja sich geltend machen will, so sei es eher durch das Ausgezeichnete seiner Talente, als durch zufällige Aeußerlichkeiten. Selbst einen König soll man mehr wegen seiner persönlichen Eigenschaften ehren als wegen seiner äußerlichen Herrschaft.

107.

Keine Selbstzufriedenheit zeigen. Man sei weder unzufrieden mit sich selbst, denn das wäre Kleinmuth, — noch selbstzufrieden, denn das wäre Dummheit. Die Selbstzufriedenheit entsteht meistens aus Unwissenheit und wird zu einer Glückseligkeit des Unverstandes, die zwar nicht ohne Annehmlichkeit seyn mag, jedoch unserm Ruf und Ansehen nicht förderlich ist. Weil man die unendlich höhern Vollkommenheiten Anderer nicht einzusehen im Stande ist, wird man durch irgend ein mittelmäßiges Talent in sich höchlich befriedigt. Mistrauen ist stets klug und überdies auch nützlich, entweder um dem übeln Ausgang der Sachen vorzubeugen, oder um sich, wenn er da ist, zu trösten; da ein Unglück den nicht überrascht, der es schon fürchtete. Auch Homer schläft zu Zeiten, und Alexander fiel von seiner Höhe und aus seiner Täuschung. Die Dinge hängen von gar vielerlei Umständen ab, und was an Einer Stelle und bei Einer Gelegenheit einen Triumph feierte, wurde bei einer andern zu Schande. Inzwischen besteht die unheilbare Dummheit

darin, daß die leerſte Selbſtzufriedenheit zu voller Blüthe aufgegangen iſt und mit ihrem Saamen immer weiter wuchert.

108.

Sich gut zu geſellen verſtehen, iſt der kürzeſte Weg ein ganzer Mann zu werden. Der Umgang iſt von eingreifender Wirkung: Sitten und Geſchmack theilen ſich mit; die Sinnesart, ja ſogar den Geiſt nimmt man an, ohne es zu merken. Deswegen ſuche der Raſche ſich dem Ueberlegten beizugeſellen, und ebenſo in den übrigen Sinnesarten, woraus, ohne Gewaltſamkeit, eine gemäßigte Stimmung hervorgehen wird. Es iſt ſehr geſchickt, ſich nach dem Andern ſtimmen zu können. Das Wechſelſpiel der Gegenſätze verſchönert, ja erhält die Welt, und was in der phyſiſchen Harmonie herbeiführt, wird es noch mehr in der moraliſchen. Man beobachte dieſe kluge Rückſicht bei der Wahl ſeiner Freunde und ſeiner Diener: denn durch die Verbindung der Gegenſätze wird man einen ſehr geſchenten Mittelweg treffen.

109.

Kein Ankläger ſeyn. Es giebt Menſchen von finſterer Gemüthsart, die Alles zum Verbrechen ſtempeln, nicht von Leidenſchaft, ſondern von einem natürlichen Hange getrieben. Sie ſprechen über Alle ihr Verdammungsurtheil aus, über Jene, für das, was ſie gethan haben, über Dieſe, für das, was ſie thun werden. Es

zeugt von einem grausamen, ja niederträchtigen Sinn und sie klagen mit einer solchen Uebertreibung an, daß sie aus Splittern Balken machen, die Augen damit auszustoßen. Ueberall sind sie Zuchtmeister, die ein Elysium in eine Galeere umwandeln möchten. Kommt gar noch Leidenschaft hinzu; so treiben sie Alles aufs Aeußerste. Im Gegentheil weiß ein edles Gemüth für Alles eine Entschuldigung zu finden, und wenn nicht ausdrücklich, durch Nichtbeachtung.

110.

Nicht abwarten, daß man eine untergehende Sonne sei. Es ist eine Regel der Klugen, die Dinge zu verlassen, ehe sie uns verlassen. Man wisse, aus seinem Ende selbst sich einen Triumph zu bereiten. Sogar die Sonne zieht sich oft, noch bei hellem Scheine, hinter eine Wolke zurück, damit man sie nicht versinken sehe und ungewiß bleibe, ob sie untergegangen sei, oder nicht. Man entziehe sich zeitig den Unfällen, um nicht vor Beschämung vergehen zu müssen. Laßt uns nicht abwarten, daß die Welt uns den Rücken kehre und uns, noch im Gefühl lebendig, aber in der Hochachtung gestorben, zu Grabe trage. Der Kluge versetzt seinen Wettrenner bei Zeiten in den Ruhestand und wartet nicht ab, daß er, mitten auf der Rennbahn niederstürzend, Gelächter errege. Eine Schöne zerbreche schlau bei Zeiten ihren Spiegel, um es nicht später, aus Ungeduld zu thun, wann er sie aus ihrer Täuschung gerissen hat.

111.

Freunde haben. Es ist ein zweites Daseyn. Jeder Freund ist gut und weise für den Freund, und unter ihnen geht Alles gut ab. Ein Jeder gilt so viel, als die Andern wollen; damit sie aber wollen, muß man ihr Herz und dadurch ihre Zunge gewinnen. Kein Zauber ist mächtiger, als erzeigte Gefälligkeit, und um Freunde zu erwerben, ist das beste Mittel, sich welche zu machen. Das Meiste und Beste, was wir haben, hängt von Andern ab. Wir müssen entweder unter Freunden, oder unter Feinden leben. Jeden Tag suche man einen zu erwerben, nicht gleich zum genauen, aber doch zum wohlwollenden Freunde: einige werden nachher, nachdem sie eine prüfende Wahl bestanden haben, als Vertraute zurückbleiben.

112.

Sich Liebe und Wohlwollen erwerben: denn sogar die erste und oberste Ursache läßt solche in ihre hohen Absichten eingehen und ordnet sie an. Mittelst des Wohlwollens erlangt man die günstige Meinung. Einige verlassen sich so sehr auf ihren Werth, daß sie die Erwerbung der Gunst verschmähen. Allein der Erfahrene weiß, daß der Weg der Verdienste allein, ohne Hülfe der Gunst, ein gar sehr langer ist. Alles erleichtert und ergänzt das Wohlwollen: nicht immer

ſetzt es die guten Eigenſchaften, wie Muth, Redlichkeit, Gelehrſamkeit, ſogar Klugheit, voraus; nein, es nimmt ſie ohne Weiteres als vorhanden an: hingegen die garſtigen Fehler ſieht es nie, weil es ſie nicht ſehen will. Es entſteht aus der Uebereinſtimmung, und zwar gewöhnlich aus der materiellen, dergleichen die der Sinnesart, der Nation, der Verwandtſchaft, des Vaterlandes und des Amtes iſt: die formelle iſt höherer Art, ſie iſt die der Talente, der Verbindlichkeiten, des Ruhms, der Verdienſte. Die ganze Schwierigkeit beſteht im Erwerben des Wohlwollens; es zu erhalten iſt leicht. Es läßt ſich aber erlangen, und man wiſſe es zu nutzen.

113.

Im Glück aufs Unglück bedacht ſeyn. Es iſt eine gute Vorſorge, für den Winter im Sommer und mit mehr Bequemlichkeit den Vorrath zu ſammeln. Zur Zeit des Glücks iſt die Gunſt wohlfeil und Ueberfluß an Freundſchaften. Es iſt gut, ſie zu bewahren für die Zeit des Misgeſchicks, als welche eine ſehr theuere und von Allem entblößte iſt. Man erhalte ſich daher einen Vorrath von Freunden und Verpflichteten; denn einſt wird man hoch ſchätzen, was man jetzt nicht achtet. Gemeine Seelen haben im Glück keine Freunde: und weil ſie jetzt ſolche nicht kennen, werden dieſe dereinſt im Unglück ſie nicht kennen.

114.

Nie ein Mitbewerber seyn. Jeder Anſpruch, dem Andere ſich entgegenſtellen, ſchadet dem Anſehen: die Mitbewerber ſtreben ſogleich uns zu verunglimpfen, um uns zu verdunkeln. Wenige Menſchen führen auf eine redliche Art Krieg. Die Nebenbuhler decken die Fehler auf, welche die Nachſicht vergeſſen hatte. Viele ſtanden in Anſehen, ſolange ſie keine Nebenbuhler hatten. Die Hitze des Wettſtreits ruft längſt abgeſtorbenen Schimpf ins Leben zurück und gräbt die älteſten Stänkereien wieder aus der Erde. Die Mitbewerbung hebt an mit einem Manifeſt von Verunglimpfungen und nimmt nicht was ſie darf, ſondern was ſie kann zur Hülfe. Und wenn gleich oft, ja meiſtens, die Waffen der Herabſetzung nicht zum Zwecke führen; ſo ſuchen wenigſtens durch ſolche die Gegner die niedrige Befriedigung der Rache, und ſchütteln ſie dermaaßen in der Luft, daß von beſchämenden Unfällen der Staub der Vergeſſenheit herabfliegt. Stets waren die Wohlwollenden friedlich und die Leute von Ruf und Anſehen wohlwollend.

115.

Sich an die Charakterfehler ſeiner Bekannten gewöhnen: eben wie an häßliche Geſichter. Es iſt unerläßlich, wo Verpflichtungen uns an ſie knüpfen. Es giebt erſchreckliche Charaktere, mit welchen man nicht leben kann, jedoch ohne ſie nun auch nicht.

Dann ist es geschickt, sich an sie, wie an häßliche Gesichter, allmälig zu gewöhnen, damit man nicht, bei irgend einer fürchterlichen Gelegenheit, ganz aus der Fassung gerathe. Das erste Mal erregen sie Entsetzen; allein nach und nach verlieren sie an Scheußlichkeit, und die Ueberlegung weiß Unannehmlichkeiten vorzubeugen oder sie zu ertragen.

116.

Sich nur mit Leuten von Ehr- und Pflichtgefühl abgeben. Mit solchen kann man gegenseitige Verpflichtungen eingehen. Ihre eigene Ehre ist der beste Bürge für ihr Benehmen, sogar bei Mißhelligkeiten: denn sie handeln stets mit Rücksicht auf ihre Würde, daher Streit mit rechtlichen Leuten besser ist, als Sieg über unrechtliche. Mit den Verworfenen giebt es keinen sichern Umgang, weil sie keine Verpflichtung zur Rechtlichkeit fühlen: daher giebt es unter solchen auch keine wahre Freundschaft und ihre Freundschaftsbezeigungen sind nicht ächt, wenn sie es gleich scheinen, weil kein Ehrgefühl sie bekräftigt, und Leute, denen dieses fehlt, halte man immer von sich ab: denn wer die Ehre nicht hochhält, hält auch die Tugend nicht hoch, indem die Ehre der Thron der Rechtlichkeit ist.

117.

Nie von sich reden. Entweder man lobt sich, welches Eitelkeit, oder man tadelt sich, welches Kleinheit

iſt: und wie es im Sprechen Unklugheit verräth, ſo iſt es für den Hörer eine Pein. Wenn nun dieſes ſchon im gewöhnlichen Umgang zu vermeiden iſt, wie viel mehr auf einem hohen Poſten, wo man zur Verſammlung redet, und wo der leichteſte Schein von Unverſtand ſchon für dieſen ſelbſt gilt. Der gleiche Verſtoß gegen die Klugheit liegt im Reden von Anweſenden, wegen der Gefahr auf eine von zwei Klippen zu ſtoßen: Schmeichelei oder Tadel.

118.

Den Ruf der Höflichkeit erwerben: denn er iſt hinreichend, um beliebt zu ſeyn. Die Höflichkeit iſt ein Haupttheil der Bildung und iſt eine Art Hexerei, welche die Gunſt Aller erobert, wie im Gegentheil Unhöflichkeit allgemeine Verachtung und Widerwillen erregt: wenn aus Stolz entſpringend, iſt ſie abſcheulich; wenn aus Grobheit, verächtlich. Die Höflichkeit ſei allemal eher zu groß als zu klein, jedoch nicht gleich gegen Alle, wodurch ſie zur Ungerechtigkeit würde. Zwiſchen Feinden iſt ſie Schuldigkeit, damit man ſeinen Werth zeige. Sie koſtet wenig und hilft viel: jeder Verehrer iſt geehrt. Höflichkeit und Ehre haben vor andern Dingen dies voraus, daß ſie bei dem, der ſie erzeigt, bleiben.

119.

Sich nicht verhaßt machen. Man rufe nicht den Widerwillen hervor: denn auch ungeſucht kommt er

gar bald von ſelbſt. Viele verabſcheuen aus freien Stücken, ohne zu wiſſen wofür oder warum. Ihr Uebelwollen kommt ſelbſt unſerer Zuvorkommenheit zuvor. Die Gehäſſigkeit unſerer Natur iſt thätiger und raſcher zum fremden Schaden, als die Begehrlichkeit derſelben zum eigenen Vortheil. Einige gefallen ſich darin, mit Allen auf einem ſchlechten Fuß zu ſeyn; weil ſie Ueberdruß empfinden oder erregen. Hat einmal der Haß Wurzel gefaßt, ſo iſt er, wie der ſchlechte Ruf, ſchwer auszurotten. Leute von vielem Verſtande werden gefürchtet, die von böſer Zunge werden verabſcheut, die Anmaaßenden ſind zum Ekel, die Spötter ein Gräuel, die Sonderlinge läßt man ſtehen. Demnach bezeuge man Hochachtung, um welche einzuernten, und denke, daß geſchätzt ſeyn ein Schatz iſt.

120.

Sich in die Zeiten ſchicken. Sogar das Wiſſen muß nach der Mode ſeyn, und da wo es nicht Mode iſt, beſteht es gerade darin, daß man den Unwiſſenden ſpielt. Denkungsart und Geſchmack ändern ſich nach den Zeiten. Man denke nicht altmodiſch, und habe einen modernen Geſchmack. In jeder Gattung hat der Geſchmack der Mehrzahl eine geltende Stimme: man muß ihm alſo für jetzt folgen und ihn zu höherer Vollkommenheit weiter zu bringen ſuchen. Der Kluge paſſe ſich, im Schmuck des Geiſtes wie des Leibes, der Gegenwart an, wenn gleich ihm die Vergangenheit

beſſer ſchiene. Bloß von der Güte des Herzens gilt dieſe Lebensregel nicht: denn zu jeder Zeit ſoll man die Tugend üben: man will heut zu Tage nicht von ihr wiſſen: die Wahrheit reden, oder ſein Wort halten, ſcheinen Dinge aus einer andern Zeit: ſo ſcheinen auch die guten Leute noch aus der guten Zeit zu ſeyn, ſind aber doch noch geliebt: inzwiſchen, wenn es noch welche giebt; ſo ſind ſie nicht in der Mode und werden nicht nachgeahmt. O unglückſeliges Jahrhundert, wo die Tugend fremd, die Schlechtigkeit an der Tagesordnung iſt! — Der Kluge lebe wie er kann, wenn nicht wie er wünſchen möchte, und halte, was ihm das Schickſal zugeſtand, für mehr werth, als was es ihm verſagte.

121.

Nicht eine Angelegenheit aus dem machen, was keine iſt. Wie Manche aus Allem eine Klatſcherei machen, ſo Andere aus Allem eine Angelegenheit. Immer ſprechen ſie mit Wichtigkeit, Alles nehmen ſie ernſtlich und machen eine Streitigkeit oder eine geheimnißvolle Sache daraus. Verdrießlicher Dinge darf man ſich nur ſelten ernſtlich annehmen: denn ſonſt würde man ſich zur Unzeit in Verwickelungen bringen. Es iſt ſehr verkehrt, wenn man ſich das zu Herzen nimmt, was man in den Wind ſchlagen ſollte. Viele Sachen, die wirklich etwas waren, wurden zu nichts, weil man ſie ruhen ließ: und aus andern, die eigentlich nichts waren, wurde viel, weil

man ſich ihrer annahm. Anfangs läßt ſich Alles leicht beſeitigen, ſpäterhin nicht. Oft bringt die Arznei die Krankheit hervor. Und nicht die ſchlechteſte Lebensregel iſt: ruhen laſſen.

122.

Im Reden und Thun etwas Imponirendes haben. Dadurch ſetzt man ſich allererten bald in Anſehen und hat die Achtung vorweg gewonnen. Es zeigt ſich in Allem, im Umgange, im Reden, im Blick, in den Neigungen, ſogar im Gange. Wahrlich, ein großer Sieg, ſich der Herzen zu bemeiſtern. Es entſteht nicht aus einer dummen Dreiſtigkeit, noch auch aus einem übellaunigen Weſen bei der Unterhaltung; ſondern es beruht auf einer wohlgeziemenden Autorität, die aus natürlicher, von Verdienſten unterſtützter Ueberlegenheit hervorgeht.

123.

Ohne Affektation ſeyn. Je mehr Talente man hat, deſto weniger affektire man ſie: denn ſolches iſt die gemeinſte Verunſtaltung derſelben. Die Affektation iſt den Andern ſo widerlich, als dem, der ſie treibt, peinlich: denn er iſt ein Märtyrer der darauf zu verwendenden Sorgfalt und quält ſich mit pünktlicher Aufmerkſamkeit ab. Die ausgezeichneteſten Eigenſchaften büßen durch Affektation ihr Verdienſt ein, weil ſie jetzt mehr durch Kunſt erzwungen, als aus der Natur

hervorgegangen ſcheinen: und überall gefällt das Natürliche mehr als das Künſtliche. Immer hält man dafür, daß dem Affektirenden die Vorzüge, welche er affektirt, fremd ſind. Je beſſer man eine Sache macht, deſto mehr muß man die darauf verwandte Mühe verbergen, um dieſe Vollkommenheit als etwas ganz aus unſerer Natur Entſpringendes erſcheinen zu laſſen. Auch ſoll man nicht etwa aus Furcht vor der Affektation gerade in dieſe gerathen, indem man das Unaffektirtſeyn affektirt. Der Kluge wird nie ſeine eigenen Vorzüge zu kennen ſcheinen: denn gerade dadurch, daß er ſie nicht beachtet, werden Andere darauf aufmerkſam. Doppelt groß iſt der, welcher alle Vollkommenheiten in ſich, aber keine in ſeiner eigenen Meinung hat: er gelangt auf einem entgegengeſetzten Pfade zum Ziel des Beifalls.

124.

Es dahin bringen, daß man zurückgewünſcht wird. Eine ſo große Gunſt bei den Leuten erwerben Wenige, und wenn gar noch bei den geſcheuten Leuten; ſo iſt es ein großes Glück. Gegen die Abtretenden iſt Lauheit gewöhnlich. Jedoch giebt es Wege, ſich jenen Lohn der allgemeinen Liebe zu erwerben: ein ganz ſicherer iſt, daß man in ſeinem Amte und durch ſeine Talente ausgezeichnet ſei, auch das Einnehmende im Betragen thut viel: durch dies Alles macht man ſeine Vorzüge unentbehrlich, ſo daß es merklich wird, daß das Amt unſerer bedurfte, nicht wir des Amtes.

Einigen macht ihr Posten Ehre; Andere ihm. Das aber ist kein Ruhm, wenn ein schlechter Nachfolger uns vortrefflich macht: denn das heißt nicht, daß wir schlechthin zurückgewünscht werden; sondern nur, daß er verabscheut wird.

125.

Kein Sündenregister seyn. Sich Anderer Schande angelegen seyn lassen, ist ein Zeichen, daß man selbst schon einen befleckten Ruf hat. Einige möchten mit den fremden Flecken die ihrigen zudecken, oder gar abwaschen; oder sie suchen einen Trost darin, der aber ein Trost für den Unverstand ist. Einen übelriechenden Athem haben die, welche die Kloake des Schmutzes der ganzen Stadt sind. Wer in Dingen dieser Art am meisten wühlt, wird sich am meisten besudeln. Wenige werden ohne irgend einen eigenthümlichen Fehler seyn, er liege nun hier oder dort; aber die Fehler wenig bekannter Leute sind nicht bekannt. Der Aufmerksame hüte sich, ein Sündenregister zu werden: denn das heißt ein verabscheuter Patron seyn, herzlos, wenn auch lebendig.

126.

Dumm ist nicht, wer eine Dummheit begeht; sondern wer sie nachher nicht zu bedecken versteht. Seine Neigungen soll man unter Siegel halten; wie viel

mehr ſeine Fehler. Alle Menſchen begehen Fehltritte, jedoch mit dem Unterſchiede, daß die Klugen die begangenen verhehlen, die Dummen aber die, welche ſie erſt begehen wollen, ſchon zum voraus lügen. Unſer Anſehen beruht auf dem Geheimhalten, mehr als auf dem Thun; denn nisi caste, tamen caute. Die Verirrungen großer Männer ſind anzuſehen wie die Verfinſterungen der großen Weltlichter. Sogar in der Freundſchaft ſei es eine Ausnahme, daß man ſeine Fehler dem Freunde anvertraut; ja, ſich ſelber ſollte man ſie, wenn es ſeyn könnte, verbergen: doch kann man ſich hiebei mit jener andern Lebensregel helfen, welche heißt: vergeſſen können.

127.

Edle, freie Unbefangenheit bei Allem. Dieſe iſt das Leben der Talente, der Athem der Rede, die Seele des Thuns, die Zierde der Zierden. Alle übrigen Vollkommenheiten ſind der Schmuck unſerer Natur; ſie aber iſt der der Vollkommenheiten ſelbſt. Sogar im Denken wird ſie ſichtbar. Sie am allerſeltſten iſt Geſchenk der Natur und dankt am wenigſten der Bildung: denn ſelbſt über die Erziehung iſt ſie erhaben. Sie iſt mehr als Leichtigkeit, ſie geht bis zur Kühnheit: ſie ſetzt Ungezwungenheit voraus und fügt Vollkommenheit hinzu. Ohne ſie iſt alle Schönheit todt, alle Grazie ungeſchickt: ſie iſt überſchwenglich, geht über Tapferkeit, über Klugheit, über

Vorsicht, ja über Majestät. Sie ist ein feiner Nichtweg, die Geschäfte abzukürzen, oder auf eine edle Art aus jeder Verwickelung zu kommen.

128.

Hoher Sinn: eines der ersten Erfordernisse zu einem Helden, weil er für Größe jeder Art entflammt. Er verbessert den Geschmack, erweitert das Herz, steigert die Denkkraft, veredelt das Gemüth und erhöht das Gefühl der Würde. Bei wem auch immer er sich finden mag, erhebt er strebend das Haupt, und wenn auch bisweilen ein misgünstiges Schicksal sein Streben vereitelt; so playt er, um zu strahlen, und verbreitet sich über den Willen, da ihm das Können gewaltsam benommen ist. Grosmuth, Edelmuth und jede heldenmäßige Eigenschaft erkennen in ihm ihre Quelle.

129.

Nie sich beklagen. Das Klagen schadet stets unserm Ansehen. Es dient leichter, der Leidenschaftlichkeit Anderer ein Beispiel der Verwegenheit an die Hand zu geben, als uns den Trost des Mitleids zu verschaffen: denn dem Zuhörer zeigt es den Weg zu eben dem, worüber wir klagen, und die Kunde der ersten Beleidigung ist die Entschuldigung der zweiten. Einige geben durch ihre Klag über erlittenes Unrecht

zu neuem Anlaß, und indem ſie Hülfe oder Troſt ſuchen, erregen ſie Schadenfreude und ſogar Verachtung. Viel politiſcher iſt es, die von dem Einen erhaltenen Gunſtbezeugungen dem Andern zu rühmen, um ihn zu ähnlichen zu verpflichten: indem wir der Verbindlichkeiten erwähnen, welche wir gegen die Abweſenden fühlen, fordern wir die Anweſenden auf, ſich eben ſolche zu erwerben, und verkaufen dergeſtalt das Anſehen, in welchem wir bei dem Einen ſtehen, dem Andern. Nie alſo wird der Aufmerkſame erlittene Unbilden oder eigene Fehler bekannt machen, wohl aber die Hochſchätzung, deren er genießt: dadurch hält er ſeine Freunde feſt und ſeine Feinde in den Schranken.

130.

Thun und ſehen laſſen. Die Dinge gelten nicht für das, was ſie ſind, ſondern für das, was ſie ſcheinen. Werth haben und ihn zu zeigen verſtehen, heißt zweimal Werth haben. Was nicht geſehen wird, iſt als ob es nicht wäre. Das Recht ſelbſt kann ſeine Achtung nicht erhalten, wenn es nicht auch als Recht erſcheint. Viel größer iſt die Zahl der Getäuſchten als die der Einſichtigen. Der Betrug herrſcht vor, und man beurtheilt die Dinge von Außen; viele aber ſind weit verſchieden von dem, was ſie ſcheinen. Eine gute Außenſeite iſt die beſte Empfehlung der innern Vollkommenheit.

131.

Adel des Gemüths. Es giebt eine Großherzigkeit der Seele, einen Edelmuth des Geistes, dessen schöne Aeußerungen den Charakter in das glänzendeste Licht stellen. Dieser Adel des Gemüths ist nicht Jedermanns Sache: denn er setzt Geistesgröße voraus. Seine erste Aufgabe ist, gut vom Feinde zu reden und noch besser an ihm zu handeln. Im größten Glanz erscheint er bei den Gelegenheiten zur Rache: diese läßt er sich nicht etwa entgehen, sondern er verbessert sie sich, indem er, gerade wenn er recht siegreich ist, sie zu einer unerwarteten Großmuth benutzt. Und dabei ist er doch politisch, ja sogar der Schmuck der Staatsklugheit: nie affektirt er Siege, weil er nichts affektirt: erlangt solche jedoch sein Verdienst, so verhehlt sie sein Edelmuth.

132.

Zweimal überlegen. An Revision appelliren, giebt Sicherheit: zumal wenn man mit der Sache nicht ganz im Klaren ist, gewinne man Zeit, um entweder einzuwilligen oder sich zu verbessern. Es bieten sich neue Gründe dar, die Beschlüsse zu bekräftigen und zu bestätigen. Handelt sich's um's Geben', so wird die Gewißheit, daß die Gabe mit Ueberlegung verliehen sei, sie werther machen, als die Freude über die Schnelligkeit, und das lang Ersehnte wird immer

am höchsten geschätzt. Muß man hingegen verweigern; so gewinnt man Zeit für die Art und Weise, wie auch um das Nein zur Reife zu bringen, daß es weniger herbe schmecke; wozu noch kommt, daß wenn die erste Hitze des Begehrens vorüber ist, nachher, bei kaltem Blut, das Zurücksetzende einer Weigerung weniger empfunden wird. Dem aber, der plötzlich und eilig bittet, soll man spät bewilligen: denn jenes ist eine List, die Aufmerksamkeit zu umgehen.

133.

Besser mit Allen ein Narr, als allein gescheut, sagen politische Köpfe. Denn, wenn Alle es sind, steht man hinter Keinem zurück; und ist der Gescheute allein, wird er für den Narren gelten. So wichtig ist es: dem Strohme zu folgen. Bisweilen besteht das größte Wissen im Nichtwissen oder in der Affektation desselben. Man muß mit den übrigen leben, und die Unwissenden sind die Mehrzahl. Um allein zu leben, muß man sehr einem Gotte, oder ganz einem Thier ähnlich seyn. Doch möchte ich den Aphorismus ummodeln und sagen: besser mit den Uebrigen gescheut als allein ein Narr: denn Einige suchen Originalität in Schimären.

134.

Die Erfordernisse des Lebens doppelt besitzen: dadurch verdoppelt man sein Daseyn. Man muß nicht

von Einer Sache abhängig, noch auf Eine beſchränkt ſeyn, ſo außerordentlich ſie auch ſeyn möchte. Alles muß man doppelt haben, beſonders die Urſachen des Fortkommens, der Gunſt, des Genuſſes. Die Wandelbarkeit des Mondes iſt überſchwenglich, und ſie iſt die Gränze alles Beſtehenden, zumal aber der Dinge, die vom menſchlichen Willen abhängen, der ein gar gebrechlich Ding iſt. Gegen dieſe Gebrechlichkeit ſchütze man ſich durch etwas im Vorrath, und mache es zu einer Haupt-Lebensregel, die Veranlaſſungen des Guten und Bequemen doppelt zu haben. Wie die Natur die wichtigſten und ausgeſetzteſten Glieder uns doppelt verlieh; ſo mache die Kunſt es mit dem, wovon wir abhängen.

135.

Keinen Widerſpruchsgeiſt hegen: denn er iſt dumm und widerlich: man rufe ſeine ganze Klugheit dagegen auf. Wohl zeugt es bisweilen von Scharfſinn, daß man bei Allem Schwierigkeiten entdeckt; allein der Eigenſinn hiebei entgeht nicht dem Vorwurf des Unverſtandes. Solche Leute machen aus der ſanften, angenehmen Unterhaltung einen kleinen Krieg, und ſind ſo mehr die Feinde ihrer Vertrauten, als derer, die nicht mit ihnen umgehen. Im wohlſchmeckendeſten Biſſen fühlt man am meiſten die Gräte, die ihn durchbohrt, und ſo iſt der Widerſpruch zur Zeit der Erholung. Solche Leute ſind unverſtändig, verderblich, ein Verein des wilden mit dem dummen Thier.

136.

Sich in den Materien festsetzen und den Geschäften sogleich den Puls fühlen. Viele verirren sich in den Verzweigungen eines unnützen Ueberlegens, oder auf dem Laubwerk einer ermüdenden Redseligkeit, ohne auf das Wesen der Sache zu treffen: sie gehen hundert Mal um einen Punkt herum, ermüden sich und Andere, kommen jedoch nie auf die eigentliche Hauptsache: dies entsteht aus einem verworrenen Begriffsvermögen, welches sich nicht herauszuwickeln fähig ist. Sie verderben Zeit und Geduld mit dem, was sie sollten liegen lassen, und beide fehlen ihnen nachher für das, was sie liegen gelassen haben.

137.

Der Weise sei sich selbst genug. Jener*), der sich selbst Alles in Allem war, hatte, als er sich selbst davon trug, alles Seinige bei sich. Wenn Ein universeller Freund Rom und die ganze übrige Welt zu seyn vermag; so sei man sich selbst dieser Freund, und dann wird man allein zu leben im Stande seyn. Wen wird ein solcher Mann vermissen, wenn es keinen größern Verstand und keinen richtigern Geschmack als den seinigen giebt? Dann wird er bloß von sich

*) Diogenes.

abhängen, und es ist die höchste Seeligkeit, dem höchsten Wesen zu gleichen. Wer so allein zu leben vermag, wird in nichts dem Thiere, in Vielem dem Weisen und in Allem Gott ähnlich seyn. (Vgl. Nr. 133.)

138.

Kunst die Dinge ruhen zu lassen: und um so mehr, je wüthender die Wellen des öffentlichen oder häuslichen Lebens toben. Im Treiben des menschlichen Lebens giebt es Strudel und Stürme der Leidenschaften: dann ist es klug, sich in den sichern Hafen der Furt zurückzuziehen. Oft verschlimmern die Mittel das Uebel: darum lasse man hier dem Physischen, dort dem Moralischen seinen freien Lauf. Der Arzt braucht gleich viel Wissenschaft zum Nichtverschreiben wie zum Verschreiben, und oft besteht die Kunst gerade in Nichtanwendung der Mittel. Die Strudel im großen Haufen zu beruhigen, sei der Weg, daß man die Hand zurückziehe und sie von selbst sich legen lasse. Ein zeitiges Nachgeben für jetzt sichert den Sieg in der Folge. Eine Quelle wird durch eine kleine Störung getrübt, und wird nicht, indem man dazu thut, wieder helle, sondern indem man sie sich selber überläßt. Gegen Zwiespalt und Verwirrung ist das beste Mittel, sie ihren Lauf nehmen zu lassen: denn so beruhigen sie sich von selbst.

139.

Die Unglückslage kennen: denn es giebt dergleichen; an solchen geht nichts gut, und ändert sich auch das Spiel, doch nicht das Mißgeschick. Auf zwei Würfen muß man die Probe gemacht haben und sich zurückziehen, je nachdem man merkt, ob man seinen Tag hat oder nicht. Alles, sogar der Verstand, ist dem Wechsel unterworfen, und Keiner ist zu jeder Stunde klug; es gehört Glück dazu, richtig zu denken wie eben auch einen Brief gut abzufassen. Alle Vollkommenheiten hängen von Zeitperioden ab: die Schönheit hat nicht immer ihren Tag; die Klugheit versagt ihren Dienst, indem wir den Sachen bald zu wenig, bald zu viel thun; und alles muß, um gut auszufallen, seinen Tag haben. Ebenso gelingt auch Einigen alles schlecht, Andern alles gut und mit geringerer Anstrengung. Diese finden Alles schon gemacht, der Geist ist aufgelegt, das Gemüth in der besten Stimmung und der Glücksstern leuchtet. Dann muß man seinen Vortheil wahrnehmen und auch nicht das Geringste davon verloren gehen lassen. Jedoch wird der Mann von Ueberlegung nicht wegen Eines Unfalles den Tag entschieden für schlecht oder im umgekehrten Fall für gut erklären: denn Jenes konnte ein kleiner Verdruß, Dieses ein glücklicher Zufall seyn.

140.

Gleich auf das Gute in jeder Sache treffen. Es ist das Glück des guten Geschmacks. Die Biene geht

gleich zur Süßigkeit für ihre Honigscheibe und die Schlange zur Bitterkeit für ihr Gift. So wendet auch der Geschmack Einiger sich gleich dem Guten, Anderer dem Schlechten entgegen. Es giebt nichts, woran nicht etwas Gutes wäre, zumal ein Buch, als ein Werk der Ueberlegung. Allein Manche sind von einer so unglücklichen Sinnesart, daß sie unter tausend Vollkommenheiten sogleich den einzigen Fehler herausfinden, der dabei wäre, diesen nun tadeln und davon viel reden, als wahre Auffammler aller Auswürfe des Willens und des Verstandes Anderer: so häufen sie Register von Fehlern auf, welches mehr eine Strafe ihrer schlechten Wahl, als eine Beschäftigung ihres Scharfsinnes ist: sie haben ein trauriges Leben davon, indem sie stets am Bittern zehren und Unvollkommenheiten ihre Leibspeise sind. Glücklicher ist der Geschmack Anderer, welche unter tausend Fehlern gleich auf die einzige Vollkommenheit treffen, die ihnen zufällig aufstößt.

141.

Nicht sich zuhören. Sich selber gefallen hilft wenig, wenn man Andern nicht gefällt; und meistens straft die allgemeine Geringschätzung die selbsteigene Zufriedenheit. Wer sich selber so sehr genügt, wird es nie den Andern. Reden, und zugleich selbst zuhören wollen, geht nicht wohl; und wenn mit sich allein zu reden eine Narrheit ist, so ist es eine doppelte,

sich noch vor Andern zuhören zu wollen. Es ist eine Schwäche großer Herren, mit dem Grundsatz von „Ich sage Etwas" zu reden, zur Marter der Zuhörer: bei jedem Satz horchen sie nach Beifall oder Schmeichelei, und treiben die Geduld der Klugen aufs Aeußerste. Auch pflegen die Aufgeblasenen unter Begleitung eines Echos zu reden, und indem ihre Unterhaltung auf dem Kothurn des Dünkels einherschreitet, ruft sie bei jedem Worte die widerliche Hülfe eines dummen „wohl gesprochen" auf.

142.

Nie aus Eigensinn sich auf die schlechtere Seite stellen, weil der Gegner sich bereits auf die bessere gestellt hat. Denn sonst tritt man schon besiegt auf den Kampfplatz und wird daher nothwendig mit Schimpf und Schande abziehen müssen: mit schlechten Waffen wird man nie gut kämpfen. Im Gegner war es Schlauheit, daß er in der Erwählung des Bessern den Vorsprung gewann, im Andern aber Dummheit, daß er, um sich ihm entgegenzustellen, jetzt das Schlechtere ergriff. Dergleichen Eigensinn in Thaten bringt tiefer in die Klemme, als der in Worten; sofern mehr Gefahr beim Thun als beim Reden ist. Die Eigensinnigen zeigen ihre Gemeinheit darin, daß sie der Wahrheit zum Trotz streiten und ihrem eigenen Nutzen zum Trotz processiren. Der Kluge stellt sich nie auf die Seite der Leidenschaft, sondern immer auf die des

Rechts, sei es, daß er gleich anfangs als der Erste dahin getreten, oder erst als der Zweite, indem er sich eines Bessern bedachte. Ist, im letztern Fall, der Gegner dumm, so wird er, sich jetzt im obigen Falle befindend, nun seinen Weg ändern und auf die entgegengesetzte, folglich schlechtere Seite treten. Um ihn also vom Bessern wegzutreiben, ist das einzige Mittel, es selbst zu ergreifen: denn aus Dummheit wird er es fahren lassen, und durch diesen Eigensinn wird der Andere seiner entledigt.

143.

Nicht, aus Besorgniß trivial zu seyn, parador werden. Beide Extreme schaden unserm Ansehen. Jedes Unterfangen, welches der Gesetztheit zuwiderläuft, ist schon der Narrheit verwandt. Das Paradoxon ist gewissermaaßen ein Betrug, indem es anfangs Beifall findet, weil es durch das Neue und Pikante überrascht: allein wann nachher die Täuschung verschwindet und seine Blößen offenbar werden, nimmt es sich sehr übel aus. Es ist eine Art Gaukelei und in Staatsangelegenheiten der Ruin des Staats. Die, welche nicht auf dem Wege der Trefflichkeit es zu wahrhaft großen Leistungen bringen können, oder sich nicht daran wagen, legen sich auf das Paradoxe: von den Thoren werden sie bewundert; aber viele kluge Leute werden an ihnen zu Propheten. Es beweist eine Verschrobenheit der Urtheilskraft, und wenn es auch

bisweilen nicht auf das Falsche sich gründet, dann doch auf das Ungewisse, zur großen Gefahr wichtiger Angelegenheiten.

144.

Mit der fremden Angelegenheit auftreten, um mit der seinigen abzuziehen. Es ist ein schlaues Mittel zum Zweck: allein sogar in den Angelegenheiten des Himmels schärfen christliche Lehrer den Gebrauch dieser List ein. Es ist eine wichtige Verstellung, denn der vorgehaltene Vortheil dient als Lockspeise, den fremden Willen zu leiten: diesem scheint *seine* Angelegenheit betrieben zu werden, und doch ist sie nur da, fremdem Vorhaben den Weg zu öffnen. Man muß nie unüberlegt vorschreiten, am wenigsten, wo der Grund gefährlich ist. Ferner auch bei Leuten, deren erstes Wort Nein zu seyn pflegt, ist es räthlich, diesem Schuß auszubeugen, und ihnen die Schwierigkeit des verlangten Zugeständnisses zu verbergen, noch viel mehr aber wo ihnen gar die Umgestaltung schon ahnden könnte. — Dieser Rath gehört zu denen der „zweiten Absicht" (Nr. 13), welche sämmtlich von der äußersten Feinheit sind.

145.

Nicht den schlimmen Finger zeigen: denn sonst trifft Alles dahin; nicht über ihn klagen: denn immer klopft die Bosheit dahin, wo es der Schwäche wehe

thut. Sich zu erzürnen, würde zu nichts dienen, als den Spaß der Unterhaltung zu erhöhen. Die böse Absichtlichkeit schleicht umher, nach Gebrechen suchend, die sie aufdecken könnte, sie schlägt mit Ruthen, die Empfindung zu prüfen, und wird den Versuch tausend Mal machen, bis sie die wunde Stelle gefunden hat. Der Aufmerksame zeige nie, daß er getroffen sei, und decke sein persönliches oder erbliches Uebel niemals auf. Denn sogar das Schicksal selbst findet zuweilen Gefallen daran, uns gerade da zu betrüben, wo es am meisten wehe thut. Stets treffen seine Schläge auf die wunde Stelle: daher offenbare man weder was schmerzt, noch was erfreut, damit das Eine ende, das Andere verharre.

146.

In's Innere schauen. Man findet meistentheils die Dinge weit verschieden von dem, was sie schienen; und die Unwissenheit, welche nicht tiefer als die Rinde eingedrungen war, sieht, wann man zum Innern gelangt, ihre Täuschung schwinden. In Allem geht stets die Lüge voran, die Dummköpfe hinter sich ziehend am Seil ihrer unheilbaren Gemeinheit: die Wahrheit aber kommt immer zuletzt, langsam heranhinkend am Arme der Zeit: für sie bewahren daher die Klugen die andere Hälfte jener Fähigkeit auf, deren Werkzeug unsere gemeinsame Mutter uns weislich doppelt verliehen hat. Der Trug ist etwas sehr

oberflächliches: daher treffen, die es selbst sind, gleich auf ihn. Das Wahre und Richtige aber lebt tief zurückgezogen und verborgen, um deste höher geschätzt zu werden von seinen Weisen und Klugen.

147.

Nicht unzugänglich seyn. Keiner ist so vollkommen, daß er nicht zu Zeiten fremder Erinnerung bedürfte: von unheilbarem Unverstand ist, wer Niemanden anhören will. Sogar der Ueberlegenste soll freundschaftlichem Rathe Raum geben, und selbst die königliche Macht darf nicht die Lenksamkeit ausschließen. Es giebt Leute, die rettungslos sind, weil sie sich Allem verschließen: sie stürzen sich ins Verderben, weil Keiner sich heran wagt, sie zurückzuhalten. Auch der Vorzüglichste soll der Freundschaft eine Thüre offen halten, und sie wird die der Hülfe werden. Ein Freund muß Freiheit haben, ohne Zurückhaltung zu rathen, ja zu tadeln. Diese Autorität muß ihm unsere Zufriedenheit und unsere hohe Meinung von seiner Treue und Verständigkeit erworben haben. Nicht Allen soll man leicht Berücksichtung, oder auch nur Glauben schenken; aber im geheimen Innern seiner Vorsorge habe man einen treuen Spiegel, an einem Vertrauten, dem man Zurechtweisung und Zurückführung von Irrthümern verdanke und solche zu schätzen wisse.

148.

Die Kunſt der Unterhaltung beſitzen: denn ſie iſt es, in der ein ganzer Mann ſich producirt. Keine Beſchäftigung im Leben erfordert größere Aufmerkſamkeit: denn gerade weil ſie die gewöhnlichſte iſt, wird man durch ſie ſich heben oder ſtürzen. Iſt Behutſamkeit nöthig, einen Brief zu ſchreiben, welches eine überlegte und ſchriftliche Unterhaltung iſt; wie viel mehr bei der gewöhnlichen, in der die Klugheit eine unvorbereitete Prüfung zu beſtehen hat. Die Erfahrenen fühlen der Seele den Puls an der Zunge, und deshalb ſagte der Weiſe*): „Sprich, damit ich dich ſehe.“ Einige halten dafür, daß die Kunſt der Unterhaltung gerade darin beſtehe, daß ſie kunſtlos ſei, indem ſie locker und loſe, wie die Kleidung, ſeyn müſſe: von der Unterhaltung zwiſchen genauen Freunden gilt dies wohl; allein, wann mit Leuten, die Rückſicht verdienen, geführt, muß ſie gehaltvoller ſeyn, um eben vom Gehalt des Redenden Zeugniß zu geben. Um es recht zu treffen, muß man ſich der Gemüthsart und dem Verſtande des Mitredenden anpaſſen. Auch affektire man nicht, Worte zu kritiſiren; ſonſt wird man für einen Grammatikus gehalten: noch weniger ſei man der Fiskal der Gedanken, ſonſt werden Alle uns ihren Umgang entziehen und die Mittheilung theuer feil haben. Im Reden iſt Diskretion viel wichtiger, als Beredſamkeit.

*) Sokrates.

149.

Das Schlimme Andern aufzubürden verstehen. Ein Schild gegen das Mißwollen zu haben, ist eine große List der Regierenden. Sie entspringt nicht, wie Mißgünstige meinen, aus Unfähigkeit, vielmehr aus der höhern Absicht, Jemanden zu haben, auf den der Tadel des Mißlingens und die Strafe allgemeiner Schmähungen zurückfalle. Alles kann nicht gut ablaufen, noch kann man Alle zufrieden stellen: daher habe man, wenn auch auf Kosten seines Stolzes, so einen Sündenbock, so einen Ausbader unglücklicher Unternehmungen.

150.

Seine Sachen herauszustreichen verstehen. Der innere Werth derselben reicht nicht aus: denn nicht Alle dringen bis auf den Kern, oder schauen ins Innere; vielmehr laufen die Meisten dahin, wo schon ein Zusammenlauf ist, und gehen, weil sie Andere gehen sehen. Ein großer Theil der Kunst besteht darin, seine Sache in Ansehen zu bringen, bald durch Anpreisen, denn Lob erregt Begierde; bald durch eine treffliche Benennung, welche einer hohen Meinung sehr förderlich ist; wobei jedoch alle Affektation zu vermeiden. Ferner ist ein allgemeines Anregungsmittel, sie bloß für die Einsichtigen zu bestimmen, da Alle sich für solche halten, und wenn etwa nicht, dann der gefühlte Mangel den Wunsch erregen wird. Hingegen muß man nie seinen Gegenstand als leicht oder

gewöhnlich empfehlen, wodurch er mehr herabgesetzt als erleichtert wird: nach dem Ungewöhnlichen haschen Alle, weil es für den Geschmack wie für den Verstand anziehender ist.

151.

Voraus denken, heute auf morgen und noch auf viele Tage. Die größte Vorsicht ist, daß man der Sorge und Ueberlegung besondere Stunden bestimme. Für den Behutsamen giebt es keine Unfälle und für den Aufmerksamen keine Gefahren. Man soll nicht das Denken verschieben, bis man im Sumpfe bis an den Hals steckt, es muß zum voraus geschehen. Durch die wiederholte und gereifte Ueberlegung komme man überall dem äußersten Mißgeschick zuvor. Das Kopfkissen ist eine stumme Sibylle; und sein Beginnen vorher beschlafen, ist besser, als nachmals darüber schlaflos liegen. Manche handeln erst, und denken nachher, welches heißt, weniger auf die Folgen, als auf die Entschuldigungen bedacht seyn; Andere weder vorher noch nachher. Das ganze Leben muß ein fortgesetztes Denken seyn, damit man des rechten Weges nicht verfehle. Wiederholte Ueberlegung und Vorsicht machen es möglich, unsern Lebenslauf zum voraus zu bestimmen.

152.

Nie sich zu dem gesellen, durch den man in den Schatten gestellt wird; sei es dadurch, daß er über

uns, oder daß er unter uns stehe. Größere Vorzüge finden größere Verehrung: da wird der Andere immer die Hauptrolle spielen, wir die zweite: bleibt für uns ja noch einige Werthschätzung, so ist es, was er übrig läßt. Der Mond glänzt, so lange er allein bei den Sternen ist: kommt die Sonne, wird er unscheinbar oder unsichtbar. Nie also schließe man sich dem an, durch den man verdunkelt, sondern dem, durch den man herausgehoben wird. Durch dieses Mittel konnte die kluge Fabula, beim Martial, schön erscheinen und glänzen, wegen der Häßlichkeit und des schlechten Anzuges ihrer Begleiterinnen. Ebenso wenig aber soll man durch einen schlechten Kumpan sich in Gefahr setzen, und nicht auf Kosten seines eigenen Ansehens einem Andern Ehre erzeigen. Ist man noch im Werden, so halte man sich zu den Ausgezeichneten; aber als gemachter Mann zu den Mittelmäßigen.

153.

Man hüte sich einzutreten, wo eine große Lücke auszufüllen ist: thut man es jedoch, so sei man sicher, den Vorgänger zu übertreffen: ihm nur gleichzukommen, erfordert schon doppelten Werth. Wie es fein ist, dafür zu sorgen, daß der Nachfolger uns zurücksehnt mache; so ist es auch schlau, zu verhüten, daß der Vorgänger uns nicht verdunkle. Eine große Lücke auszufüllen, ist schwer; denn stets erscheint das

Vergangene als das Beſſere, und ſogar dem Vorgänger gleich zu ſeyn, iſt nicht hinreichend, weil er ſchon den Erſtbeſitz voraus hat. Daher muß man noch Vorzüge hinzuzufügen haben, um den Andern aus ſeinem Beſitz der höhern Meinung herauszuwerfen.

154.

Nicht leicht glauben und nicht leicht lieben. Die Reife des Geiſtes zeigt ſich an der Langſamkeit im Glauben. Die Lüge iſt ſehr gewöhnlich; ſo ſei der Glaube ungewöhnlich. Wer ſich leicht hinreißen ließ, ſteht nachher beſchämt. Inzwiſchen ſoll man ſeinen Zweifel an die Ausſage des Andern nicht zu erkennen geben, weil dieſes unhöflich, ja beleidigend wäre, indem man den Bezeugenden dadurch zum Betrüger oder zum Betrogenen macht. Sogar aber iſt dies noch nicht der größte Uebelſtand; ſondern der, daß Ungläubigſeyn ſelbſt einen Lügner verräth: denn ein ſolcher leidet an zwei Uebeln, dem, nicht zu glauben, und dem, keinen Glauben zu finden. Die Zurückhaltung des Urtheils iſt immer klug im Hörer; der Sprecher aber berufe ſich auf den, von dem er es hat. Eine verwandte Art der Unbedachtſamkeit iſt das leichte Verleihen ſeiner Zuneigung: denn nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Werken wird gelogen, und letztere Art des Betrugs iſt viel gefährlicher.

155.

Die Kunst, in Zorn zu gerathen. Wenn es möglich ist, trete vernünftige Ueberlegung dem gemeinen Aufbrausen in den Weg, und dem Vernünftigen wird dies nicht schwer seyn. Geräth man aber in Zorn, so sei der erste Schritt, zu bemerken, daß man sich erzürnt: dadurch tritt man gleich mit Herrschaft über den Affekt auf; jetzt messe man die Nothwendigkeit ab, bis zu welchem Punkt des Zorns man zu gehen hat, und dann nicht weiter: mit dieser überlegenen Schlauheit gelangt man in und wieder aus dem Zorn. Man verstehe gut und zu rechter Zeit einzuhalten: denn das Schwierigste beim Laufen ist das Stillestehen. Ein großer Beweis von Verstand ist es, klug zu bleiben bei den Anwandlungen der Narrheit. Jede übermäßige Leidenschaft ist eine Abweichung von unserer vernünftigen Natur. Allein bei jener meisterhaften Aufmerksamkeit wird die Vernunft nie zu Falle kommen und nicht die Schranken der großen Obhut seiner selbst überschreiten. Um eine Leidenschaft zu bemeistern, muß man stets den Zaum der Aufmerksamkeit in der Hand behalten: dann wird man der erste „Kluge zu Pferde" *) seyn, wo nicht gar noch auch der letzte.

*) Spanisches Sprichwort: Keiner ist klug zu Pferde.

1566.

Die Freunde seiner Wahl: denn erst nachdem der Verstand sie geprüft und das wechselnde Glück sie erprobt hat, sollen sie es seyn, erkohren, nicht bloß durch die Neigung, sondern auch durch die Einsicht. Obgleich hierin es gut zu treffen, das Wichtigste im Leben ist, wird doch die wenigste Sorgfalt darauf verwendet. Einige Freunde führt ihre Zudringlichkeit, die meisten der Zufall uns zu. Und doch wird man nach seinen Freunden beurtheilt: denn nie war Uebereinstimmung zwischen dem Weisen und den Unwissenden. Inzwischen ist, daß man Geschmack an Jemanden findet, noch kein Beweis genauer Freundschaft: es kann mehr von der Kurzweil an seiner Unterhaltung, als von dem Zutrauen zu seinen Fähigkeiten herrühren. Es giebt ächte und unächte Freundschaften, diese zum Ergötzen, jene zur Fruchtbarkeit an gelungenen Gedanken und Thaten. Wenige sind Freunde der Person, die Meisten der Glücksumstände. Die tüchtige Einsicht Eines Freundes nützt mehr, als der gute Wille vieler andern: daher verdanke man sie seiner Wahl, nicht dem Zufall. Ein Kluger weiß Verdrießlichkeiten zu vermeiden; aber ein dummer Freund schleppt sie ihm zu. Auch wünsche man seinen Freunden nicht zu großes Glück, wenn man sie behalten will.

157.

Sich nicht in den Personen täuschen, welches die schlimmste und leichteste Täuschung ist. Besser man werde im Preise, als in der Waare betrogen. Bei Menschen mehr, als bei allem Andern, ist es nöthig ins Innere zu schauen. Sachen verstehen und Menschen kennen, sind zwei weit verschiedene Dinge. Es ist eine tiefe Philosophie, die Gemüther zu ergründen, und die Charaktere zu unterscheiden. So sehr als die Bücher, ist es nöthig die Menschen studirt zu haben.

158.

Seine Freunde zu nutzen verstehen. Auch hiebei hat die Klugheit ihre Kunst. Einige sind gut in der Ferne, Andere in der Nähe. Mancher taugt nicht für die Unterredung, aber sehr für den Briefwechsel: denn die Entfernung nimmt einige Fehler hinweg, welche in der Nähe unerträglich waren. Nicht bloß Ergötzen, sondern auch Nutzen muß man aus seinem Freunde schöpfen: denn er muß die drei Eigenschaften besitzen, welche einige dem Guten, andere dem Dinge überhaupt beilegen: Einheit, Güte und Wahrheit.*) Denn der Freund ist Alles in Allem. Wenige taugen zu guten Freunden, und daß man sie nicht zu wählen versteht.

*) Quodlibet ens est unum, verum, bonum. Satz aus der Scholastischen Philosophie.

macht ihre Zahl noch kleiner. Sie ſich erhalten, iſt mehr, als ſie zu erwerben wiſſen. Man ſuche ſolche, welche für die Dauer ſeyn können, und ſind ſie auch anfangs neu; ſo beruhige man ſich dabei, daß ſie alt werden können. Durchaus die beſten ſind die von vielem Salz, wenn auch die Prüfung einen Scheffel koſtet. Keine Einöde iſt ſo traurig, als ohne Freund zu ſeyn. Die Freundſchaft vermehrt das Gute und vertheilt das Schlimme: ſie iſt das einzige Mittel gegen das Unglück und iſt das Freiathmen der Seele.

159.

Die Narren ertragen können. Stets ſind die Weiſen ungeduldig: denn wer ſein Wiſſen vermehrt, vermehrt ſeine Ungeduld. Große Einſicht iſt ſchwer zu befriedigen. Die erſte Lebensregel, nach Epiktet, iſt das Ertragenkönnen, worauf er die Hälfte der Weisheit zurückführt.*) Müſſen nun alle Arten von Narrheit ertragen werden, ſo wird es großer Geduld bedürfen. Oft haben wir am meiſten von denen zu erdulden, von welchen wir am meiſten abhängen: eine dienliche Uebung der Selbſtüberwindung. Aus der Geduld geht der unſchätzbare Frieden hervor, welcher das Glück der Welt iſt. Wer aber zum Dulden kein Gemüth hat, ziehe ſich zurück in ſich ſelbſt, wenn er anders auch nur ſich ſelbſt wird ertragen können.

*) Ἀνέχεσθαι καὶ ἀπέχεσθαι.

160.

Aufmerkſamkeit auf ſich im Reden: wenn mit Nebenbuhlern, aus Vorſicht; wenn mit Andern, des Anſtands halber. Ein Wort nachzuſchicken, iſt immer Zeit, nie eins zurückzurufen. Man rede wie im Teſtament: je weniger Worte, deſto weniger Streit. Beim Unwichtigen übe man ſich für das Wichtige. Das Geheimnißvolle hat einen gewiſſen göttlichen Anſtrich. Wer im Sprechen leichtfertig iſt, wird bald überwunden oder überführt ſeyn.

161.

Seine Lieblingsfehler kennen. Auch der vollkommenſte Menſch wird dergleichen haben, und entweder iſt er mit ihnen vermählt, oder in geheimer Liebſchaft. Oft liegen ſie im Geiſte, und je größer dieſer iſt, deſto größer auch ſie, oder auch deſto auffallender. Nicht, daß der Inhaber ſie nicht kennen ſollte; ſondern er liebt ſie, ein doppeltes Uebel: leidenſchaftliche Neigung, und für Fehler. Sie ſind Schandflecke der Vollkommenheiten und Andern ſo widerlich, als ihm ſelbſt wohlgefällig. Hier nun gilt es eine kühne Selbſtüberwindung, um ſeine übrigen Vorzüge von ſolchem Makel zu befreien. Denn darauf ſtoßen Alle; und wann ſie das übrige Gute, welches ſie bewundern, zu loben haben, halten ſie bei dieſem Anſtoß ſtill und ſchwärzen ihn möglichſt an, zur Verunglimpfung der ſonſtigen Talente.

162.

Ueber Nebenbuhler und Widerſacher zu triumphiren verſtehen. Sie zu verachten, reicht nicht aus, wiewohl es vernünftig iſt; ſondern Edelmuth iſt die Sache. Ueber jedes Lob erhaben iſt, wer gut redet von dem, der von ihm ſchlecht redet. Keine heldenmüthigere Rache giebt es, als die der Talente und Verdienſte, welche die Neider beſiegen und martern. Jede neu erlangte Stufe des Glücks iſt ein feſteres Zuſchnüren des Stranges am Halſe des Mißgünſtigen, und der Ruhm des Angefeindeten iſt die Hölle des Nebenbuhlers: es iſt die größte aller Strafen, denn aus dem Glück bereitet ſie Gift. Nicht Ein Mal ſtirbt der Neider, ſondern ſo oft als das Beifallsrufen dem Beneideten ertönt: die Unvergänglichkeit des Ruhmes des Einen iſt das Maaß der Quaal des Andern: endlos lebt Jener für die Ehre und Dieſer für die Pein. Die Poſaune des Ruhms verkündet Jenem Unſterblichkeit, Dieſem den Tod durch den Strang, wenn er nicht abwarten will, daß der Neid ihn verzehrt habe.

163.

Nie, aus Mitleid gegen den Unglücklichen, ſein Schickſal auch ſich zuziehen. Was für den Einen ein Mißgeſchick, iſt oft für den Andern die glücklichſte Begebenheit: denn Keiner könnte beglückt ſeyn, wenn nicht

viele Andere unglücklich wären. Es ist den Unglücklichen eigenthümlich, daß sie leicht den guten Willen der Leute erlangen, indem diese durch ihre unnütze Gunst die Schläge des Schicksals ausgleichen möchten: und bisweilen sah man den, welcher auf dem Gipfel des Glücks Allen ein Abscheu war, im Unglück von Allen bemitleidet: die Rachgier gegen den Erhobenen hatte sich in Theilnahme für den Gefallenen verwandelt. Jedoch der Kluge merke auf, wie das Schicksal die Karten mischt. Leute giebt es, die man stets nur mit Unglücklichen gehen sieht, und der, den sie als einen Beglückten gestern flohen, steht heute als ein Unglücklicher an ihrer Seite. Das zeugt bisweilen von einem edeln Gemüth, jedoch nicht von Klugheit.

164.

Einige Luftstreiche thun, um die Aufnahme, welche manche Dinge finden würden, vorläufig zu untersuchen, zumal solche, über deren Billigung oder Gelingen man Mißtrauen hegt. Man kann sich dadurch des guten Ausgangs vergewissern und behält immer Raum, entweder Ernst zu machen, oder einzulenken. Man prüft auf diese Art die Neigungen, und der Aufmerksame lernt seinen Grund und Boden kennen, welches die wichtigste Verkehr ist beim Bitten, beim Lieben und beim Regieren.

165.

Ein redlicher Widerſacher ſeyn. Der Mann von Verſtand kann genöthigt werden, ein Widerſacher, aber nicht, ein nichtswürdiger Widerſacher zu ſeyn. Jeder muß handeln als der, welcher er iſt, nicht als der, wozu ſie ihn machen möchten. Der Edelſinn beim Kampf mit Nebenbuhlern erwirbt Beifall: man kämpfe ſo, daß man nicht bloß durch die Uebermacht, ſondern auch durch die Art zu verfahren ſiegreich ſei. Ein niederträchtiger Sieg iſt kein Ruhm, vielmehr eine Niederlage. Immer behält der Edelmuth die Oberhand. Der rechtliche Mann gebraucht nie verbotene Waffen: dergleichen aber ſind die der beendigten Freundſchaft gegen den begonnenen Haß, da man nie das geſchenkte Zutrauen zur Rache benutzen darf. Alles, was nach Verrath auch nur riecht, befleckt den guten Namen. In Leuten, die auf Achtung Anſpruch haben, befremdet jede Spur von Niedrigkeit: Seelenadel und Verworfenheit müſſen weit aus einander bleiben. Man ſetze ſeinen Ruhm darin, daß wenn Edelſinn, Großmuth und Treue ſich aus der Welt verloren hätten, ſie in unſerer Bruſt noch wiederzufinden ſeyn würden.

166.

Den Mann von Worten von dem von Werken unterſcheiden. Dieſe Unterſcheidung erfordert die größte

Genauigkeit, eben wie die der Freunde, der Personen und der Aemter; da alle diese Dinge große Verschiedenheiten haben. Weder gute Worte, noch schlechte Werke, ist schon schlimm; aber weder schlechte Worte, noch gute Werke, ist schlimmer. Worte kann man nicht essen, sie sind Wind; und von Artigkeiten kann man nicht leben, sie sind ein höflicher Betrug. Die Vögel mit dem Lichte fangen, ist das wahre Blenden. Die Eiteln lassen sich mit Wind abspeisen. Die Worte sollen das Unterpfand der Werke seyn, und dann haben sie ihren Werth. Die Bäume, die keine Frucht, sondern nur Blätter tragen, pflegen ohne Mark zu seyn: man muß sie kennen, die einen zum Nutzen, die andern zum Schatten.

167.

Sich zu helfen wissen. In großen Gefahren giebt es keinen bessern Gefährten, als ein wackeres Herz: und sollte es schwach werden; so müssen die benachbarten Theile ihm aushelfen. Die Mühseligkeiten verringern sich dem, der sich zu helfen weiß. Man muß nicht dem Schicksal die Waffen strecken: denn da würde es sich vollends unerträglich machen. Manche helfen sich gar wenig in ihren Widerwärtigkeiten und verdoppeln solche, weil sie sie nicht zu tragen verstehen. Der, welcher sich schon kennt, kommt seiner Schwäche durch Ueberlegung zu Hülfe, und der Kluge besiegt Alles, sogar das Gestirn.

168.

Nicht zu einem Ungeheuer von Narrheit werden. Dergleichen sind alle Eitele, Anmaaßliche, Eigensinnige, Kapriziöse, von ihrer Meinung nicht Abzubringende, Ueberspannte, Gesichterschneider, Possenreisser, Neuigkeitskrämer, Paradoxisten, Sektirer und verschrobene Köpfe jeder Art: sie sind alle Ungeheuer von Ungebührlichkeit. Aber jede Mißgestalt des Geistes ist häßlicher als die des Leibes, weil sie einer höheren Gattung von Schönheit widerstreitet. Allein, wer soll einer so großen und gänzlichen Verstimmung zu Hülfe kommen? Wo die große Obhut seiner selbst fehlt, ist keine Leitung mehr möglich: und an die Stelle eines nachdenkenden Bemerkens des fremden Spottes, ist der falsche Dünkel eines eingebildeten Beifalls getreten.

169.

Mehr darauf wachen, nicht Ein Mal zu fehlen, als hundert Mal zu treffen. Nach der strahlenden Sonne sieht Keiner, aber Alle nach der verfinsterten. Die gemeine Kritik der Welt wird dir nicht was dir gelungen, sondern was du verfehlt hast nachrechnen. Die üble Nachrede trägt den Ruf der Schlechten weiter, als der erlangte Beifall den der Guten. Viele kannte die Welt nicht eher, als bis sie sich vergangen hatten. Alle gelungenen Leistungen eines Mannes zusammengenommen sind nicht hinreichend, einen ein-

zigen und kleinen Makel auszulöschen. Also komme Jeder vom Irrthum hierüber zurück, und wisse, daß Alles was er je schlecht gemacht, jedoch nichts von dem, was er gut gemacht, von den Uebelwollenden angemerkt werden wird.

170.

Bei allen Dingen stets etwas in Reserve haben. Dadurch sichert man seine Bedeutsamkeit. Nicht alle seine Fähigkeiten und Kräfte soll man sogleich und bei jeder Gelegenheit anwenden. Auch im Wissen muß es eine Arriere-Garde geben: man verdoppelt dadurch seine Vollkommenheiten. Stets muß man etwas haben, wozu man, bei der Gefahr eines schlechten Ausgangs, seine Zuflucht nehmen kann. Der Entsatz leistet mehr als der Angriff; weil er Werth und Ansehen hervorhebt. Der Kluge geht stets mit Sicherheit zu Werke: und auch in der hier betrachteten Rücksicht gilt jenes pikante Paradoxon: „mehr ist die Hälfte, als das Ganze." *)

171.

Die Gunst nicht verbrauchen. Die großen Gönner sind für die großen Gelegenheiten. Ein großes Zutrauen soll man nicht zu kleinen Dingen in Anspruch nehmen: denn das hieße die Gunst vergeuden. Das

*) Hesiodus.

heiligs Anker bleibe stets für die äußerste Gefahr aufbewahrt. Wenn man zu geringen Zwecken das Große mißbraucht, was wird denn nachmals übrig bleiben? Keine Sache hat höhern Werth, als Beschützer; und nichts ist heut zu Tage kostbarer, als die Gunst: sie baut die Welt auf und zerstört sie: sogar Geist kann sie geben und nehmen. So günstig Natur und Ruhm den Weisen sind, so neidisch ist gegen sie gewöhnlich das Glück. Es ist wichtiger, sich die Gunst der Mächtigen zu erhalten, als Gut und Habe.

172.

Sich nicht mit dem einlassen, der nichts zu verlieren hat. Denn dadurch geht man einen ungleichen Kampf ein. Der Andere tritt sorglos auf: denn er hat sogar die Schaam verloren, ist mit Allem fertig geworden und hat weiter nichts zu verlieren. Daher wirft er sich zu jeder Ungebührlichkeit auf. So schrecklicher Gefahr darf man nie seinen unschätzbaren Ruf aussetzen, der so viele Jahre zu erwerben gekostet hat und jetzt in Einem Augenblick verloren gehen kann, indem ein einziger schmählicher Unfall so vielen heißen Schweiß vergeblich machen würde. Der Mann von Pflicht- und Ehr-Gefühl nimmt Anstand, weil er viel zu verlieren hat: er zieht sein Ansehen und dann das des Andern in Erwägung: nur mit Behutsamkeit läßt er sich ein und geht dann mit solcher Zurück-

haltung zu Werke, daß die Vorſicht Raum behält, ſich zu rechter Zeit zurückzuziehen und ſein Anſehen in Sicherheit zu bringen. Denn nicht einmal durch einen glücklichen Ausgang würde er das gewinnen, was er ſchon dadurch verloren hätte, daß er ſich einem unglücklichen ausſetzte.

173.

Nicht von Glas ſeyn im Umgang, noch weniger in der Freundſchaft. Einige brechen ungemein leicht, wodurch ſie ihren Mangel an Beſtand zeigen. Sich ſelbſt erfüllen ſie mit vermeintlichen Beleidigungen und die Andern mit Widerwillen. Die Beſchaffenheit ihres Gemüths iſt zarter als die ihres Augenſterns, da ſie weder im Scherz noch im Ernſt eine Berührung duldet. Die unbedeutendeſten Kleinigkeiten beleidigen ſie: es bedarf keiner Ausfälle. Wer mit ihnen umgeht, muß mit der äußerſten Behutſamkeit verfahren, ſtets ihre Zartheit berückſichtigen und ſogar ihre Miene beobachten, da der geringſte Uebelſtand ihnen Verdruß erregt. Dies ſind meiſtens ſehr eigene Leute, Sklaven ihrer Laune, der zu Liebe ſie Alles über den Haufen würfen, und Götzendiener ihrer eingebildeten Ehre. Dagegen iſt das Gemüth eines Liebenden hart und ausdauernd, wie ein Diamant, und daher ein Amant ein halber Diamant zu nennen.

174.

Nicht haſtig leben. Die Sachen zu vertheilen wiſſen, heißt ſie zu genießen verſtehen. Viele ſind mit ihrem Glück früher als mit ihrem Leben zu Ende: ſie verderben ſich die Genüſſe, ohne ihrer froh zu werden: und nachher möchten ſie umkehren, wann ſie ihres weiten Vorſprungs inne werden. Sie ſind Poſtillione des Lebens, die zu dem allgemeinen raſchen Lauf der Zeit noch das ihnen eigene Stürzen hinzufügen. Sie möchten in Einem Tage verſchlingen, was ſie kaum im ganzen Leben verdauen könnten. Vor den Freuden des Lebens ſind ſie immer voraus, verzehren ſchon die kommenden Jahre, und da ſie ſo eilig ſind, werden ſie ſchnell mit Allem fertig. Man ſoll ſogar im Durſt nach Wiſſen ein Maaß beobachten, damit man nicht die Dinge lerne, welche es beſſer wäre nicht zu wiſſen. Wir haben mehr Tage als Freuden zu erleben. Man ſei langſam im Genießen, ſchnell im Wirken: denn die Geſchäfte ſieht man gern, die Genüſſe ungern beendigt.

175.

Ein Mann von Gehalt ſeyn: und wer es iſt, findet kein Genüge an denen, die es nicht ſind. Ein elendes Ding iſt äußeres Anſehen, welchem kein innerer Gehalt zum Grunde liegt. Nicht Alle, die ganze Leute zu ſeyn ſcheinen, ſind es; vielmehr ſind manche

trügeriſch: von Schimären geſchwängert gebären ſie Betrügereien, wobei ſie von Andern, ihnen ähnlichen, unterſtützt werden, welche am Ungewiſſen, welches ein Betrug verheißt, weil es recht viel iſt, mehr Gefallen finden, als am Sichern, welches eine Wahrheit verſpricht, weil es nur wenig iſt. Am Ende nehmen ihre Hirngeſpinſte ein ſchlechtes Ende, weil ſie ohne feſte und tüchtige Grundlage waren. Ein Betrug macht viele andere nothwendig, daher denn das ganze Gebäude ſchimäriſch iſt, und, weil in der Luft erbaut, nothwendig zur Erde herabfallen muß. Falſch angelegte Dinge ſind nie von Beſtand: ſchon daß ſie ſo viel verheißen, muß ſie verdächtig machen; wie das, was zu viel beweiſt, ſelbſt nicht richtig ſeyn kann.

176.

Einſicht haben, oder den anhören, der ſie hat. Ohne Verſtand, eigenen oder geborgten, läßt ſich's nicht leben. Allein Viele wiſſen nicht, daß ſie nichts wiſſen, und Andere glauben zu wiſſen, wiſſen aber nichts. Gebrechen des Kopfs ſind unheilbar, und da die Unwiſſenden ſich nicht kennen, ſuchen ſie auch nicht was ihnen abgeht. Manche würden weiſe ſeyn, wenn ſie nicht es zu ſeyn glaubten. Daher kommt es, daß, obwohl die Orakel der Klugheit ſelten ſind, dieſe dennoch unbeſchäftigt leben, weil Keiner ſie um

Rath frägt. Sich berathen, ſchmälert nicht die Größe und zeugt nicht vom Mangel eigner Fähigkeit, vielmehr iſt, ſich gut berathen, ein Beweis derſelben. Man überlege mit der Vernunft, damit man nicht widerlegt werde vom unglücklichen Ausgang.

177.

Den vertraulichen Fuß im Umgang ablehnen. Weder ſich, noch Andern darf man ihn erlauben. Wer ſich auf einen vertraulichen Fuß ſetzt, verliert ſogleich die Ueberlegenheit, welche ſeine Untadelhaftigkeit ihm gab, und in Folge davon auch die Hochachtung. Die Geſtirne, weil ſie mit uns ſich nicht gemein machen, erhalten ſich in ihrem Glanz. Das Göttliche gebietet Ehrfurcht. Jede Leutſeligkeit bahnt den Weg zur Geringſchätzung. Es iſt mit den menſchlichen Dingen ſo, daß, je mehr man ſie beſitzt und hält, deſto weniger hält man von ihnen: denn die offene Mittheilung legt die Unvollkommenheit offen dar, welche die Behutſamkeit bedeckte. Mit Niemanden iſt es räthlich ſich auf einen vertrauten Fuß zu ſetzen, nicht mit Höhern, weil es gefährlich, nicht mit Geringern, weil es unſchicklich iſt, am wenigſten aber mit gemeinen Leuten, weil ſie aus Dummheit verwegen ſind, und die Gunſt, welche man ihnen erzeigt, verkennend, ſolche für Schuldigkeit halten. Die große Leutſeligkeit iſt der Gemeinheit verwandt.

178.

Seinem Herzen glauben, zumal wenn es erprobt ist: dann verſage man ihm nicht das Gehör, da es oft das vorherverkündet, woran am meiſten gelegen. Es iſt ein Hausorakel. Viele ſind durch das um gekommen, was ſie ſtets gefürchtet hatten: was half aber das Fürchten, wenn ſie nicht vorbeugten. Manche haben, als einen Vorzug ihrer begünſtigten Natur, ein recht wahrhaftes Herz, welches ſie allemal warnt und Lärm ſchlägt, wann Unglück droht, damit man ihm vorbeuge. Es zeugt nicht von Klugheit, daß man den Uebeln entgegengeht; es ſei denn um ſie zu überwinden.

179.

Die Verſchwiegenheit iſt das Siegel eines fähigen Kopfes. Eine Bruſt ohne Geheimniß iſt ein offner Brief. Wo der Grund tief iſt, liegen auch die Geheimniſſe in großer Tiefe: denn da giebt es weite Räume und Höhlungen, in welche die Dinge von Wichtigkeit verſenkt werden. Die Verſchwiegenheit entſpringt aus einer mächtigen Selbſtbeherrſchung, und ſich in dieſem Stücke zu überwinden, iſt ein wahrer Triumph. So Vielen man ſich entdeckt, ſo Vielen macht man ſich zinsbar. In der gemäßigten Stimmung des Innern beſteht die Geſundheit der Vernunft. Die Gefahren, mit welchen die Verſchwiegenheit zu kämpfen hat, ſind die mancherlei Verſuche der Andern, das Widerſprechen,

in der Absicht sie dadurch zu verleiten, die Stichelreden, um etwas aufzujagen: bei welchem Allem der Aufmerksame verschlossener als je wird. Das, was man thun soll, muß man nicht sagen; und das, was man sagen soll, muß man nicht thun.

180.

Wie sich nach dem richten, was der Gegner jetzt zu thun hätte. Der Dumme wird nie das thun, was der Kluge angemessen erachtet, weil er das Passende nicht herausfindet: ist er hingegen ein wenig klug; so wird er einen Schritt, den der Andere vorhergesehen, ja ihm vorgebaut hat, grade deshalb nicht ausführen. Man muß die Sachen von beiden Gesichtspunkten aus durchdenken, sie sorgfältig von beiden Seiten betrachten und sie zu einem doppelten Ausgang vorbereiten. Die Urtheile sind verschieden: der Unentschiedene bleibe aufmerksam und nicht sowohl auf das, was geschehen wird, als auf das, was geschehen kann, bedacht.

181.

Ohne zu lügen, nicht alle Wahrheiten sagen. Nichts erfordert mehr Behutsamkeit als die Wahrheit: sie ist ein Aderlaß des Herzens. Es gehört gleich viel dazu, sie zu sagen und sie zu verschweigen zu verstehen. Man verliert durch eine einzige Lüge den ganzen Ruf seiner Unbescholtenheit. Der Betrug gilt für ein Vergehen und der Betrüger für falsch, wel-

ches noch ſchlimmer iſt. Nicht alle Wahrheiten kann man ſagen, die einen nicht, unſer ſelbſt wegen, die andern nicht, des Andern wegen.

182.

Ein Gran Kühnheit bei Allem, iſt eine wichtige Klugheit. Man muß ſeine Meinung von Andern mäßigen, um nicht ſo hoch von ihnen zu denken, daß man ſich vor ihnen fürchte. Nie bemächtige ſich die Einbildungskraft des Herzens. Viele ſcheinen gar groß, bis man ſie perſönlich kennen lernt: dann aber dient ihr Umgang mehr, die Täuſchung zu zerſtören, als die Werthſchätzung zu erhöhen. Keiner überſchreitet die engen Gränzen der Menſchheit: Alle haben ihr Gebrechen, bald im Kopfe, bald im Herzen. Amt und Würde giebt eine ſcheinbare Ueberlegenheit, welche ſelten von der perſönlichen begleitet wird: denn das Schickſal pflegt ſich an der Höhe des Amtes durch die Geringfügigkeit der Verdienſte zu rächen. Die Einbildungskraft iſt aber immer im Vorſprung und malt die Sachen viel herrlicher, als ſie ſind: ſie ſtellt ſich nicht bloß vor, was iſt, ſondern auch was ſeyn könnte. Die durch ſo viele Erfahrungen von Täuſchungen zurückgebrachte Vernunft weiſe jene zurecht. Doch ſoll ſo wenig die Dummheit verwegen, als die Tugend furchtſam ſeyn. Und wenn ſogar der Einfalt ihr Selbſtvertrauen oft durchhalf; wie viel mehr dem Werthe und dem Wiſſen.

183.

Nichts gar zu feſt ergreifen. Jeder Dumme iſt feſt überzeugt; und jeder feſt Ueberzeugte iſt dumm: je irriger ſein Urtheil, deſto größer ſein Starrſinn. Sogar wo man augenfällig Recht hat, ſteht es ſchön an, nachzugeben: denn die Gründe, die wir für uns haben, ſind nicht unbekannt, und nun ſieht man unſere Artigkeit. Man verliert mehr durch ein halsſtarriges Behaupten, als man durch den Sieg gewinnen kann: denn das heißt nicht ein Verfechter der Wahrheit, ſondern der Grobheit ſeyn. Es giebt eiſerne Köpfe, die im höchſten und äußerſten Grade ſchwer zu überzeugen ſind: kommt nun zum Feſtüberzeugtſeyn noch der grillenhafte Eigenſinn: ſo gehen beide eine unzertrennliche Verbindung mit der Narrheit ein. Die Feſtigkeit gehört in den Willen; nicht in den Verſtand. Doch giebt es Fälle, die hievon eine Ausnahme geſtatten, wo man nämlich verloren wäre, wenn man ſich doppelt, erſt im Urtheil und in Folge davon in der Ausführung beſiegen ließe.

184.

Nicht ceremoniös ſeyn. Sogar in einem Könige war die Affektation hierin als eine Sonderbarkeit weltkundig. Wer in dieſem Punkte krittlich iſt, macht ſich läſtig: und doch haben ganze Nationen dieſe Eigenheit. Das Kleid der Narrheit iſt aus ſolchen Dingen zuſammengenäht: Leute dieſes Schlages ſind

Götzendiener ihrer Ehre und zeigen doch, daß sie auf wenig gegründet ist, da sie fürchten, daß Alles dieselbe verletzen könne. Es ist gut, auf Achtung zu halten: aber man gelte nicht für einen großen Ceremonienmeister. Allerdings ist es wahr, daß ein Mann ohne alle Umstände, ausgezeichneter Tugenden bedarf. Man soll die Höflichkeit weder affektiren noch verachten: es zeugt nicht von Größe, daß man in Kleinigkeiten eigen ist.

185.

Nie sein Ansehen von der Probe eines einzigen Versuchs abhängig machen: denn mißglückt er, so ist der Schaden unersetzlich. Es kann leicht kommen, daß man ein Mal fehlt, und besonders das erste. Zeit und Gelegenheit sind nicht immer günstig: daher man sagt, Jemand habe seinen glücklichen Tag. Seinen zweiten Versuch stelle man durch Verbindung mit dem ersten sicher: dann wird, er mag gelingen oder mißglücken, der erste seine Ehrenrettung seyn. Imm.“ muß man seine Zuflucht zu einer Verbesserung nehmen und sich auf ein Mehreres berufen können. Die Dinge hängen von gar vielen und mancherlei Zufälligkeiten ab; daher eben der glückliche Ausgang so selten ist.

186.

Fehler als solche erkennen, auch wenn sie in noch so hohem Ansehen stehen. Der Makellose verkenne

das Laſter nicht, auch wenn es ſich in Gold und Seide kleidet: ja es wird bisweilen eine goldene Krone tragen, deshalb aber doch nicht weniger verwerflich ſeyn. Die Sklaverei bleibt niederträchtig, ſo ſehr man ſie durch die Hoheit des Herrn beſchönigen möchte. Die Laſter können hoch ſtehen, ſind aber deshalb doch nichts Hohes. Manche ſehen, daß jener große Mann mit dieſem oder jenem Fehler behaftet iſt; aber ſie ſehen nicht, daß er keineswegs durch denſelben ein großer Mann iſt. Das Beiſpiel der Höhern hat eine ſolche Ueberredungskraft, daß es uns ſogar zu Häßlichkeiten beredet, und ſelbſt die des Geſichts von Schmeichlern bisweilen affektirt wurden, welche jedoch nicht begriffen, daß wenn man bei den Großen gegen dergleichen die Augen verſchließt, man es an den Geringen verabſcheut.

187.

Was Gunſt erwirbt, ſelbſt verrichten, was Ungunſt, durch Andere. Durch das erſtere gewinnt man die Liebe, durch das andere entgeht man dem Uebelwollen. Dem großen Mann giebt Gutes thun mehr Genuß, als Gutes empfangen: ein Glück ſeines Edelmuths. Nicht leicht wird man Andern Schmerz verurſachen, ohne, entweder durch Mitleid, oder durch Vergeltung, ſelbſt wieder Schmerz zu erdulden. Von Oben kann man nur durch Lohn oder Strafe wirken: da ertheile man das Gute unmittelbar, das Schlimme

mittelbar. Man habe Jemanden, auf den die Schläge der Unzufriedenheit, welches Haß und Schmähungen sind, treffen. Denn die Wuth des Pöbels gleicht der der Hunde: die Ursache ihres Leidens verkennend, wendet sie sich wider das Werkzeug, welches, wiewohl nicht die Hauptschuld tragend, für die unmittelbare büßen muß.

188.

Löbliches zu berichten haben. Es erhöht die gute Meinung von unserm Geschmack, indem es anzeigt, daß derselbe anderwärts das Vortreffliche kennen gelernt hat und daher auch hier es zu schätzen wissen wird: denn wer vordem Vollkommenheiten zu würdigen gewußt hat, wird ihnen auch nachmals Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zudem giebt es Stoff zur Unterhaltung, zur Nachahmung, und befördert lebenswerthe Kenntnisse. Man erzeigt dadurch, auf eine sehr feine Weise, den gegenwärtigen Vollkommenheiten eine Höflichkeit. Andere machen es umgekehrt: sie begleiten ihre Erzählung immer mit Tadel und wollen dem Gegenwärtigen durch Herabsetzung des Abwesenden schmeicheln. Dies glückt ihnen bei oberflächlichen Leuten, welche nicht inne werden, wie listig sie, bei einem Jeden, recht schlecht vom Andern reden. Manche haben die Politik, die Mittelmäßigkeiten des heutigen Tages höher zu schätzen, als die vortrefflichsten Leistungen des gestrigen. Der Aufmerksame durchschaue alle diese Schliche und lasse sich weder durch die über-

triebenen Erzählungen der Einen muthlos machen, noch durch die Schmeicheleien der Andern aufblasen; sondern sehe ein, daß Jene sich an Einem Orte gerade so, wie am andern benehmen, ihre Meinungen vertauschen und sich stets nach dem Orte richten, an welchem sie eben sind.

189.

Sich den fremden Mangel zu Nutze machen: denn erzeugt er den Wunsch; so wird er zur wirksamsten Daumschraube. Die Philosophen haben gesagt, der Mangel, oder die Privation, sei nichts: die Politiker aber meinten, er sei Alles. Letztere haben es am besten verstanden. Manche wissen aus dem Wunsche der Andern eine Stufe zur Erreichung ihrer Zwecke zu machen. Sie benutzen die Gelegenheit und erregen Jenen, durch Vorstellung der Schwierigkeit des Erlangens, den Appetit. Sie versprechen sich mehr von der Leidenschaftlichkeit der Sehnsucht, als von der Lauheit des Besitzes. Denn in dem Maaße, als der Widerstand zunimmt, wird der Wunsch leidenschaftlicher. Andere in Abhängigkeit zu erhalten wissen, um seine Zwecke zu erreichen, ist eine große Feinheit.

190.

In Allem seinen Trost finden. Sogar die Unnützen mögen ihn darin finden, daß sie unsterblich sind.

Kein Kummer ohne ſeinen Troſt. Für die Dummen iſt es einer, daß ſie Glück haben: auch das Glück häßlicher Weiber iſt ſprichwörtlich geworden. Um lange zu leben, iſt ein gutes Mittel, wenig zu taugen. Das brüchige Gefäß iſt ſtets das, was nie vollends zerbricht, ſondern durch ſeine Dauer Ueberdruß erregt. Gegen die wichtigſten Menſchen ſcheint das Schickſal Neid zu hegen, da es den unnützeſten Leuten die längſte, den wichtigſten die kürzeſte Lebensdauer verleiht. Alle, an denen viel gelegen, nehmen bald ein Ende; aber der, welcher Keinem etwas nützt, lebt ewig: theils, weil es uns ſo vorkommt, theils, weil es wirklich ſo iſt. Dem Unglücklichen ſcheint es, daß das Glück und der Tod ſich verſchworen haben, ihn zu vergeſſen.

191.

Nicht an der großen Höflichkeit ſein Genügen haben: denn ſie iſt eine Art Betrug. Einige bedürfen, um hexen zu können, nicht der Kräuter Theſſaliens: denn mit dem ſchmeichelhaften Hutabziehen allein bezaubern ſie eitele Dummköpfe. Ehrenbezeugungen ſind ihre Münze und ſie bezahlen mit dem Hauch ſchöner Redensarten. Wer Alles verſpricht, verſpricht nichts: aber Verſprechungen ſind die Falle für die Dummen. Die wahre Höflichkeit iſt Schuldigkeit, die affektirte, zumal die ungebräuchliche, Betrug: ſie iſt nicht Sache des Anſtands; ſondern ein Mittel Andere abhängig zu machen. Ihr Bückling gilt nicht

der Person, sondern deren Glücksumständen, und ihre Schmeichelei nicht den etwa erkannten Trefflichkeiten, sondern den gehofften Vortheilen.

192.

Friedfertig leben, lange leben. Um zu leben, leben lassen. Die Friedfertigen leben nicht nur; sie herrschen. Man höre, sehe und schweige. Der Tag ohne Streit bringt ruhigen Schlaf in der Nacht. Lange leben und angenehm leben, heißt für Zwei leben, und ist die Frucht des Friedens. Alles hat der, welcher sich aus dem nichts macht, woran ihm nichts liegt. Keine größere Verkehrtheit, als sich Alles zu Herzen nehmen. Gleich große Thorheit, daß uns das Herz durchbohre, was uns nicht angeht, und daß wir uns nicht kümmern wollen um das, was wichtig für uns ist.

193.

Dem aufpassen, der mit der fremden Angelegenheit anstritt, um mit der eigenen abzuziehen. Gegen die List ist die beste Vormauer die Aufmerksamkeit. Für feine Schliche, eine feine Nase. Viele machen aus ihrer eigenen Angelegenheit eine fremde: und ohne den Schlüssel zur Zifferschrift ihrer Absichten, wird man bei jedem Schritt in den Fall kommen, den fremden Vortheil, zum großen Schaden seiner Hand, aus dem Feuer holen zu müssen.

194.

Von sich und seinen Sachen vernünftige Begriffe haben; zumal beim Antritt des Lebens. Jeder hat eine hohe Meinung von sich, am meisten aber die, welche am wenigsten Ursache haben. Jeder träumt sich sein Glück und hält sich für ein Wunder. Die Hoffnung macht die übertriebensten Versprechungen, welche nachher die Erfahrung durchaus nicht erfüllt. Dergleichen eitle Einbildungen werden eine Quelle der Quaalen, wann einst die wahrhafte Wirklichkeit die Täuschung zerstört. Der Kluge komme solchen Verirrungen zuvor: er mag immerhin das Beste hoffen; jedoch er warte er stets das Schlimmste, um was kommen wird mit Gleichmuth zu empfangen. Zwar ist es geschickt, etwas zu hoch zu zielen, damit der Schuß richtig treffe; jedoch nicht so sehr, daß man den Antritt seiner Laufbahn darüber ganz verfehle. Diese Berichtigung der Begriffe ist schlechterdings nothwendig: denn vor der Erfahrung ist die Erwartung meistens sehr ausschweifend. Die beste Universalmedicin gegen alle Thorheiten ist die Einsicht. Jeder erkenne die Sphäre seiner Thätigkeit und seines Standes: dann wird er seine Begriffe nach der Wirklichkeit berichtigen.

195.

Zu schätzen wissen. Es giebt Keinen, der nicht in irgend etwas der Lehrer des Andern seyn könnte:

und Jeder, der Andere übertrifft, wird selbst noch von Jemanden übertroffen werden. Von Jedem Nutzen zu ziehen verstehen, ist ein nützliches Wissen. Der Weise schätzt Alle, weil er in Jedem das Gute erkennt und weiß, wie viel dazu gehört, eine Sache gut zu machen. Der Dumme verachtet Alle, weil er das Gute nicht kennt und das Schlechtere erwählt.

196.

Seinen Glückssstern kennen. Niemand ist so hülflos, daß er keinen hätte: und ist er unglücklich; so ist es, weil er ihn nicht kennt. Einige stehen bei Fürsten und Mächtigen in Ansehen, ohne zu wissen, wie oder weshalb, als nur, daß eben ihr Schicksal ihnen diese Gunst leicht machte, wobei der Bemühung bloß das Nachhelfen blieb. Andere besitzen die Gunst der Weisen. Mancher fand bei Einer Nation bessere Aufnahme, als bei der andern, und war in dieser Stadt lieber gesehen, als in jener. Ebenso hat man oft mehr Glück in Einem Amte oder Stand, als in den übrigen; und Alles dieses bei Gleichheit, ja Einerleiheit der Verdienste. Das Schicksal mischt die Karten, wie und wann es will. Jeder kenne seinen Glückssstern, eben wie auch sein Talent: denn hievon hängt es ab, ob er sein Glück macht oder verscherzt. Er wisse seinem Stern zu folgen, ihm nachzuhelfen und hüte sich ihn zu vertauschen: denn das wäre, wie wenn man den Polarstern verfehlt, auf welchen doch der nahe kleine Bär hindeutet.

197.

Sich keine Narren auf den Hals laden: wer sie nicht kennt, ist selbst einer, noch mehr der, welcher sie kennt und nicht von sich abhält. Für den oberflächlichen Umgang sind sie gefährlich, für den vertrauten verderblich. Und wenn auch ihre eigene Behutsamkeit und fremde Sorgfalt sie eine Zeit lang in Schranken hält; so begehen oder sagen sie zuletzt doch eine Dummheit, und haben sie so lange gewartet, so war es, damit sie deste ansehnlicher ausfiele. Schlecht wird das fremde Ansehen unterstützen, wer selbst keines hat. Sie sind sehr unglücklich, welches das der Narrheit beigegebene Leiden ist und sich mit ihr wechselseitig ausgleicht. Nur Eines ist an ihnen so übel nicht, und das ist, daß obgleich für sie die Klugen von keinem Nutzen sind, sie hingegen von vielem für die Weisen, theils zur Erkenntniß, theils zur Uebung.

198.

Sich zu verpflanzen wissen. Es giebt Nationen, die um zu gelten, versetzt werden müssen; zumal in Hinsicht auf hohe Stellen. Das Vaterland ist allemal stiefmütterlich gegen ausgezeichnete Talente: denn in ihm, als dem Boden, dem sie entsprossen, herrscht der Neid, und man erinnert sich mehr der Unvollkommenheit, mit der Jemand anfieng, als der Größe, zu der er gelangt ist. Eine Nadel konnte Werth-

schätzung erhalten, nachdem sie von Einer Welt zur andern gereist war, und ein Glas, weil es in ein anderes Land gebracht worden, machte den Diamanten geringgeschätzt. Alles Fremde wird geachtet, theils weil es von Ferne kommt, theils weil man es ganz fertig und in seiner Vollkommenheit erhält. Leute hat man gesehen, die einst die Verachtung ihres Winkels waren und jetzt die Ehre der Welt sind, hochgeschätzt von ihren Landsleuten und von den Fremden, von jenen, weil sie sie von Weitem, von diesen, weil sie sie als weither sehen. Nie wird der die Statue auf dem Altar gehörig verehren, der sie als einen Stamm im Garten gekannt hat.

199.

Sich Platz zu machen wissen, als ein Kluger, nicht als ein Zudringlicher. Der wahre Weg zu hohem Ansehen ist das Verdienst, und liegt dem Fleiße ächter Werth zum Grunde; so gelangt man am kürzesten dahin. Bloße Makellosigkeit reicht nicht aus, bloßes Mühen und Treiben ist unwürdig, denn dadurch langen die Sachen so mit Koth bespritzt an, daß der Ekel ihrem Ansehen schadet. Die Sache ist ein Mittelweg zwischen verdienen und sich einzuführen verstehen.

200.

Etwas zu wünschen übrig haben, um nicht vor lauter Glück unglücklich zu seyn. Der Leib will

athmen, und der Geiſt ſtreben. Wer Alles beſäße, wäre über Alles enttäuſcht und mißvergnügt. Sogar dem Verſtande muß etwas zu wiſſen übrig bleiben, was die Neugier lockt und die Hoffnung belebt. Ueberſättigungen an Glück ſind tödtlich. Beim Belohnen iſt es eine Geſchicklichkeit, nie gänzlich zufrieden zu ſtellen. Iſt nichts mehr zu wünſchen; ſo iſt Alles zu fürchten: unglückliches Glück! wo der Wunſch aufhört, beginnt die Furcht.

201.

Narren ſind Alle, die es ſcheinen, und die Hälfte derer, die es nicht ſcheinen. Die Narrheit iſt mit der Welt davon gelaufen: und giebt es noch einige Weisheit, ſo iſt ſie Thorheit vor der himmliſchen. Jedoch iſt der gröſte Narr, wer es nicht zu ſeyn glaubt und alle Andern dafür erklärt. Um weiſe zu ſeyn, reicht nicht hin, daß man es ſcheine, am wenigſten ſich ſelber. Der weiß, welcher nicht denkt, daß er wiſſe: und der ſieht nicht, der nicht ſieht, daß die Andern ſehen. Und obſchon die Welt voll Narren iſt, ſo iſt keiner darunter, der es von ſich dächte, ja nur argwöhnte.

202.

Reden und Thaten machen einen vollendeten Mann. Sagen ſoll man was vortrefflich und thun was ehrenvoll iſt: das Eine zeigt die Vollkommenheit des Kopfes, das Andere die des Herzens, und Beide geben aus

der Erhabenheit der Seele hervor. Die Reden sind der Schatten der Thaten; jene sind weiblicher, diese männlicher Natur. Besser gerühmt zu seyn, als ein Rühmer. Das Sagen ist leicht, das Thun schwer. Die Thaten sind die Substanz des Lebens, die Reden sein Schmuck. Das Ausgezeichnete in Thaten ist bleibend, das in Reden vergänglich. Die Handlungen sind die Frucht der Gedanken; waren diese weise; so sind jene erfolgreich.

203.

Das ausgezeichnet Große seines Jahrhunderts kennen. Es wird desselben nicht viel seyn: ein Phönix in einer ganzen Welt, ein großer Feldherr, ein vollkommener Redner, ein Weiser in einem ganzen Jahrhundert, ein großer König in vielen. Das Mittelmäßige ist sehr gewöhnlich, sowohl der Zahl als der Werthschätzung nach; hingegen das ausgezeichnet Große selten in jeder Hinsicht, weil es vollendete Vollkommenheit erfordert, und je höher die Gattung, desto schwieriger ist das Höchste in ihr. Viele haben den Beinamen der Großen, der dem Cäsar und Alexander gehört, angenommen, aber vergeblich, da ohne die Thaten das Wort ein bloßer Hauch ist. Wenige Senekas hat es gegeben und nur Einen Apelles kannte die Welt.

204.

Man unternehme das Leichte, als wäre es schwer, und das Schwere, als wäre es leicht: jenes, damit

das Selbstvertrauen uns nicht sorglos, dieses, damit die Zaghaftigkeit uns nicht muthlos mache. Damit eine Sache nicht gethan werde, bedarf es nur, daß man sie als schon gethan betrachte: und im Gegentheil macht Fleiß und Anstrengung das Unmögliche möglich. Die großen Obliegenheiten darf man sogar nicht bedenken, damit der Anblick der Schwierigkeit nicht unsere Thatkraft lähme.

205.

Die Verachtung zu handhaben verstehen. Um die Sachen zu erlangen, ist ein schlauer Kunstgriff, daß man sie geringschätze: gewöhnlich wird man ihrer nicht habhaft, wann man sie sucht, und nachher, wann man nicht darauf achtet, fallen sie uns von selbst in die Hand. Da alle Dinge dieser Welt ein Schatten der ewigen Dinge sind; so haben sie mit dem Schatten auch diese Eigenschaft gemein, daß sie den fliehen, der ihnen folgt, und dem folgen, der vor ihnen flieht. Die Verachtung ist ferner auch die klügste Rache: es ist feste Maxime der Weisen, sich nicht mit der Feder zu vertheidigen: denn solche Vertheidigung läßt eine Spur nach und schlägt mehr in Verherrlichung der Widersacher, als in Züchtigung ihrer Verwegenheit aus. Es ist ein Kniff der Unwürdigen, als Gegner großer Männer aufzutreten, um auf indirektem Wege zu der Berühmtheit zu gelangen, welcher sie auf dem direkten, durch Verdienste, nie theilhaft geworden

wären: und von Vielen würden wir nie Kunde erhalten haben, hätten ihre ausgezeichneten Gegner sich nicht um sie gekümmert. Keine Rache thut es dem Vergessen gleich, durch welches sie im Staube ihres Nichts begraben werden. Solche Verwegene wähnen sich dadurch unsterblich zu machen, daß sie an die Wunder der Welt und der Jahrhunderte Feuer anlegen. Die Kunst, die Verläumdung zu beschwichtigen, ist sie unbeachtet zu lassen; gegen sie ankämpfen, bringt Nachtheil: und eine Herstellung unsers Ansehens, die es schmälert, ist den Gegnern wohlgefällig: denn selbst jener Schatten eines Makels benimmt unserm Ruhm seinen Glanz, wenn er ihn auch nicht ganz verdunkeln kann.

206.

Man soll wissen, daß es Pöbel überall giebt, selbst im schönen Korinth, in der auserlesensten Familie: Jeder macht ja die Erfahrung in seinem eigenen Hause. Nun giebt es aber Pöbel und Gegen-Pöbel, der noch schlimmer ist: dieser specielle theilt mit dem allgemeinen alle Eigenschaften, wie die Stücke des zerbrochenen Spiegels: er ist aber schädlicher: er redet dumm, tadelt verkehrt, ist ein großer Schüler der Unwissenheit, Gönner und Patron der Narrheit und Bundesgenosse der Klätscherei: man beachte nicht was er sagt, noch weniger was er denkt. Es ist wichtig,

ihn zu kennen, um sich von ihm zu befreien: denn jede Dummheit ist Pöbelhaftigkeit, und der Pöbel besteht aus den Dummen.

207.

Sich mäßigen. Man soll einen Fall wohl überlegen, zumal einen Unfall. Die Anwandlungen der Leidenschaft sind das Glatteis der Klugheit, und hier liegt die Gefahr, sich ins Verderben zu stürzen. Von Einem Augenblick der Wuth, oder der Fröhlichkeit wird man weiter geführt, als von vielen Stunden des Gleichmuths; und da bereitet manchmal eine kurze Weile die Beschämung des ganzen Lebens. Fremde Arglist legt oft absichtlich solche Versuchungen der Vernunft an, um eine Entdeckungsreise ins Innere des Geistes zu machen, und benutzt dergleichen Daumschrauben der Geheimnisse, die im Stande sind, den überlegensten Kopf aufs Aeußerste zu treiben. Zur Gegenlist diene die Mäßigung, vorzüglich bei plötzlichen Fällen. Ein sehr überlegter Geist ist erfordert, wenn nicht ein Mal eine Leidenschaft das Gebiß zwischen die Zähne nehmen soll, und gewaltig klug muß der seyn, der es zu Pferde bleibt (siehe Anmerk. zu §. 155). Wer die Gefahr begriffen hat, geht mit Behutsamkeit seinen Weg. So leicht ein Wort dem scheint, der es hinwirft, so schwer dem, der es aufnimmt und wiegt.

208.

Nicht an der Narrenkrankheit sterben. Meistens sterben die Weisen, nachdem sie den Verstand verloren haben; die Narren hingegen ganz voll von gutem Rath. Wie ein Narr sterben, heißt, von zu vielem Denken sterben. Einige sterben, weil sie denken und empfinden; Andere leben, weil sie nicht denken und empfinden: diese sind Narren, weil sie nicht vor Schmerz sterben, und jene, weil sie es thun. Ein Narr ist, wer an zu großem Verstande stirbt: demnach sterben Einige, weil sie gescheut, und leben Andere, weil sie nicht gescheut sind. Jedoch obgleich Viele wie Narren sterben; so sterben doch wenige Narren.

209.

Sich von allgemeinen Narrheiten frei halten, ist eine recht besondere Klugheit. Jene haben viel Gewalt, weil sie eben allgemein eingeführt sind, und Mancher, welcher sich von keiner Privat-Narrheit überwältigen ließ, konnte doch der allgemeinen nicht entgehen. Es gehören dahin solche gemeine Vorurtheile, wie daß Keiner mit seinem Schicksale, und wäre es das beste, zufrieden, noch unzufrieden mit seinem Verstande ist, wäre er auch der schlechteste; ferner, daß Alle, mit ihrem eigenen Glücke unzufrieden, das fremde beneiden; sodann daß die Leute des heutigen Tages die Dinge von gestern loben, und die

von hier die Dinge von dort; alles Vergangene ſcheint beſſer, alles Entfernte wird höher geſchätzt. Wer über Alles lacht, iſt ein eben ſo großer Narr, als wer ſich über Alles betrübt.

210.

Die Wahrheit zu handhaben verſtehen. Sie iſt ein gefährlich Ding: jedoch kann der rechtliche Mann nicht unterlaſſen ſie zu ſagen. Hier bedarf es nun der Kunſt: geſchickte Aerzte der Seele haben auf Arten ſie zu verſüßen gedacht: denn wenn ſie auf Zerſtörung einer Täuſchung hinausläuft, iſt ſie die Quinteſſenz des Bittern. Die gute Manier wendet hier ihre Geſchicklichkeit an: ſie kann mit derſelben Wahrheit dem Einen ſchmeicheln und den Andern zu Boden werfen. Man handle die Sache der Gegenwärtigen in der der längſt Vergangenen ab. Bei dem, der zu verſtehen weiß, iſt ein Wink hinreichend: wäre aber nichts hinreichend, ſo tritt der Fall des Verſtummens ein. Fürſten darf man nicht mit bittern Arzneien kuriren: deshalb iſt es eine Kunſt, die Enttäuſchungen zu vergolden.

211.

Im Himmel iſt Alles Wonne, in der Hölle Alles Jammer, in der Welt, als dem Mittleren, das Eine und das Andere. Wir ſtehen zwiſchen zwei Extremen,

und ſind daher beider theilhaft. Das Schickſal wechſelt: Alles ſoll nicht Glück, noch Alles Mißgeſchick ſeyn. Dieſe Welt iſt eine Null: für ſich allein gilt ſie nichts, aber mit dem Himmel in Verbindung geſetzt, viel. Gleichmuth bei ihrem Wechſel iſt vernünftig, und Neuheit iſt nicht die Sache des Weiſen. Unſer Leben verwickelt ſich in ſeinem Fortgang, wie ein Schauſpiel, und entwickelt ſich zuletzt wieder: daher ſei man auf das gute Ende bedacht.

212.

Die letzten Feinheiten der Kunſt ſtets zurückbehalten. Eine Maxime großer Meiſter, die ihre Klugheit, auch indem ſie ſolche lehren, noch anwenden: immer muß man überlegen bleiben, immer Meiſter. Mit Kunſt muß man die Kunſt mittheilen und nie die Quelle der Belehrung erſchöpfen, ſo wenig als die des Gebens. Dadurch wird man ſein Anſehen und die fremde Abhängigkeit erhalten. Im Gefallen und im Belehren hat man jene große Vorſchrift zu beobachten, ſtets die Bewunderung kirre zu erhalten und die Vollkommenheit immer weiter zu führen. Die Reſerve bei allen Dingen iſt eine große Regel zum Leben, zum Siegen und am meiſten auf hohen Stellen.

213.

Zu widerſprechen verſtehen. Eine große Liſt zum Erforſchen; nicht um ſich, ſondern um den Andern in

Verwickelung zu bringen. Die wirksamste Daumschraube ist die, welche die Affekten in Bewegung setzt: daher ist ein wahres Vomitiv für Geheimnisse die Lauheit im Glauben derselben: sie ist der Schlüssel zur verschlossensten Brust, und untersucht, mit großer Feinheit, zugleich den Willen und den Verstand. Eine schlaue Geringschätzung des mysteriösen Wortes, welches der Andere fallen ließ, jagt die verborgensten Geheimnisse auf, bringt sie mit Süßigkeit in einzelnen Bissen zum Munde, bis sie auf die Zunge und von da ins Netz des künstlichen Betruges gerathen. Die Zurückhaltung des Aufpassenden macht, daß die des Andern die Vorsicht aus der Acht läßt, und so kommt seine Gesinnung an den Tag, wann auch sein Herz auf andere Weise unerforschlich war. Ein erkünsteltes Zweifeln ist der feinste Dietrich, dessen die Neugier sich bedienen kann, um herauszubringen was sie verlangt. Auch beim Lernen sogar ist es eine gute List des Schülers, dem Lehrer zu widersprechen, der jetzt, von größerm Eifer hingerissen, sich tiefer in die Eröffnung des Grundes seiner Wahrheiten einläßt; so daß eine gemäßigte Bestreitung eine vollendete Belehrung veranlaßt.

214.

Nicht aus Einem dummen Streich zwei machen: es geschieht häufig, daß man, um einen zu verbessern, vier andere begeht, oder Eine Ungehörigkeit durch eine

größere gut machen will. Entweder ist die Thorheit aus der Familie der Lüge, oder diese aus der jener: da beide dies gemein haben, daß jede einzelne, um sich aufrecht zu erhalten, viele andere nothwendig macht. Schlimmer als die schlechte Anklage war stets die Inschutznahme derselben, und übler als das Uebel selbst ist es, solches nicht verhehlen zu können. Es ist das Erbtheil der Unvollkommenheiten, daß jede noch viele andere auf Zinsen giebt. Ein Versehen zu machen, kann dem gescheutesten Manne begegnen, jedoch nicht zwei; und selbst jenes nur im Lauf, nicht im Sitzen.

215.

Dem aufpassen, der mit der zweiten Absicht herankommt. Es ist eine List der Unterhändler, den fremden Willen einzuschläfern, um ihn anzugreifen: denn ist er umgangen, so ist er überwunden. Sie verhehlen ihre Absicht, um sie zu erreichen, und stellen sie zu hinterst, damit sie bei der Ausführung vorne zu stehen komme; und der Streich gelingt, wenn man ihn nicht bemerkt. Daher schlafe die Aufmerksamkeit nicht, da die Absichtlichkeit so sehr wach ist: und stellt diese sich nach hinten, um sich zu verstecken; so trete jene nach vorne, um sie zu erkennen. Die Vorsicht bemerke die Künste, mit denen so ein Mann von zwei Absichten herankommt, und sehe die Vorwände, die er, um seine wahre Absicht zu erreichen, aufstellt. Eins schlägt er vor, ein anderes will er haben; plötzlich

aber kehrt er es geſchickt um, und trifft gerade in das Weiße ſeiner Zielſcheibe. Man wiſſe deshalb was man ihm einräumt: und bisweilen wird es angemeſſen ſeyn, ihm zu verſtehen zu geben, daß man ihn verſtanden hat.

216.

Die Kunſt des Ausdrucks beſitzen: ſie beſteht nicht nur in der Deutlichkeit, ſondern auch in der Lebendigkeit des Vortrags. Einige haben eine glückliche Empfängniß, aber eine ſchwere Geburt: denn ohne Klarheit können die Kinder des Geiſtes, die Gedanken und Beſchlüſſe, nicht wohl zur Welt gebracht werden. Manche gleichen, in ihrer Faſſungskraft, jenen Gefäßen, die zwar viel faſſen, aber nur wenig von ſich geben: Andere wieder ſagen ſogar mehr, als ſie gedacht haben. Was für den Willen die Entſchloſſenheit, iſt für den Verſtand die Gabe des Vortrags: zwei hohe Vorzüge. Die Köpfe, welche die Gabe lichtvoller Klarheit haben, erlangen Beifall; die verworrenen werden bisweilen verehrt, weil Keiner ſie verſteht. Zu Zeiten iſt es paſſend dunkel zu ſeyn, um nicht gemein zu werden: allein wie ſollen die Hörer den begreifen, der mit dem, was er ſagt, eigentlich ſelbſt keinen Begriff verknüpft?

217.

Nicht auf immer lieben, noch haſſen. Seinen heutigen Freunden traue man ſo, als ob ſie morgen

Feinde seyn würden und zwar die schlimmsten. Da dieses in der Wirklichkeit Statt hat; so finde es solche auch in der Verkehr. Man gebe nicht den Ueberläufern der Freundschaft Waffen in die Hände, mit denen sie nachher den blutigsten Krieg führen. Dagegen stehe den Feinden beständig die Thüre zur Versöhnung offen, und zwar sei es die des Edelsinns, als die sicherste. Manchem ist schon seine frühere Rache zur Quaal geworden und die Freude über seinen verübten bösen Streich hat sich in Betrübniß verkehrt.

218.

Nie aus Eigensinn handeln, sondern aus Einsicht. Jeder Eigensinn ist ein Auswuchs des Geistes, ein Erzeugniß der Leidenschaft, welche noch nie die Dinge richtig geleitet hat. Es giebt Leute, die aus Allem einen kleinen Krieg machen, wahre Banditen des Umgangs: Alles was sie ausführen soll zu einem Siege werden und sie kennen kein friedliches Verfahren. Diese sind, wenn sie gebieten und herrschen, verderblich: denn sie machen aus der Regierung eine Faktion, und Feinde aus denen, die sie als ihre Kinder ansehen sollten. Sie wollen Alles durch Ränke verbereiten und es sodann als die Frucht ihrer Künstelei erlangen. Allein wann die Uebrigen ihren verkehrten Sinn erkannt haben; so lehnt Alles sich gegen sie auf, weiß ihre schimärischen Pläne zu stören und sie erlangen nichts, sondern tragen nur eine Last von Verdrießlichkeiten davon, indem Alle helfen ihr Leidwesen zu vermehren. Diese

haben einen verschrobenen Kopf und mitunter auch ein verruchtes Herz. Gegen Ungeheuer dieser Art ist weiter nichts zu thun, als sie zu fliehen und wäre es bis zu den Antipoden, deren Barbarei leichter zu ertragen seyn wird, als die Abscheulichkeit jener.

219.

Man gelte nicht für einen Mann von Verstellung, obgleich sich's ohne solche heut zu Tage nicht leben läßt. Für vorsichtig sei man gehalten, nicht für listig. Daß man schlicht in seinem Thun sei, ist Allen angenehm, wiewohl es nicht Jeder für sein eigenes Haus mag. Die Aufrichtigkeit gehe nicht in Einfalt über, und die Klugheit nicht in Arglist. Man sei lieber als ein Weiser geehrt, als wegen seiner Schlauheit gefürchtet. Die Offenherzigen werden geliebt, aber betrogen. Die größte Kunst bestehe darin, daß man bedecke was für Betrug gehalten wird. Im goldenen Zeitalter war die Gradheit an der Tagesordnung, in diesem eisernen ist es die Arglist. Der Ruf, ein Mann zu seyn, welcher weiß was er zu thun hat, ist ehrenvoll und erwirbt Zutrauen; aber der eines verstellten Menschen ist verfänglich und erregt Mißtrauen.

220.

Wer sich nicht mit der Löwenhaut bekleiden kann, nehme den Fuchspelz. Der Zeit nachgeben, heißt sie überflügeln. Wer sein Vorhaben durchsetzt, wird nie

sein Ansehen verlieren. Wo es mit der Gewalt nicht geht, mit der Geschicklichkeit. Auf Einem Wege oder dem andern, entweder auf der Heerstraße der Tapferkeit, oder auf dem Nebenwege der Schlauheit. Mehr Dinge hat Geschick durchgesetzt, als Gewalt, und öfter haben die Klugen die Tapfern besiegt, als umgekehrt. Wenn man eine Sache nicht erlangen kann, ist es an der Zeit sie zu verachten.

221.

Nicht leicht Anlaß nehmen, sich oder Andere in Verwickelungen zu bringen. Es giebt Leute, die beständig gegen die Wohlanständigkeit anstoßen, indem sie in sich oder in Andern den Anstand verletzen. — **Man kommt leicht mit ihnen zusammen und mit Unannehmlichkeit wieder auseinander.** Hundert Verdrießlichkeiten des Tags sind ihnen wenig. Ihre Laune hat das Haar wider den Strich, daher sie Allen und Jedem widersprechen: sie haben sich den Verstand verkehrt angezogen, weshalb sie Alles verdammen. Jedoch sind die größten Versucher fremder Klugheit die, welche nichts gut machen und von Allem schlecht sprechen. Es giebt gar viele Ungeheuer im weiten Reiche der Unziemlichkeit.

222.

Zurückhaltung ist ein sicherer Beweis von Klugheit. Ein wildes Thier ist die Zunge: hat sie sich ein Mal

losgeriſſen; ſo hält es ſchwer ſie wieder anzuketten: ſie iſt der Puls der Seele, an welchem die Weiſen die Beſchaffenheit derſelben erkennen: an dieſem Puls fühlt der Aufmerkſame jede Bewegung des Herzens. Das Schlimmſte iſt, daß wer ſich am meiſten mäßigen ſollte, es am wenigſten thut. Der Weiſe erſpart ſich Verdrießlichkeiten und Verwickelungen und zeigt ſeine Herrſchaft über ſich. Er geht ſeinen Weg behutſam, ein Janus an billigem Urtheil, ein Argus an Scharfblick. Momus hätte wahrlich noch eher die Augen in der Hand, als das Fenſterchen auf der Bruſt vermiſſen ſollen.

223.

Weder aus Affektation, noch aus Unachtſamkeit, etwas ganz Beſonderes an ſich haben. Manche haben auffallende Sonderbarkeiten an ſich, mit verrückten Gebehrden. Dergleichen ſind mehr Fehler als Auszeichnungen. Und wie nun Einige wegen einer beſondern Häßlichkeit des Geſichts bekannt ſind, ſo Jene durch irgend etwas Anſtößiges im äußerlichen Betragen. Dergleichen Sonderbarkeiten dienen bloß als Abzeichen, durch eine unſchickliche Eigenheit, und erregen theils Gelächter, theils Widerwillen.

224.

Die Dinge nie wider den Strich nehmen, wie ſie auch kommen mögen. Alle haben eine rechte und eine

Kehrseite, und selbst das Beste und Günstigste verursacht Schmerz, wenn man es bei der Schneide ergreift, hingegen wird das Feindseligste zur schützenden Waffe, wenn beim Griff angefaßt. Ueber viele Dinge hat man sich schon betrübt, über welche man sich würde gefreut haben, hätte man ihre Vortheile betrachtet. In Allem liegt Günstiges und Ungünstiges; die Geschicklichkeit besteht im Herausfinden des Vortheilhaften. Dieselbe Sache nimmt sich, in verschiedenem Lichte gesehen, gar verschieden aus: man betrachte sie also im günstigen Lichte, und verwechsele nicht das Gute mit dem Schlimmen. Hieraus entsteht es, daß Manche aus Allem Zufriedenheit, Andere aus Allem Betrübniß schöpfen. Diese Betrachtung ist eine große Schutzwehr gegen die Widerwärtigkeiten des Geschicks und eine wichtige Lebensregel für alle Zeiten und alle Stände.

225.

Seinen Hauptfehler kennen. Keiner lebt, der nicht das Gegengewicht seines glänzendesten Vorzugs in sich trüge: wird nun dasselbe noch von der Neigung begünstigt; so erlangt es eine tyrannische Gewalt. Man eröffne den Krieg dawider durch Aufrufen der Sorgfalt dagegen, und der erste Schritt sei, seinen Hauptfehler sich offenbar zu machen: denn ein Mann erkannt, wird er bald besiegt seyn, vorzüglich wenn der damit Behaftete ihn ebenso deutlich auffaßt, wi

die Beobachter. Um Herr über sich zu seyn, muß man sich gründlich kennen. Hat man erst jenen Anführer seiner Unvollkommenheiten zur Unterwerfung gebracht, werden alle übrigen nachfolgen.

226.

Stets aufmerksam seyn, Verbindlichkeiten zu erzeigen. Die Meisten reden nicht gewissenhaft, sondern je nachdem sie Verbindlichkeiten erhalten haben. Das Schlechte glaublich zu machen, ist Jeder vollkommen hinreichend, weil alles Schlechte leicht Glauben findet, sollte es zu Zeiten auch unglaublich seyn. Das Meiste und Beste was wir haben, hängt von der Meinung Anderer ab. Einige lassen sich daran genügen, daß sie das Recht auf ihrer Seite haben: das ist aber nicht hinreichend; man muß ihm durch Bemühungen nachhelfen. Jemanden zu verbinden, kostet oft wenig und hilft viel. Mit Worten erkauft man Thaten. In diesem großen Hause der Welt ist kein so unwürdiges Geräth, daß man es nicht wenigstens ein Mal im Jahre nöthig haben sollte, und dann wird man, so wenig es auch werth seyn mag, es sehr vermissen. Jeder redet von einem Gegenstand, gemäß seiner Neigung.

227.

Nicht dem ersten Eindruck angehören. Einige vermählen sich gleichsam mit dem ersten Bericht, der

ihnen zu Ohren kommt, so daß alle folgenden nur noch Konkubinen werden können. Da nun aber die Lüge allezeit vorauseilt; so findet nachher die Wahrheit keinen Raum. Weder darf unsern Willen der erste Gegenstand, noch unsern Verstand der erste Bericht einnehmen: denn das ist Geisteskleinheit. Manche sind wie neue Gefäße, welche von der ersten Flüssigkeit, sie sei gut oder schlecht, den Geruch behalten. Wird diese Kleinheit des Geistes nun gar bekannt; so ist sie verderblich: denn jetzt wird sie ein Spielraum boshafter Absichtlichkeit: Schlechtgesinnte beeilen sich den Leichtgläubigen mit ihrer Farbe zu erfüllen. Immer soll Raum bleiben für die zweite Untersuchung. Alexander bewahrte stets ein Ohr für die andere Partei auf. Es bleibe Raum für den zweiten und auch für den dritten Bericht. Das leichte Annehmen des Eindrucks zeugt von geringer Fähigkeit und ist nicht fern von der Leidenschaftlichkeit.

228.

Kein Lästermaul seyn: noch weniger dafür gelten: denn das heißt, den Ruf eines Rufverderbers haben. Man sei nicht witzig auf fremde Kosten, welches weniger schwer, als verhaßt ist. Alle rächen sich an einem solchen dadurch, daß auch sie schlecht von ihm reden: da nun aber ihrer Viele sind und er allein; so wird er eher überwunden, als sie überführt seyn. Das Schlechte soll nie unsere Freude und daher nicht

unſer Thema ſeyn. Der Verläumder bleibt ewig verhaßt: und ſollte auch dann und wann ein Großer mit ihm reden; ſo wird es mehr geſchehen, weil ihm ſein Spott Spaaß macht, als weil er ſeine Klugheit ſchätzte. Auch wird, wer Schlechtes ſpricht, ſtets noch Schlechteres hören müſſen.

229.

Sein Leben verſtändig einzutheilen verſtehen; nicht wie es die Gelegenheit bringt, ſondern mit Vorherſicht und Auswahl. Ohne Erholungen iſt es mühſelig, wie eine lange Reiſe ohne Gaſthöfe: mannigfaltige Kenntniſſe machen es genußreich. Die erſte Tagereiſe des ſchönen Lebens verwende man zur Unterhaltung mit den Todten: wir leben, um zu erkennen und um uns ſelbſt zu erkennen; alſo machen wahrhafte Bücher uns zu Menſchen. Die zweite Tagereiſe bringe man mit den Lebenden zu, indem man alles Gute auf der Welt ſieht und anmerkt: in Einem Lande iſt nicht Alles zu finden: der Vater der Welt hat ſeine Gaben vertheilt, und bisweilen grade die Häßliche am reichſten ausgeſtattet. Die dritte Tagereiſe hindurch gehöre man ganz ſich ſelber an: das letzte Glück iſt zu philoſophiren.

230.

Die Augen bei Zeiten öffnen. Nicht Alle, welche ſehen, haben die Augen offen; und nicht Alle, welche

um ſich blicken, ſehen. Zu ſpät hinter die Sachen kommen, dient nicht zur Abhülfe, wohl aber zur Betrübniß. Einige fangen erſt an zu ſehen, wann nichts mehr zu ſehen da iſt, indem ſie Haus und Hof zu Grunde richteten, ehe ſie ſelbſt zu Menſchen wurden. Es iſt ſchwer, dem Verſtand beizubringen, der keinen Willen hat, und noch ſchwerer dem Willen, der keinen Verſtand. Die ſie umgeben, ſpielen mit ihnen, wie mit Blinden, zum Gelächter der Uebrigen: und weil ſie taub zum Hören ſind, öffnen ſie auch nicht die Augen zum Sehen. Auch fehlt es nicht an ſolchen, welche jenen Sinnenſchlummer unterhalten, weil ihre Exiſtenz darauf beruht, daß jene nicht ſeien. Unglückliches Pferd, deſſen Herr keine Augen hat! es wird ſchwerlich fett werden.

231.

Wie ſeine Sachen ſehen laſſen, wann ſie erſt halb fertig ſind: in ihrer Vollendung wollen ſie genoſſen ſeyn. Alle Anfänge ſind ungeſtalt und nachmals bleibt dieſe Mißgeſtalt in der Einbildungskraft zurück. Die Erinnerung, etwas im Zuſtande der Unvollkommenheit geſehen zu haben, verdirbt deſſen Genuß, wann es vollendet iſt. Einen großen Gegenſtand mit Einem Male zu genießen, verwirrt zwar das Urtheil über die einzelnen Theile, iſt aber doch allein dem Geſchmack angemeſſen. Ehe eine Sache Alles iſt, iſt ſie nichts: und indem ſie zu ſeyn anfängt, ſteckt ſie noch tief in

jenem ihrem Nichts. Die köstlichste Speise zubereiten zu sehen, erregt mehr Ekel als Appetit. Deshalb verhüte jeder große Meister, daß man seine Werke nicht im Embryonenzustande sehe: von der Natur selbst nehme er die Lehre an, sie nicht eher ans Licht zu bringen, als bis sie sich sehen lassen können.

232.

Einen ganz kleinen kaufmännischen Anstrich haben. Nicht Alles sei Beschaulichkeit, auch Handlung muß dabei seyn. Sehr weise Leute sind meistens leicht zu betrügen: denn obgleich sie das Außerordentliche wissen; so sind sie mit dem Alltäglichen des Lebens unbekannt, welches doch nothwendiger ist. Die Betrachtung erhabener Dinge läßt ihnen für die des täglichen Treibens keine Zeit. Da sie nun das Erste was sie wissen sollten und was Allen auf ein Haar bekannt ist, nicht wissen; so werden sie entweder bewundert, oder von der oberflächlichen Menge für unwissend gehalten. Daher trage der kluge Mann Sorge, etwas vom Kaufmann an sich zu haben, grade so viel als hinreicht, um nicht betrogen und sogar ausgelacht zu werden. Er sei ein Mann auch für's tägliche Thun und Treiben, welches zwar nicht das Höchste, aber doch das Nothwendigste im Leben ist. Wozu dient das Wissen, wenn es nicht praktisch ist? und zu leben verstehen, ist heut zu Tage das wahre Wissen.

233.

Den fremden Geſchmack nicht verfehlen: ſonſt macht man ihm, ſtatt eines Vergnügens, einen Verdruß. Einige erregen, indem ſie eine Verbindlichkeit erzeigen wollen, Mißfallen, weil ſie die verſchiedenen Sinnesarten nicht begreifen. Manches iſt dem Einen eine Schmeichelei, dem Andern eine Kränkung; und Manches was eine Artigkeit ſeyn ſollte, war eine Beleidigung. Oft hat es mehr gekoſtet, Jemanden Mißvergnügen zu bereiten, als es gekoſtet haben würde, ihm Vergnügen zu machen: man verliert alsdann den Dank und das Geſchenk, weil man den Geiſtern zum fremden Wohlgefallen verloren hatte. Wer den Sinn des Andern nicht kennt, wird ihn ſchwerlich befriedigen. Daher auch kam es, daß Mancher ein Lob zu äußern vermeinte und einen Tadel ausſprach, zu ſeiner wohlverdienten Strafe. Andere wieder glauben durch ihre Beredſamkeit zu unterhalten, und martern den Geiſt durch ihre Geſchwätzigkeit.

234.

Nie die Ehre Jemanden in die Hände geben, ohne die ſeinige zum Unterpfand zu haben. Man muß ſo geben, daß der beiderſeitige Vortheil im Schweigen, der Schaden in der Mittheilung liege. Wo die Ehre im Spiel iſt, muß ſtets der Handel ganz gemeinſchaftlich ſeyn, ſo daß Jeder von Beiden für die Ehre

des Andern, seiner eigenen Ehre wegen, Sorge tragen muß. Nie soll man die Ehre dem Andern anvertrauen: geschieht es dennoch ein Mal; so sei es so künstlich angelegt, daß hier wirklich die Klugheit der Vorsicht weichen konnte. Die Gefahr sei gemeinsam und der Fall gegenseitig, damit nicht etwa der zu einem Zeugen werde, der sich bewußt ist Theilhaber zu seyn.

235.

Zu bitten verstehen. Bei Einigen ist nichts schwerer, bei Andern nichts leichter. Denn es giebt Leute, die nichts abzuschlagen im Stande sind: bei solchen ist kein Dietrich vonnöthen. Allein es giebt Andere, deren erstes Wort, zu allen Stunden, Nein ist: bei diesen bedarf es der Geschicklichkeit, bei Allen aber der gelegenen Zeit. Man überrasche sie bei fröhlicher Laune, wann die vorhergegangene Mahlzeit des Leibes oder des Geistes sie aufgeheitert hat; nur daß nicht etwa schon ihre kluge Vorhersicht der Schlauheit des Versuchenden zuvorgekommen sei. Die Tage der Freude sind die der Gunst, da jene aus dem Innern ins Aeußere überströhmt. Man trete nicht heran, wann man eben einen Andern abgewiesen sah: denn nun ist die Scheu vor dem Nein schon abgeworfen. Nach traurigen Ereignissen ist keine gute Gelegenheit Den Andern zum voraus verbinden, ist ein Austausch, wo man es nicht mit gemeinen Seelen zu thun hat.

236.

Eine vorhergängige Verpflichtung aus dem machen, was nachher Lohn gewesen wäre. Dies ist eine Geschicklichkeit sehr kluger Köpfe: die Gunst, vor dem Verdienst erzeigt, beweist einen Mann, der Gefühl für Verpflichtungen hat. Die so zum voraus erwiesene Gunst hat zwei große Vorzüge: die Schnelligkeit des Gebers verpflichtet den Empfänger um so stärker: und dieselbe Gabe, welche nachmals Schuldigkeit wäre, wird, zum voraus ertheilt, zur Verbindlichkeit des Andern. Dies ist eine sehr feine Weise, die Verpflichtungen zu vertauschen, indem die des Ersteren zum Belohnen, jetzt sich in die des Verbundenen zum Leisten verwandelt. Jedoch ist dies nur zu verstehen von Leuten, welche Gefühl für Verpflichtungen haben: denn für niedrige Gemüther würde der zum voraus ertheilte Ehrensold mehr ein Zaum, als ein Sporn seyn.

237.

Nie um die Geheimnisse der Höheren wissen. Man glaubt Kirschen mit ihnen zu essen, wird aber nur die Steine erhalten. Vielen gereichte es zum Verderben, daß sie Vertraute waren: sie gleichen einem Löffel aus Brod und laufen nachher dieselbe Gefahr wie dieser. Die Mittheilung eines Geheimnisses von Seiten des Fürsten ist keine Gunst, sondern ein Drang seines Herzens. Schon Viele zerbrachen den Spiegel,

weil er sie an ihre Häßlichkeit erinnerte. Wir mögen den nicht sehen, der uns hat sehen können; und der ist nicht gern gesehen, der etwas Schlechtes von uns sah. Keiner darf uns gar zu sehr verpflichtet seyn, am wenigsten ein Mächtiger, und dann noch eher durch etwas Gutes, das wir ihm erzeigt, als durch Begünstigungen dieser Art. Besonders gefährlich sind freundschaftlich anvertraute Heimlichkeiten. Wer dem Andern sein Geheimniß mittheilt, macht sich zu dessen Sklaven: einem Fürsten ist dies ein gewaltsamer Zustand, der nicht dauern kann: er wird seine verlorene Freiheit wiedererlangen wollen, und um das zu erreichen, wird er Alles mit Füßen treten, selbst Recht und Vernunft. Also Geheimnisse soll man weder hören, noch sagen.

238.

Wissen welche Eigenschaft uns fehlt. Viele wären ganze Leute, wenn ihnen nicht etwas abgienge, ohne welches sie nie zum Gipfel der Vollkommenheit gelangen können. An Einigen ist es bemerkbar, daß sie sehr viel seyn könnten, wenn sie sich in einer Kleinigkeit besserten: so etwa fehlt es ihnen an Ernst, was große Fähigkeiten verdunkeln kann: Andern geht die Freundlichkeit des Wesens ab; eine Eigenschaft, welche ihre nächste Umgebung bald vermissen wird, zumal wenn sie Leute im Amt sind. Andern wieder fehlt es an Thatkraft, noch Andern an Mäßigung. Allen

diesen Uebelständen würde leicht abzuhelfen seyn, wenn man sie nur selbst bemerkte: denn Sorgfalt kann aus der Gewohnheit eine zweite Natur machen.

239.

Nicht spitzfindig seyn; sondern klug, woran mehr gelegen. Wer mehr weiß als erfordert ist, gleicht einer zu feinen Spitze, dergleichen gewöhnlich abbricht. Ausgemachte Wahrheit giebt mehr Sicherheit. Es ist gut, Verstand zu haben, aber nicht ein Schwätzer zu seyn. Weitläuftige Erörterungen sind schon dem Streite verwandt. Besser ist ein guter solider Kopf, der nicht mehr denkt, als die Sache mit sich bringt.

240.

Von der Dummheit Gebrauch zu machen verstehen. Der größte Weise spielt bisweilen diese Karte aus, und es giebt Gelegenheiten, wo das beste Wissen darin besteht, daß man nicht zu wissen scheine. Man soll nicht unwissend seyn, wohl aber es zu seyn affektiren. Bei den Dummen weise und bei den Narren gescheut seyn, wird wenig helfen. Man rede also zu Jedem seine Sprache. Nicht der ist dumm, der Dummheit affektirt; sondern der, welcher an ihr leidet: die aufrichtige, nicht die falsche Dummheit ist die wirkliche; da die Geschicklichkeit es schon so weit

getrieben hat. Das einzige Mittel, beliebt zu ſeyn, iſt, daß man ſich mit der Haut des einfältigſten der Thiere bekleide.

241.

Neckereien dulden, jedoch nicht ausüben. Jenes iſt eine Art Höflichkeit; dieſes kann in Verwickelungen bringen. Wer am Feiertage verdrießlich wird, hat viel Beſtialiſches und zeigt noch mehr. Die kühne Neckerei iſt ergötzlich: ſie ertragen zu können, beweiſt, daß man Kopf hat. Wer ſich darüber gereizt zeigt, giebt Anlaß, daß der Andere ebenfalls gereizt werde. Das Beſte iſt alſo ſich der Neckerei nicht anzunehmen, und das Sicherſte, ſie nicht ein Mal zu bemerken. Stets ſind die ernſtlichſten Händel aus Scherzen hervorgegangen. Es giebt daher nichts, was mehr Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit erforderte: ehe man zu ſcherzen anfängt, ſollte man ſchon wiſſen, bis zu welchem Punkte die Gemüthsart deſſen, den es betrifft, es dulden wird.

242.

Den günſtigen Erfolg weiter führen. Einige verwenden alle ihre Kraft auf den Anfang und vollenden nichts. Sie erfinden, aber führen nicht aus. Dies iſt Wankelmuth des Geiſtes. Auch erlangen ſie keinen Ruhm, weil ſie nichts verfolgen, ſondern Alles in's Stocken gerathen laſſen. Allerdings entſpringt

dies bei Einigen aus Ungeduld, welche der Makel der Spanier ist, wie hingegen Geduld der Vorzug der Belgier. Diese werden mit den Dingen fertig; mit Jenen die Dinge. Bis die Schwierigkeit überwunden ist, verwenden sie allen Schweiß darauf, sind aber dann mit ihrem Siege zufrieden und verstehen nicht ihn zu Ende zu führen: sie beweisen, daß sie es könnten, aber nicht wollen: dies liegt denn aber doch am Unvermögen, oder am Leichtsinn. Ist das Unternehmen gut, warum wird es nicht vollendet? ist es schlecht, warum ward es angefangen? Der Kluge erlege sein Wild, und begnüge sich nicht es aufgejagt zu haben.

243.

Nicht gänzlich eine Taubennatur haben; sondern schlau wie die Schlange und ohne Falsch wie die Taube seyn. Nichts ist leichter, als einen redlichen Mann zu hintergehen. Viel glaubt, wer nie lügt, und Viel traut, wer nie täuscht. Es entspringt nicht allemal aus Dummheit, daß man betrogen wird; sondern bisweilen aus Güte. Zwei Arten von Leuten wissen sich gut vor Schaden zu hüten: die Erfahrnen, gar sehr auf ihre Kosten; und die Verschmitzten, gar sehr auf fremde. Die Klugheit gehe eben so weit im Argwohn, als die Verschmitztheit im Fallestellen, und Keiner wolle in dem Maaße redlich seyn, daß er den Andern Gelegenheit gebe unredlich zu seyn.

Man vereinige in sich die Taube und die Schlange, nicht als ein Ungeheuer, sondern vielmehr als ein Wunder.

244.

Zu verpflichten verstehen. Manche verwandeln ihre eigene Verpflichtung in die des Andern, und wissen der Sache den Schein, oder doch zu verstehen zu geben, daß sie eine Gunst erzeigen, während sie eine empfangen. Aus ihrem eigenen Vortheil machen sie eine Ehre für den Andern, und lenken die Sachen so geschickt, daß es aussieht als leisteten sie dem Andern einen Dienst, indem sie sich von ihm beschenken lassen. Mit dieser sonderbaren Schlauheit versetzen sie die Ordnung der Verbindlichkeiten, oder machen es wenigstens zweifelhaft, wer dem Andern eine Gunst erzeigt. Das Schönste und Beste kaufen sie für bloße Lobeserhebungen, und aus dem Wohlgefallen, welches sie an einer Sache äußern, machen sie eine schmeichelhafte Ehre. So legen sie der Höflichkeit Verpflichtungen auf und machen eine Schuldigkeit aus dem, wofür sie sehr dankbar seyn sollten. Dergestalt verwandeln sie das Passive der Verbindlichkeit in das Aktive, worin sie bessere Politiker als Grammatiker sind. Das ist eine große Feinheit; allein eine größere wäre, das Ding zu verstehen und solchen Narrenhandel wieder rückgängig zu machen, indem man ihnen ihre erzeigte Ehre wieder zustellt und dafür seinerseits auch wieder zu dem Seinigen gelangte.

245.

Originelle und vom Gewöhnlichen abweichende Gedanken äußern, iſt ein Zeichen eines überlegenen Geiſtes. Wir dürfen den nicht ſchätzen, der uns nie widerſpricht: denn dadurch zeigt er keine Liebe zu uns, vielmehr zu ſich. Man laſſe ſich nicht durch Schmeichelei täuſchen und zahle für dieſelbe; ſondern man verwerfe ſie. Auch rechne man es ſich zur Ehre von Einigen getadelt zu werden, zumal von ſolchen, die von allen Trefflichen ſchlecht reden. Hingegen ſoll es uns betrüben, wenn unſere Sachen Allen gefallen; weil es ein Zeichen iſt, daß ſie nicht taugen: denn das Vortreffliche iſt für Wenige.

246.

Wir dem Rechenſchaft geben, der ſie nicht gefordert hat, und ſelbſt wenn ſie gefordert wird, iſt es eine Art Vergehen, darin mehr als nöthig zu thun. Sich ehe Anlaß da iſt entſchuldigen, heißt ſich anklagen; und ſich bei voller Geſundheit zu Ader laſſen, heißt dem Uebel, oder der Bosheit, zuwinken. Die von ſelbſt gemachte Entſchuldigung weckt das ſchlafende Mißtrauen. Auch ſoll der Kluge einen fremden Verdacht nicht zu merken ſcheinen: denn das hieße die Beleidigung aufſuchen; ſondern er ſoll denſelben alsdann durch die Rechtlichkeit ſeines Thuns widerlegen.

247.

Etwas mehr wissen und etwas weniger leben. Andere sagen es umgekehrt. Gute Muße ist besser als Geschäfte. Nichts gehört unser, als nur die Zeit, in welcher selbst der lebt, der keine Wohnung hat. Es ist gleich unglücklich, das kostbare Leben mit mechanischen Arbeiten, oder mit einem Uebermaaß erhabener Beschäftigungen hinzubringen. Man überhäufe sich nicht mit Geschäften und mit Neid; sonst stürzt man sein Leben hinunter und erstickt den Geist. Einige wollen dies auch auf das Wissen ausdehnen: aber wer nichts weiß, der lebt auch nicht.

248.

Der Letzte behalte bei uns nicht allemal Recht. Es giebt Leute des letzten Berichts, deren Ungebührlichkeit aufs Aeußerste geht. Ihr Denken und Wollen ist von Wachs: der Letzte drückt sein Siegel auf und verwischt die Früheren. Diese sind nie gewonnen, weil man sie eben so leicht wieder verliert. Jeder färbt sie mit seiner Farbe. Zu Vertrauten taugen sie nicht, und ihr ganzes Leben bleiben sie Kinder. Zwischen diesem Wechsel des Meinens und Wollens hin und her geworfen, hinken sie stets am Willen und am Verstande, und wanken von der einen zur andern Seite.

249.

Nicht sein Leben mit dem anfangen, womit man es zu beschließen hätte. Manche nehmen die Erholung am Anfang, und lassen die Mühe für das Ende zurück: allein erst komme das Wesentliche, nachher, wenn Raum ist, die Nebendinge. Andere wollen triumphiren, ehe sie gekämpft haben. Wieder Andere fangen damit an, das zu lernen, woran wenig gelegen ist, und schieben die Studien, von welchen sie Ehre und Nutzen hoffen, für das Ende des Lebens auf. Jener hat noch nicht einmal angefangen sein Glück zu machen, und schon schwindelt ihm vor Dünkel der Kopf. Methode ist unerläßlich zum wissen und zum leben.

250.

Wann hat man die Gedanken auf den Kopf zu stellen? Wann verschmitzte Tücke redet. Bei Einigen muß Alles umgekehrt verstanden werden: ihr Ja ist Nein, und ihr Nein Ja. Reden sie von einer Sache nachtheilig; so bedeutet dieses, daß sie solche hochschätzen: denn wer sie für sich haben will, setzt sie bei Andern herab. Nicht Jeder der lobt, redet gut von der Sache: denn Manche werden, um die Guten nicht zu loben, auch die Schlechten loben: für wen aber Keiner schlecht ist, für den ist auch Keiner gut.

251.

Man wende die menſchlichen Mittel an, als ob es keine göttliche, und die göttlichen, als ob es keine menſchliche gäbe. Große Meiſterregel, die keines Kommentars bedarf.

252.

Weder ganz ſich, noch ganz den Andern angehören: denn Beides iſt eine niederträchtige Tyrannei. Daraus, daß Einer ſich ganz für ſich allein beſitzen will, folgt alsbald, daß er auch alle Dinge für ſich haben will. Solche Leute wollen nicht in der geringſten Sache nachgeben, noch das Mindeſte von ihrer Bequemlichkeit opfern. Sie ſind nicht verbindlich, ſondern verlaſſen ſich auf ihre Glücksumſtände, welche Stütze jedoch unter ihnen zu brechen pflegt. Man muß bisweilen auch den Andern angehören, damit ſie wieder uns angehören. Wer aber ein öffentliches Amt hat, muß der öffentliche Sklave ſeyn; oder er lege die Würde mit der Bürde nieder, würde die Alte des Hadrian ſagen.*) Im Gegentheil giebt es auch Leute, welche ganz den Andern angehören: denn die Thorheit geht ſtets ins Uebertriebene, hier aber auf eine unglückliche Art.

*) welche bekanntlich dem Kaiſer, als er ſie mit „ich habe keine Zeit" abwies, zurief: „ſo ſei kein Kaiſer!"

Dieſe haben keinen Tag und keine Stunde für ſich, ſondern gehören in ſolchem Uebermaaß den Andern an, daß Einer ſchon der Diener Aller genannt wurde. Dies erſtreckt ſich ſogar auf den Verſtand, indem ſie für Alle wiſſen und bloß für ſich unwiſſend ſind. Der Aufmerkſame begreife, daß Keiner ihn ſucht; ſondern Jeder ſeinen Vortheil in ihm, oder durch ihn.

253.

Keinen allzu deutlichen Vortrag haben. Die Meiſten ſchätzen nicht was ſie verſtehen; aber was ſie nicht faſſen können, verehren ſie. Um geſchätzt zu werden, müſſen die Sachen Mühe koſten: daher wird gerühmt, wer nicht verſtanden wird. Stets muß man weiſer und klüger ſcheinen, als grade der, mit dem man zu thun hat, es nöthig macht; um ihm eine hohe Meinung einzuflößen: jedoch nicht übertrieben, ſondern verhältnißmäßig. Und obgleich bei Leuten von Einſicht Sinn und Verſtand allemal viel gilt, ſo iſt doch bei den meiſten Leuten einiger Aufputz vonnöthen. Zum Tadeln müſſen ſie gar nicht kommen können, indem ſie ſchon am Verſtehen genug zu thun haben. Viele loben Etwas, und frägt man ſie; ſo haben ſie keinen Grund anzuführen. Woher dies? Alles Tiefverborgene verehren ſie als ein Myſterium, und rühmen es, weil ſie es rühmen hören.

254.

Ein Uebel nicht geringachten, weil es klein ist: denn nie kommt eines allein: sie sind verkettet, wie auch die Glücksfälle. Glück und Unglück gehen gewöhnlich dahin, wo schon das meiste ist. Dazu kommt, daß Alle den Unglücklichen fliehen und sich dem Glücklichen anschließen: sogar die Tauben, bei aller ihrer Arglosigkeit, laufen nach dem weißesten Geräth. Einen Unglücklichen läßt Alles im Stich, er sich selbst, die Gedanken, der Leitstern. Man wecke nicht das Unglück, wann es schläft. Ein Ausgleiten ist wenig: jedoch kann dieses unglückliche Fallen sich noch fortsetzen und da weiß man nicht, wohin es endlich führen wird. Denn wie kein Gut in jeder Hinsicht vollständig ist; so ist auch kein Uebel je gänzlich vollendet. Für die, so vom Himmel kommen, ist uns die Geduld; für die, so von der Erde, die Klugheit verliehen.

255.

Gutes zu erzeigen verstehen: wenig auf ein Mal, hingegen oft. Nie muß man dem Andern so große Verbindlichkeiten auflegen, daß es unmöglich wäre, ihnen nachzukommen. Wer sehr Vieles giebt, giebt nicht, sondern verkauft. Auch soll man nicht die vollständigste Erkenntlichkeit verlangen: denn wenn der Andere sieht, daß sie seine Kräfte übersteigt, wird er

den Umgang abbrechen. Bei Vielen iſt, um ſie zu verlieren, nichts weiter nöthig, als ſie übermäßig zu verpflichten: um ihre Schuld nicht abzutragen, ziehen ſie ſich zurück, und werden aus Verpflichteten Feinde. Der Götze möchte nie den Bildhauer, der ihn gemacht hat, vor ſich ſehen; und eben ſo ungern hat der Verpflichtete ſeinen Wohlthäter vor Augen. Eine große Feinheit beim Geben beſteht darin, daß es wenig koſte und doch ſehr erſehnt ſei, wodurch es hoch angeſchlagen wird.

256.

Allezeit auf ſeiner Hut ſeyn gegen Unhöfliche, Eigenſinnige, Anmaaßliche und Narren jeder Art. Man ſtößt auf viele, und die Klugheit beſteht darin, nicht mit ihnen aneinander zu gerathen. Vor dem Spiegel ſeiner Ueberlegung waffne man ſich | den Tag mit Vorſätzen in dieſer Hinſicht: ſo wird man die Gefahren, welche die Narrheit uns in den Weg legt, überwinden. Man denke reiflich darüber nach, und dann wird man ſein Anſehen nicht gemeinen Zufälligkeiten bloßſtellen. Ein mit Klugheit ausgerüſteter Mann wird von den Ungebührlichen nicht angefochten werden. Unſer Weg im Umgang mit Menſchen iſt deshalb ſchwierig, weil er voll Klippen iſt, an denen unſer Anſehen ſcheitern kann. Das Sicherſte iſt ſich entfernt zu halten, die Schlauheit des Odyſſeus zum Vorbild nehmend. Von großem Nutzen iſt in Dingen

dieſer Art das erkünſtelte Verſehen: von der Höflichkeit unterſtützt hilft es uns über Alles hinweg, wie es denn ein einziger Richtweg aus allen Verwickelungen iſt.

257.

Es nie zum Bruche kommen laſſen: denn bei einem ſolchen kommt unſer Anſehen allemal zu Schaden. Jeder iſt als Feind von Bedeutung, wenn gleich nicht als Freund. Gutes können Wenige uns erweiſen, Schlimmes faſt Alle. Im Buſen des Jupiters ſelbſt niſtet ſein Adler nicht ſicher, von dem Tage an, wo er mit einem Käfer gebrochen hat. Mit der Klaue des erklärten Feindes ſchüren die heimlichen das Feuer an, indem ſie nur auf die Gelegenheit gelauert hatten. Aus verdorbenen Freunden werden die ſchlimmſten Feinde. Mit den fremden Fehlern wollen ſie, in den Augen der Zuſchauer, ihre eigenen überdecken. Jeder redet, wie es ihm ſcheint, und es ſcheint ihm, wie er es wünſcht. Alle ſprechen uns ſchuldig, entweder weil es uns am Anfang an Vorherſicht, oder am Ende an Geduld, immer aber weil es uns an Klugheit gefehlt habe. — Iſt jedoch eine Entfernung nicht zu vermeiden; ſo ſei ſie zu entſchuldigen, und ſei eher eine Lauheit der Freundſchaft als ein Ausbruch der Wuth: hier findet nun der bekannte Satz von einem ſchönen Rückzuge treffende Anwendung.

258.

Man ſuche ſich Jemanden, der das Unglück tragen hilft. So wird man nie, zumal nicht bei Gefahren, allein ſeyn, und nicht den ganzen Haß auf ſich laden. Einige vermeinen, die ganze Ehre der obern Leitung allein davon zu tragen, und tragen nachher die ganze öffentliche Unzufriedenheit davon. Auf die andere Art hingegen hat man Jemanden, von dem man entſchuldigt wird, oder der das Schlimme tragen hilft. Weder das Geſchick noch der große Haufe wagen ſich ſo leicht an zwei; deshalb auch der ſchlaue Arzt, wenn er die Kur verfehlt hat, doch nicht verfehlt ſich einen andern zu ſuchen, der, unter dem Namen einer Konſultation, ihm hilft, den Sarg hinauszuſchaffen. **Man theile mit einem Gefährten Bürden und Betrübniſſe:** denn dem, der allein ſteht, fällt das Unglück doppelt unerträglich.

259.

Den Beleidigungen zuvorkommen und ſie in Artigkeiten verwandeln: es iſt ſchlauer ſie zu vermeiden, als ſie zu rächen. Eine ungemeine Geſchicklichkeit iſt es, einen Vertrauten aus dem zu machen, der ein Nebenbuhler werden ſollte, oder Schutzwehren ſeiner Ehre aus denen, welche Angriffe auf dieſelbe drohten. Viel thut hiezu, daß man Verbindlichkeiten zu erzeigen wiſſe: denn ſchon die Zeit zu Beleidigungen nimmt

der weg, welcher veranlaßt, daß Dankſagungen ſie ausfüllen. Das heißt zu leben wiſſen, wenn man das, was Verdruß werden ſollte, zu Annehmlichkeiten umſchafft. Aus dem Mißwollen ſelbſt mache man einen vertraulichen Umgang.

260.

Keinem werden wir, und Keiner uns, ganz angehören: dazu iſt weder Verwandſchaft, noch Freundſchaft, noch die dringendeſte Verbindlichkeit hinreichend. Denn ſein ganzes Zutrauen, oder ſeine Neigung ſchenken, ſind zwei weit verſchiedene Dinge. Auch die engſte Verbindung läßt immer noch Ausnahmen zu, ohne daß deshalb die Geſetze der Freundſchaft verletzt wären. Immer behält ſich der Freund irgend ein Geheimniß vor, und in irgend etwas verbirgt ſogar der Sohn ſich vor dem Vater. Gewiſſe Dinge verhehlt man dem Einen und theilt ſie dem Andern mit, und wieder umgekehrt: wodurch man dahin gelangt, daß man Alles mittheilt und Alles zurückbehält, nur ſtets mit Unterſchied der entſprechenden Perſonen.

261.

Nicht ſeine Thorheit fortſetzen. Manche machen aus einem mißlungenen Unternehmen eine Verpflichtung, und weil ſie einen Irrweg eingeſchlagen haben, meinen ſie, es ſei Karakterſtärke darauf weiter zu gehen.

Innerlich klagen sie ihren Irrthum an, aber äußerlich entschuldigen sie ihn. Dadurch geschieht es, daß wenn sie beim Beginn der Thorheit als unüberlegt getadelt wurden, sie beim Verfolgen derselben als Narren bestätigt werden. Weder das unüberlegte Versprechen, noch der irrige Entschluß legen Verbindlichkeit auf. Allein auf jene Weise setzen Einige ihre erste Tölpelei fort und wollen beharrliche Queerköpfe seyn.

262.

Vergessen können: es ist mehr ein Glück, als eine Kunst. Der Dinge, welche am meisten für's Vergessen geeignet sind, erinnern wir uns am besten. Das Gedächtniß ist nicht allein widerspänstig, indem es uns verläßt, wann wir es am meisten brauchen, sondern auch thöricht, indem es herangelaufen kommt, wann es sich gar nicht paßt. In Allem, was uns Pein verursacht, ist es ausführlich, aber in dem, was uns ergötzen könnte, nachläßig. Oft besteht das einzige Heilmittel unserer Schmerzen im Vergessen; aber wir vergessen das Heilmittel. Man muß jedoch seinem Gedächtniß bequeme Gewohnheiten beibringen: denn es reicht hin, Seeligkeit oder Hölle zu schaffen. Auszunehmen sind hier die Zufriedenen, welche im Stande ihrer Unschuld ihre einfältige Glückseligkeit genießen.

263.

Manche Dinge muß man nicht eigenthümlich besitzen. Man genießt solche besser als fremde, denn als eigene: ihr Gutes ist den ersten Tag für den Besitzer, alle folgenden für die Andern. Fremde Sachen genießt man doppelt, nämlich ohne die Sorge wegen der Beschädigung, und dann mit dem Reiz der Neuheit. Alles schmeckt besser nach dem Entbehren: sogar das fremde Wasser scheint Nektar. Der Besitz der Dinge vermindert nicht nur unsern Genuß, sondern er vermehrt auch unsern Verdruß, sowohl beim Ausleihen, als beim Nichtausleihen: man hat nichts davon, als daß man die Sachen für Andere unterhält, wobei man sich mehr Feinde macht, als Erkenntliche.

264.

Keine Tage der Nachlässigkeit haben. Das Schicksal gefällt sich darin, uns einen Possen zu spielen, und wird alle Zufälle zu Haufen bringen, um uns unversehens zu fangen. Stets zur Probe bereit muß der Kopf, die Klugheit und die Tapferkeit seyn, sogar auch die Schönheit: denn der Tag ihres sorglosen Vertrauens wird der Sturz ihres Ansehens seyn. Wann die Aufmerksamkeit am nöthigsten ist, fehlt sie jedes Mal: denn das nicht Denken ist das Beinstellen zu unserm Verderben. Zudem pflegt es eine Kriegslist feindlicher Absichtlichkeit zu seyn, daß sie die Voll-

kommenheiten, wann sie unbesorgt sind, zur strengen Prüfung ihres Werthes zieht. Die Tage der Parade kennt man schon, daher läßt die List sie vorübergehen: aber den Tag, wo man es am wenigsten erwartete, wählt sie aus, um den Werth auf die Probe zu stellen.

265.

Seine Untergebenen in die Nothwendigkeit des Handelns zu versetzen verstehen. Eine durch die Umstände herbeigeführte Nothwendigkeit zu handeln hat Manche mit Einem Male zu ganzen Leuten gemacht, wie die Gefahr zu ertrinken Schwimmer. Auf diese Weise haben Viele ihre eigene Tapferkeit, ja sogar ihre Kenntniß und Einsicht entdeckt, welche, ohne solchen Anlaß, unter ihrem Kleinmuth begraben geblieben wäre. Die Gefahren sind die Gelegenheit sich einen Namen zu gründen, und sieht ein Edler seine Ehre auf dem Spiel, wird er für Tausend wirksam seyn. Obige Lebensregel verstand, wie auch alle übrigen, aus dem Grunde die Königin Isabella die Katholische, und einer klugen Begünstigung dieser Art von ihr verdankt der große Feldherr seinen Ruf, und viele Andere ihren unsterblichen Ruhm. Durch diese Feinheit hat sie große Männer gemacht.

266.

Nicht aus lauter Güte schlecht seyn: der ist es, welcher sich nie erzürnt. Diese unempfindlichen Men-

schen verdienen kaum für Leute zu gelten. Es entsteht nicht immer aus Trägheit, sondern oft aus Unfähigkeit. Eine Empfindlichkeit, bei gehörigem Anlaß, ist ein Akt der Persönlichkeit: die Vögel machen sich bald über den Strohmann lustig. Das Süße mit dem Sauern abwechseln lassen, beweist einen guten Geschmack. Das Süße ganz allein ist für Kinder und Narren. Es ist sehr übel, wenn man aus lauter Güte in solche Gefühllosigkeit versinkt.

267.

Seidene Worte und freundliche Sanftmuth. Pfeile durchbohren den Leib, aber böse Worte die Seele. Ein wohlriechender Teig verursacht einen angenehmen Athem. Es ist eine große Lebensklugheit, es zu verstehen, die Luft zu verkaufen. Das Meiste wird mit Worten bezahlt, und mittelst ihrer kann man Unmöglichkeiten durchsetzen. So treibt man in der Luft Handel mit der Luft; und der königliche Athem vermag Muth und Kraft einzuflößen. Allezeit habe man den Mund voll Zucker, um seine Worte damit zu versüßen, so daß sie selbst dem Feinde wohlschmecken. Um liebenswürdig zu seyn, ist das Hauptmittel friedfertig zu seyn.

268.

Der Kluge thue gleich Anfangs, was der Dumme erst am Ende. Der Eine und der Andere thut das

ſelbe; nur in der Zeit liegt der Unterſchied: jener thut es zur rechten, dieſer zur unrechten. Wer ſich einmal von Haus aus den Verſtand verkehrt angezogen hat, fährt nun immer ſo fort: was er auf den Kopf ſetzen ſollte, trägt er an den Füßen, aus dem Linken macht er das Rechte und iſt ſo ferner in allen ſeinem Thun linkiſch. Nur eine gute Art auf den rechten Weg zu kommen giebt es für ihn, wann er nämlich gezwungen thut, was er hätte freiwillig thun können. Der Kluge dagegen ſieht gleich was früh oder ſpät geſchehen muß: und da führt er es gernwillig und mit Ehren aus.

269.

Sich ſein Neuſeyn zu Nutze machen: denn ſo lange Jemand noch neu iſt, iſt er geſchätzt. Das Neue gefällt, der Abwechſelung wegen, allgemein, der Geſchmack erfriſcht ſich daran, und eine funkelnagelneue Mittelmäßigkeit wird höher geſchätzt, als ein ſchon gewohntes Vortreffliches. Das Ausgezeichnete nutzt ſich ab und wird allmälig alt. Jedoch ſoll man wiſſen, daß jene Glorie der Neuheit von kurzer Dauer ſeyn wird: nach vier Tagen wird die Hochachtung ſich ſchon verlieren. Deshalb verſtehe man, ſich dieſe Erſtlinge der Werthſchätzung zu Nutze zu machen und ergreife auf dieſer ſchnellen Flucht des Beifalls alles, wonach man füglich trachten kann. Denn iſt einmal die Hitze der Neuheit vorüber; ſo kühlt ſich die Leidenſchaft ab: dann muß die Begünſtigung des Neuen

gegen den Ueberdruß am Gewöhnlichen vertauscht werden, und man glaube nur, daß Alles eben so seine Zeit gehabt hat, welche vorübergieng.

270.

Was Vielen gefällt, nicht allein verwerfen. Etwas Gutes muß daran seyn, da es so Vielen genügt, und läßt es sich auch nicht erklären, so wird es doch genossen. Die Absonderung ist stets verhaßt und, wenn irrthümlich, lächerlich. Man wird eher dem Ansehen seiner Auffassungsgabe, als dem des Gegenstandes schaden, und dann bleibt man mit seinem schlechten Geschmack allein. Kann man das Gute nicht herausfinden; so verhehle man seine Unfähigkeit und verdamme die Sache nicht schlechthin. Gewöhnlich entspringt der schlechte Geschmack aus Unwissenheit. Was Alle sagen, ist; oder will doch seyn.

271.

In jedem Fache halte sich, wer wenig weiß, stets an das Sicherste: wird er dann auch nicht für fein, so wird er doch für gründlich gelten. Wer hingegen unterrichtet ist, kann sich einlassen und nach Gutdünken handeln. Allein, wenig wissen und sich doch in Gefahr setzen, heißt freiwillig sein Verderben suchen. Vielmehr halte man sich alsdann immer zur rechten Hand: denn das **Ausgemachte** kann nicht fehlen. Für

geringe Kenntniſſe iſt die Heerſtraße; und in allen Fällen, man ſei kundig oder unkundig, iſt Sicherheit immer klüger als Abſonderung.

272.

Die Sachen um den Höflichkeitspreis verkaufen: dadurch verpflichtet man am meiſten. Nie wird die Forderung des Intereſſirten der Gabe des edelmüthigen Verpflichteten gleich kommen. Die Höflichkeit ſchenkt nicht, ſondern legt eine Verpflichtung auf, und die edle Sitte iſt die größte Verpflichtung. Für den rechtlichen Mann iſt keine Sache theurer, als die, welche man ihm ſchenkt: man verkauft ſie ihm dadurch zwei Mal und für zwei Preiſe, den des Werthes und den der Höflichkeit. Inzwiſchen iſt es wahr, daß für den Niedrigdenkenden die edle Sitte Kauderwelſch iſt: denn er verſteht die Sprache des guten Vernehmens nicht.

273.

Die Gemüthsarten derer, mit denen man zu thun hat, begreifen: um ihre Abſichten zu ergründen. Denn iſt die Urſache richtig erkannt; ſo iſt es auch die Wirkung, erſtlich aus jener, ſodann aus dem Motiv. Der Melancholiſche ſieht ſtets Unglücksfälle, der Boshafte Verbrechen voraus: denn immer ſtellt ſich ihnen das Schlimmſte dar, und da ſie des gegenwärtigen Guten nicht inne werden; ſo verkünden ſie das mögliche Uebel

vorher. Der Leidenschaftliche redet stets eine fremde Sprache, die von dem, was die Dinge sind, abweicht: aus ihm spricht die Leidenschaft, nicht die Vernunft. So redet Jeder gemäß seinem Affekt, oder seiner Laune, und Alle gar fern von der Wahrheit. Man lerne ein Gesicht entziffern und aus den Zügen die Seele herausbuchstabiren. Man erkenne in dem, der immer lacht, einen Narren, in dem, der nie lacht, einen Falschen. Man hüte sich vor dem Frager, weil er leichtsinnig oder ein Späher ist. Wenig Gutes erwarte man von den Mißgestalteten: denn diese pflegen sich an der Natur zu rächen, und wie sie ihnen wenig Ehre erzeigte, so sie ihr keine. So groß als die Schönheit eines Menschen, pflegt seine Dummheit zu seyn.

274.

Anziehungskraft besitzen: sie ist ein Zauber kluger Höflichkeit. Man benutze diesen Magnet seiner angenehmen Eigenschaften mehr zur Erwerbung der Zuneigung, als wirklicher Vortheile, doch auch zu Allem. Verdienste reichen nicht aus, wenn sie nicht von der Gunst unterstützt werden, welche es eigentlich ist, die den Beifall verleiht. Das wirksamste Werkzeug der Herrschaft über Andere, das im Schwunge seyn, ist Sache des Glücks: doch läßt es sich durch Kunst befördern: denn wo ausgezeichnete natürliche Anlagen sind, faßt das Künstliche bessere Wurzel. Durch jenes nun gewinnt man die Herzen und allmälig kommt man in den Besitz der allgemeinen Gunst.

275.

Mitmachen, so weit es der Anstand erlaubt. Man mache sich nicht immer wichtig und widerwärtig: dies gehört zur edlen Sitte. Etwas kann man sich von seiner Würde vergeben, um die allgemeine Zuneigung zu gewinnen: man lasse sich zuweilen das gefallen, was die Meisten sich gefallen lassen; jedoch ohne Unanständigkeit. Denn wer öffentlich für einen Narren gilt, wird nicht im Stillen für gescheut gehalten werden. An Einem Tage der Lustigkeit kann man mehr verlieren, als man an allen Tagen der Ehrbarkeit gewonnen hat. Jedoch soll man auch nicht sich immer ausschließen: denn durch Absonderung verurtheilt man die Uebrigen. Noch weniger darf man Ziererei affektiren: diese überlasse man dem Geschlecht, welchem sie eigen ist: sogar die religiöse Ziererei ist lächerlich. Dem Mann steht nichts besser an, als daß er ein Mann scheine: das Weib kann das Männliche als eine Vollkommenheit affektiren: nicht so umgekehrt.

276.

Seinen Geist, mit Hülfe der Natur und Kunst, zu erneuern verstehen. Man sagt, daß von sieben zu sieben Jahren die Gemüthsart sich ändert: nun so sei es ein Verbessern und Veredeln seines Geschmacks. Nach den ersten sieben Jahren tritt die Vernunft ein: so möge nachher mit jedem Stufenjahre eine neue

Vollkommenheit hinzukommen. Man beobachte diesen natürlichen Wechsel, um ihm nachzuhelfen, und hoffe auch an Andern eine Verbesserung. Hieraus entspringt es, daß Viele mit dem Stande oder Amt ihr Betragen geändert haben. Bisweilen wird man es nicht eher gewahr, als bis es im höchsten Grade hervortritt. Mit zwanzig Jahren ist der Mensch ein Pfau; mit dreißig, ein Löwe; mit vierzig, ein Kameel; mit funfzig, eine Schlange; mit sechszig, ein Hund; mit siebenzig, ein Affe; mit achtzig, — nichts.

277.

Zu prunken verstehen. Es ist die Glanzbeleuchtung der Talente: für jedes derselben kommt eine günstige Zeit: die benutze man, denn nicht jeder Tag wird der des Triumphs seyn. Es giebt Prachtmenschen, in welchen schon das Geringe sehr, das Bedeutende zum Erstaunen glänzt. Gesellt sich zu ausgezeichneten Gaben die Fähigkeit damit zu prunken; so erlangen sie den Ruf eines Wunders. Es giebt prunkende Nationen, und die Spanische ist es im höchsten Grad. Erst das Licht ließ die Pracht der Schöpfung hervortreten. Das Prunken füllt Vieles aus, ersetzt Vieles und giebt Allem ein zweites Daseyn, zumal wenn es sich auf wirklichen Gehalt stützt. Der Himmel, welcher die Vollkommenheiten verleiht, versieht sie auch mit dem Hange zu prunken:

denn jedes von beiden allein würde unpassend seyn. Es gehört Kunst zum Prunken. Sogar das Vortrefflichste hängt von Umständen ab und hat nicht immer seinen Tag. Das Prunken geräth schlecht, wenn es zur Unzeit kommt: mehr als jeder andere Vorzug muß es frei von Affektation seyn, an welchem Uebelstande es allemal scheitert, weil es nahe an die Eitelkeit gränzt und diese an das Verächtliche: es muß sehr gemäßigt seyn, damit es nicht gemein werde, und sein Uebermaaß steht bei den Klugen schlecht angeschrieben. Bisweilen besteht es mehr in einer stummen Beredsamkeit, indem man gleichsam nur aus Nachlässigkeit seine Vollkommenheiten zum Vorschein kommen läßt: denn das kluge Verhehlen derselben ist das wirksamste Paradiren damit, da man eben durch solches Entziehen die Neugier am lebhaftesten anreizt. Sehr geschickt auch ist es, nicht die ganze Vollkommenheit mit einem Male aufzudecken, sondern nur einzelne Proben davon verstohlnen Blicken preiszugeben und dann immer mehr. Jede glänzende Leistung muß das Unterpfand einer größern seyn und im Beifall der ersten schon die Erwartung der folgenden liegen.

278.

Abzeichen jeder Art vermeiden: denn die Vorzüge selbst werden zu Fehlern, sobald sie zur Bezeichnung dienen. Die Abzeichen entstehen aus Sonderbarkeit, welche stets getadelt wird: man läßt den

Sonderling allein. Sogar die Schönheit, wenn sie überschwänglich wird, schadet unserm Ansehen; denn indem sie die Augen auf sich zieht, beleidigt sie: wie viel mehr werden Sonderbarkeiten, die schon an sich in schlechtem Ruf stehen, nachtheilig wirken. Dennoch wollen Einige sogar durch Laster allgemein bekannt seyn und suchen in der Verworfenheit die Auszeichnung, um einer so ehrlosen Ehre theilhaft zu werden. Selbst in der Einsicht kann das Uebermaaß in Geschwätz ausarten.

279.

Dem Widersprecher nicht widersprechen. Man muß unterscheiden, ob der Widerspruch aus List, oder aus Gemeinheit entspringt. Es ist nicht immer Eigensinn, sondern bisweilen ein Kunstgriff. (Vergl. 213.) Dann sei man aufmerksam, sich im erstern Falle nicht in Verwickelungen, im andern nicht ins Verderben ziehen zu lassen. Keine Sorgfalt ist besser angewandt, als die gegen Spione. Gegen die Dietriche der Seelen ist die beste Gegenlist, den Schlüssel der Vorsicht inwendig stecken zu lassen.

280.

Ein Biedermann seyn. Mit dem redlichen Verfahren ist es zu Ende: Verpflichtungen werden nicht

anerkannt: ein gegenseitiges lobenswerthes Benehmen findet sich selten, vielmehr erhält der beste Dienst den schlimmsten Lohn: und so ist heut zu Tage der Brauch der ganzen Welt. Es giebt ganze Nationen, die zur Schlechtigkeit geneigt sind: bei der einen hat man stets den Verrath, bei der andern den Unbestand, bei der dritten den Betrug zu fürchten. Allein das schlechte Benehmen Anderer sei für uns kein Gegenstand der Nachahmung, sondern der Vorsicht. Die Gefahr dabei ist, daß der Anblick jener nichtswürdigen Verfahrungsweise auch unsere Redlichkeit erschüttere. Aber der Biedermann vergißt nie, über das was die Andern sind, wer er ist.

281.

Gunst bei den Einsichtigen finden. Das laue Ja eines außerordentlichen Mannes ist höher zu schätzen, als der ganze allgemeine Beifall. Denn aus den Weisen spricht Einsicht und daher giebt ihr Lob eine unversiegbare Zufriedenheit. Der verständige Antigonus beschränkte den ganzen Schauplatz seines Ruhmes auf den einzigen Zeno, und Plato nannte den Aristoteles seine ganze Schule. Allein Manche sind nur darauf bedacht, sich den Magen zu füllen und wäre es mit dem gemeinsten Kehricht. Sogar die Fürsten bedürfen der Schriftsteller, und fürchten die Feder derselben mehr, als häßliche Weiber den Pinsel.

282.

Durch Abwesenheit seine Hochschätzung oder Verehrung befördern. Wie die Gegenwart den Ruhm vermindert, so vermehrt ihn die Abwesenheit. Wer abwesend für einen Löwen galt, war bei seiner Anwesenheit nur die lächerliche Ausgeburt des Berges. Die großen Talente verlieren durch die Berührung ihren Glanz: denn es ist leichter die Rinde der Außenseite, als den großen Gehalt des Geistes zu sehen. Die Einbildungskraft reicht weiter als das Gesicht, und die Täuschung, welche ihren Eingang gewöhnlich durch die Ohren findet, hat ihren Ausgang durch die Augen. Wer sich still im Mittelpunkt des Umkreises seines Rufes hält, wird sich in seinem Ansehen erhalten. Der Phönix selbst benutzt seine Zurückgezogenheit um verehrt, und das durch sie erregte Verlangen, um geschätzt zu bleiben.

283.

Die Gabe der Erfindung besitzen. Sie beweist das höchste Genie: allein welches Genie kann ohne einen Gran Wahnsinn bestehen? Ist das Erfinden Sache der Genialen; so ist die treffende Wahl Sache der Verständigen. Auch ist jenes eine besondere Gabe des Himmels und viel seltener: denn eine treffende Wahl ist Vielen gelungen, eine gute Erfindung Wenigen, und zwar nur den Ersten, dem Werth und der Zeit

nach. Die Neuheit ſchmeichelt, und war ſie glücklich, ſo giebt ſie dem Guten einen doppelten Glanz. In Sachen des Urtheils iſt die Neuheit gefährlich, wegen des Paradoxen; in Sachen des Genies aber löblich: jedoch wenn gelungen, verdient die Eine wie die Andere Beifall.

284.

Man ſei nicht zudringlich; ſo wird man nicht zurückgeſetzt werden. Man ſetze ſelbſt Werth auf ſich, wenn die Andern es ſollen. Eher ſei man karg, als freigebig mit ſeiner Perſon. Erſehnt komme man an; da wird man wohl empfangen werden. Nie komme man ungerufen und gehe nur, wenn man geſandt wird. Wer aus freien Stücken etwas unternimmt, wird, wenn es ſchlecht abläuft, den ganzen Unwillen auf ſich laden; läuft es hingegen gut ab, weiß man es ihm doch nicht Dank. Der Zudringliche wird mit Geringſchätzung und Wegwerfung aller Art überhäuft: eben deshalb, weil er ſich mit Unverſchämtheit eindrängte, wird er mit Beſchämung fortgeſchickt.

285.

Nicht am fremden Unglück ſterben. Man kenne den, welcher im Sumpfe ſteckt und merke ſich, daß er uns rufen wird, um ſich nachher am beiderſeitigen

Leiden zu tröſten. Solche Leute ſuchen Jemanden, der ihnen helfe, das Unglück zu tragen, und wem ſie im Glück den Rücken wandten, dem reichen ſie jetzt die Hand. Großer Vorſicht bedarf es bei denen, die zu ertrinken im Begriff ſind, um ihnen, ohne eigene Gefahr, Hülfe zu leiſten.

286.

Man ſei Niemanden für Alles, auch nie Allen verbindlich gemacht: denn ſonſt wird man zum Sklaven, oder gar zum Sklaven Aller. Einige werden unter glücklichern Umſtänden geboren, als Andere: jene um Gutes zu thun, dieſe um es zu empfangen. Die Freiheit iſt viel köſtlicher, als das Geſchenk, wofür man ſie hingiebt. Man ſoll weniger Werth darauf legen, Viele von ſich, als darauf, ſich ſelbſt von Keinem abhängig zu ſehen. Der einzige Vorzug des Herrſchens iſt, daß man mehr Gutes erweiſen kann. Beſonders halte man die Verbindlichkeit, die Einem aufgelegt wird, nicht für eine Gunſt: denn meiſtentheils wird die fremde Liſt es abſichtlich ſo eingeleitet haben, daß man ihrer bedürfen mußte.

287.

Nie handle man im leidenſchaftlichen Zuſtande: ſonſt wird man Alles verderben. Der kann nicht für ſich handeln, der nicht bei ſich iſt: ſtets aber ver-

bannt die Leidenſchaft die Vernunft. In ſolchen Fällen laſſe man für ſich einen vernünftigen Vermittler eintreten, und das wird Jeder ſeyn, der ohne Leidenſchaft iſt. Stets ſehen die Zuſchauer mehr als die Spieler, weil ſie leidenſchaftslos ſind. Sobald man merkt, daß man außer Faſſung geräth, blaſe die Klugheit zum Rückzuge: denn kaum wird das Blut ſich vollends erhitzt haben, ſo wird man blutig zu Werke gehen und in wenig Augenblicken auf lange Zeit ſich zur Beſchämung und Andern zur Verläumdung Stoff gegeben haben.

288.

Nach der Gelegenheit leben. Unſer Handeln, unſer Denken, Alles muß ſich nach den Umſtänden richten. Man wolle wann man kann: denn Zeit und Gelegenheit warten auf Niemanden. Man lebe nicht nach ein für alle Mal gefaßten Vorſätzen, es ſei denn zu Gunſten der Tugend; noch ſchreibe man dem Willen beſtimmte Geſetze vor: denn Morgen wird man das Waſſer trinken müſſen, welches man heute verſchmähte. Es giebt ſo verſchrobene Queerköpfe, daß ſie verlangen, alle Umſtände bei einem Unternehmen ſollen ſich nach ihren verrückten Grillen fügen und nicht anders. Der Weiſe hingegen weiß, daß der Leitſtern der Klugheit darin beſteht, daß man ſich nach der Gelegenheit richte.

289.

Nichts setzt den Menschen mehr herab, als wenn er sehen läßt, daß er ein Mensch sei. An dem Tage hören sie auf ihn für göttlich zu halten, an welchem sie ihn recht menschlich erblicken. Der Leichtsinn ist das größte Hinderniß unsers Ansehens. Wie der zurückhaltende Mann für mehr als Mensch gehalten wird, so der leichtsinnige für weniger als Mensch. Es giebt keinen Fehler, der mehr herabwürdigte, weil der Leichtsinn das grade Gegentheil des überlegten, gewichtigen Ernstes ist. Ein leichtsinniger Mensch kann nicht von Gehalt seyn, zumal wenn er alt ist, wo die Jahre ihn zur Ueberlegung verpflichten. Und obgleich dieser Makel an so Vielen haftet: so ist er nichts desto weniger ganz besonders herabwürdigend.

290.

Es ist viel Glück, zur Hochachtung auch die Liebe zu besitzen. Gemeiniglich darf man, um sich die Achtung zu erhalten, nicht sehr geliebt seyn. Die Liebe ist verwegener als der Haß. Zuneigung und Verehrung lassen sich nicht wohl vereinen. Zwar soll man nicht sehr gefürchtet seyn, aber auch nicht sehr geliebt. Die Liebe führt die Vertraulichkeit ein, und mit jedem Schritt, den diese vorwärts macht, macht

die Hochachtung einen zurück. Man ſei eher im Beſitz einer verehrenden als einer hingebenden Liebe: ſo iſt ſie ganzen Leuten angemeſſen.

291.

Zu prüfen verſtehen. Die Aufmerkſamkeit des Klugen wetteifre mit der Zurückhaltung des Vorſichtigen. Viel Kopf iſt erfordert, um den fremden auszumeſſen. Es iſt wichtiger, die Gemüthsarten und Eigenſchaften der Perſonen, als die der Kräuter und Steine zu kennen. Jenes iſt eine der ſcharfſinnigſten Beſchäftigungen im Leben. Am Klange kennt man die Metalle, und an der Rede die Menſchen. Die Worte geben Anzeichen der Rechtlichkeit, aber viel mehr die Thaten. Hier nun bedarf es der außerordentlichſten Vorſicht, der tiefen Beobachtung, der feinen Auffaſſung und des richtigen Urtheils.

292.

Die perſönlichen Eigenſchaften müſſen die Obliegenheiten des Amtes überſteigen: und nicht umgekehrt. So hoch auch der Poſten ſeyn mag, ſtets muß die Perſon ſich als ihm überlegen zeigen. Ein umfaſſender Geiſt breitet ſich immer mehr aus und tritt mehr und mehr hervor in ſeinem Amte. Hingegen wird der Engherzige bald ſeine Blöße zeigen und am Ende an Verpflichtungen und Anſehen bankerott werden.

Der große Auguſtus ſetzte ſeine Ehre darin, als Menſch größer, denn als Fürſt zu ſeyn. Hier kommt nun ein hoher Sinn zu Statten und auch ein wohlüberlegtes Selbſtvertrauen trägt viel bei.

293.

Von der Reife. Sie leuchtet aus dem Aeußern hervor, noch mehr aus der Sitte. Die materielle Gewichtigkeit macht das Gold, die moraliſche den Mann werthvoll. Die Reife verbreitet über alle ſeine Fähigkeiten einen gewiſſen Anſtand und erregt Hochachtung. Die Geſetztheit des Menſchen iſt die Faſſade ſeiner Seele: ſie beſteht nicht in der Unbeweglichkeit des Dummen, wie es der Leichtſinn haben möchte, ſondern in einer ſehr ruhigen Autorität. Ihre Reden ſind Sentenzen, ihr Wirken gelingende Thaten. Sie erfordert einen ſehr vollendeten Mann: denn Jeder iſt ſo weit ein ganzer Mann, als er Reife hat. Indem er aufhörte ein Kind zu ſeyn, fieng er an Ernſt und Autorität zu erhalten.

294.

Sich in ſeinen Meinungen mäßigen. Jeder faßt ſeine Anſichten nach ſeinem Intereſſe und glaubt einen Ueberfluß an Gründen für dieſelben zu haben. Denn in den Meiſten muß das Urtheil der Neigung den Platz einräumen. Nun trifft es ſich leicht, daß

Zwei mit einander gradezu widersprechenden Meinungen sich begegnen, und Jeder glaubt die Vernunft auf seiner Seite zu haben, wiewohl diese, stets unverfälscht, nie ein doppeltes Antlitz trug. Bei einem so schwierigen Punkt gehe der Kluge mit Ueberlegung zu Werke: dann wird das Mißtrauen gegen sich selbst sein Urtheil über das Benehmen des Gegners berichtigen. Er stelle sich auch einmal auf die andere Seite und untersuche von da die Gründe des Andern: dann wird er nicht mit so starker Verblendung jenen verurtheilen und sich rechtfertigen.

295.

Nicht wirksam scheinen, sondern seyn. Viele geben sich den Schein wichtige Geschäfte zu treiben, ohne den mindesten Grund: aus Allem machen sie ein Mysterium, auf die albernste Weise. Sie sind Kamäleone des Beifalls und für Alle ein unerschöpflicher Stoff zum Lachen. Die Eitelkeit ist überall widerlich, hier aber auch lächerlich. Diese Ameisen der Ehre betteln sich Großthaten zusammen. Man soll hingegen seine größten Vorzüge am wenigsten affektiren: man begnüge sich mit dem Thun und überlasse Andern das Reden darüber. Man gebe seine Thaten hin, aber verkaufe sie nicht. Auch miethe man sich nicht goldene Federn, die Unflath schreiben, zum Ekel der Augen. Man strebe lieber danach ein Held zu seyn, als es zu scheinen.

296.

Ein Mann von erhabenen Eigenschaften: die vom ersten Range machen Männer ersten Ranges: und eine einzige derselben gilt mehr als eine große Anzahl mittelmäßiger. Es gab einen Mann, dem es gefiel, alle seine Sachen, sogar den gewöhnlichen Hausrath, besonders groß zu haben: wie viel mehr muß der große Mann dafür sorgen, daß alle Eigenschaften seines Geistes groß seien. In Gott ist Alles unendlich und unermeßlich; so auch muß in einem Helden alles groß und majestätisch seyn, dergestalt, daß alle seine Thaten, ja auch seine Reden, mit einer überschwänglichen, großartigen Erhabenheit bekleidet auftreten.

297.

Stets handeln, als würde man gesehen. Der ist ein umsichtiger Mann, welcher sieht, daß man ihn sieht, oder doch sehen wird. Er weiß, daß die Wände hören, und daß schlechte Handlungen zu bersten drehen, um herauszukommen. Auch wann allein, handelt er wie unter den Augen der ganzen Welt. Denn da er weiß, daß man einst Alles wissen wird; so betrachtet er als schon gegenwärtige Zeugen die, welche es durch die Kunde späterhin werden müssen. Jener, welcher wünschte, daß die ganze Welt ihn stets sehen möchte, war nicht darüber besorgt, daß man ihn in seinem Hause aus den nächsten beobachten konnte.

298.

Drei Dinge machen einen Wundermann und sind die höchste Gabe der göttlichen Freigebigkeit: ein fruchtbares Genie, ein tiefer Verstand und ein zugleich erhabener und angenehmer Geschmack. Richtig zu fassen, ist ein großer Vorzug, aber ein noch größerer, richtig zu denken und die Einsicht des Guten zu haben. Der Verstand muß nicht im Rückgrat sitzen: da wäre er mehr mühselig als scharf. Richtig zu denken, ist die Frucht der vernünftigen Natur. Mit zwanzig Jahren herrscht der Wille vor, mit dreißig das Genie, mit vierzig das Urtheil. Es giebt Köpfe, die gleichsam Licht ausströhmen, wie die Augen des Luchses, indem sie, wo die größte Dunkelheit ist, am richtigsten erkennen. Andere sind für die Gelegenheit gemacht, da sie stets auf das fallen, was am meisten zum gegenwärtigen Zweck dient: es bietet sich ihnen Vieles und Gutes dar: eine glückliche Fruchtbarkeit! Inzwischen würzt ein guter Geschmack das ganze Leben.

299.

Hunger zurücklassen: selbst den Nektarbecher muß man den Lippen entreißen. Das Begehren ist das Maaß der Werthschätzung. Sogar bei dem leiblichen Durst ist es eine Feinheit, ihn zu beschwichtigen, aber

nicht ganz zu löschen. Das Gute, wenn wenig, ist doppelt gut. Das zweite Mal führt ein beträchtliches Sinken herbei. Sättigung mit dem was gefällt ist gefährlich und kann der unsterblichsten Vortrefflichkeit Geringschätzung zuziehen. Die Hauptregel um zu gefallen ist, daß man den Appetit noch durch den Hunger, mit welchem man ihn verließ, gereizt vorfinde. Muß man Unzufriedenheit erregen, so sei es lieber durch die Ungeduld des Begehrens, als durch den Ueberdruß des Genusses. Das mühsam erlangte Glück wird doppelt genossen.

300.

Mit Einem Wort, ein Heiliger seyn, und damit ist Alles auf einmal gesagt. Die Tugend ist das gemeinsame Band aller Vollkommenheiten, und der Mittelpunkt aller Glückseligkeit. Sie macht einen Mann vernünftig, umsichtig, klug, verständig, weise, tapfer, überlegt, redlich, glücklich, beifällig, wahrhaft und zu einem Helden in jedem Betracht. Drei Dinge, welche im Spanischen mit einem S anfangen, machen glücklich: Heiligkeit, Gesundheit und Weisheit. Die Tugend ist die Sonne des Mikrokosmos oder der kleinen Welt und ihre Hemisphäre ist das gute Gewissen. Sie ist so schön, daß sie Gunst findet vor Gott und Menschen. Nichts ist liebenswürdig, als nur die Tugend, und nichts verabscheuungswerth, als nur das Laster. Die Tugend

allein ist Sache des Ernstes, alles Andere ist Scherz. Die Fähigkeit und die Größe soll man nach der Tugend messen und nicht nach Umständen des Glücks. Sie allein ist sich selbst genug: sie macht den Menschen im Leben liebenswürdig und im Tode denkwürdig.

Register.

1. Alles hat heut zu Tage seinen Gipfel erreicht.
2. Herz und Kopf.
3. Ueber sein Vorhaben in Ungewißheit lassen.
4. Wissenschaft und Tapferkeit.
5. Abhängigkeit begründen.
6. Seine Vollendung erreichen.
7. Sich vor dem Siege über Vorgesetzte hüten.
8. Leidenschaftslos seyn.
9. Nationalfehler verlangnen.
10. Glück und Ruhm.
11. Mit dem umgehen, von dem man lernen kann.
12. Natur und Kunst.
13. Halb aus zweiter, halb aus erster Absicht handeln.
14. Die Sache und die Art.
15. Ausbreitende Geister haben.
16. Einsicht mit redlicher Absicht.
17. Abwechslung in der Art zu verfahren.
18. Fleiß und Talent.
19. Nicht unter übermäßigen Erwartungen auftreten.
20. Der Mann seines Jahrhunderts.

21. Die Kunst Glück zu haben.
22. Ein Mann von vollkommenen Kenntnissen.
23. Ohne Makel seyn.
24. Die Einbildungskraft mäßigen.
25. Winke zu verstehen wissen.
26. Die Dammschraube eines Jeden sinken.
27. Mehr das Intensive als das Extensive schätzen.
28. An nichts gemein.
29. Ein rechtschaffener Mann seyn.
30. Sich nicht zu Beschäftigungen bekennen, die in schlechtem Ansehen stehen.
31. Die Glücklichen und Unglücklichen kennen.
32. Im Rufe der Gefälligkeit stehen.
33. Sich zu entziehen wissen.
34. Seine vorherrschende Fähigkeit kennen.
35. Nachdenken, und am meisten über das, woran am meisten gelegen.
36. Sein Glück erwogen haben.
37. Stichelreden kennen und anzuwenden verstehen.
38. Vom Glücke beim Gewinnen scheiden.
39. Den Punkt der Reife an den Dingen kennen.
40. Gunst bei den Leuten.
41. Nie übertreiben.
42. Von angeborener Herrschaft.
43. Denken wie die Wenigsten und reden wie die Meisten.
44. Mit großen Männern sympathisiren.
45. Von der Schönheit Gebrauch, nicht Mißbrauch machen.
46. Seine Antipathie bemeistern.
47. Ehrensold zu meiden.
48. Gründlichkeit und Tiefe.
49. Scharfblick und Urtheil.
50. Nie setze man die Achtung gegen sich selbst aus den Augen.
51. Zu wählen wissen.
52. Nie aus der Fassung gerathen.

53. Thätigkeit und Verstand.
54. Haare auf den Zähnen haben.
55. Warten können.
56. Geistesgegenwart haben.
57. Sicherer sind die Ueberlegten.
58. Sich anzupassen verstehen.
59. Das Ende bedenken.
60. Gesundes Urtheil.
61. Das Höchste, in der höchsten Gattung.
62. Sich guter Werkzeuge bedienen.
63. Es ist ein großer Ruhm, der Erste in der Art zu seyn.
64. Uebel vermeiden und sich Verdrießlichkeiten ersparen.
65. Erhabener Geschmack.
66. Den glücklichen Ausgang im Auge behalten.
67. Beifällige Aemter verschaffen.
68. Es ist von höherm Werth, Verstand, als Gedächtniß zu haben.
69. Sich nicht gemeiner Launenhaftigkeit hingeben.
70. Abzuschlagen verstehen.
71. Nicht ungleich seyn.
72. Ein Mann von Entschlossenheit.
73. Vom Verstehen Gebrauch zu machen wissen.
74. Nicht von Stein seyn.
75. Sich ein heroisches Vorbild wählen.
76. Nicht immer Scherz treiben.
77. Sich Allen zu fügen wissen.
78. Kunst im Unternehmen.
79. Jovialer Gemüth.
80. Verdacht im Erkundigen.
81. Seinen Glanz erneuern
82. Nichts bis auf die Hefen leeren.
83. Sich verzeihliche Fehler erlauben.
84. Von den Feinden Nutzen ziehen.
85. Nicht die Manille seyn.
86. Ueblen Nachrede verbergen.

87. Bildung und Eleganz.
88. Das Betragen sei großartig, Erhabenheit anstrebend.
89. Kenntniß seiner selbst.
90. Kunst lange zu leben.
91. Nie bei Skrupeln über Unredlichkeit zum Werke schreiten.
92. Ueberschwenglicher Verstand.
93. Universalität.
94. Unergründlichkeit der Fähigkeiten.
95. Die Erwartung rege erhalten.
96. Die große Tugend seiner selbst.
97. Auf erlangen und behaupten.
98. Sein Wollen nur in Ziffernschrift.
99. Wirklichkeit und Schein.
100. Ein vorurtheilefreier Mann.
101. Die eine Hälfte der Welt lacht über die andere.
102. Für große Bissen des Glücks einen Magen haben.
103. Jeder sei in seiner Art majestätisch.
104. Den Aemtern den Puls gefühlt haben.
105. Nicht lästig seyn.
106. Nicht mit seinem Glücke prahlen.
107. Keine Selbstzufriedenheit zeigen.
108. Sich gut zu gesellen verstehen.
109. Kein Ankläger seyn.
110. Nicht abwarten, daß man eine untergehende Sonne sei.
111. Freunde haben.
112. Sich Liebe und Wohlwollen erwerben.
113. Im Glück auf's Unglück bedacht seyn.
114. Nie ein Mitbewerber seyn.
115. Sich an die Karakterfehler seiner Bekannten gewöhnen.
116. Sich nur mit Leuten von Ehr- und Pflicht-Gefühl abgeben.
117. Nie von sich reden.
118. Den Ruf der Höflichkeit erwerben.
119. Sich nicht verhaßt machen.

120. Sich in die Zeiten schicken.
121. Nicht eine Angelegenheit aus dem machen, was keine ist.
122. Im Reden und Thun etwas Imponirendes haben.
123. Ohne Affektation seyn.
124. Es dahin bringen, daß man zurückgewünscht wird.
125. Kein Sündenregister seyn.
126. Dumm ist nicht, wer eine Dummheit begeht, sondern wer sie nicht zu bedecken versteht.
127. Edle, freie Unbefangenheit bei Allem.
128. Hoher Sinn.
129. Nie sich beklagen.
130. Thun und leben lassen.
131. Adel des Gemüths.
132. Zwei Mal überlegen.
133. Besser, mit Allen ein Narr, als allein gescheut.
134. Die Erfordernisse des Lebens doppelt besitzen.
135. Keinen Widerspruchsgeist hegen.
136. Sich in den Materien festsetzen.
137. Der Weise sei sich selbst genug.
138. Kunst, die Dinge ruhen zu lassen.
139. Die Unglückstage kennen.
140. Gleich auf das Gute in jeder Sache rieten.
141. Nicht sich zuhören.
142. Nie aus Eigensinn sich auf die schlechtere Seite stellen.
143. Nicht, aus Bedürfniß trivial zu seyn, paradox werden.
144. Mit der fremden Angelegenheit auftreten, um mit der seinigen abzuziehen.
145. Nicht den schlimmen Finger zeigen.
146. In's Innere schauen.
147. Nicht unzugänglich seyn.
148. Die Kunst der Unterhaltung besitzen.
149. Das Schlimme Andern aufzubürden verstehen.
150. Seine Sachen herauszustreichen verstehen.
151. Voraus denken.

152. Nie sich zu dem gesellen, durch den man in den Schatten gestellt wird.
153. Man hüte sich einzutreten, wo eine große Lücke auszufüllen ist.
154. Nicht leicht glauben, und nicht leicht lieben.
155. Die Kunst in Zorn zu gerathen.
156. Die Freunde seiner Wahl.
157. Sich nicht in den Personen täuschen.
158. Seine Freunde zu nutzen verstehen.
159. Die Narren ertragen können.
160. Aufmerksamkeit auf sich im Reden.
161. Seine Lieblingsfehler kennen.
162. Ueber Nebenbuhler und Widersacher zu triumphiren verstehen.
163. Nie, aus Mitleid gegen den Unglücklichen, sein Schicksal auch sich zuziehen.
164. Einige Luftstreiche thun.
165. Ein redlicher Widersacher seyn.
166. Den Mann von Worten von dem von Werken unterscheiden.
167. Sich zu helfen wissen.
168. Nicht zu einem Ungeheuer von Narrheit werden.
169. Mehr darauf wachen, nicht Ein Mal zu fehlen, als hundert Mal zu treffen.
170. Bei allen Dingen stets etwas in Reserve haben.
171. Die Gunst nicht verbrauchen.
172. Sich nicht mit dem einlassen, der nichts zu verlieren hat.
173. Nicht von Glas seyn im Umgang, noch weniger in der Freundschaft.
174. Nicht haftig leben.
175. Ein Mann von Gehalt seyn.
176. Einsicht haben, oder den anhören, der sie hat.
177. Den vertraulichen Ton im Umgang ablehnen.
178. Seinem Herzen glauben.

179. Die Verschwiegenheit ist das Siegel eines fähigen Kopfes.
180. Nie sich nach dem richten, was der Gegner jetzt zu thun hätte.
181. Ohne zu lügen, nicht alle Wahrheit sagen.
182. Ein Gran Kühnheit bei Allem ist eine wichtige Klugheit.
183. Nichts gar zu fest ergreifen.
184. Nicht ceremoniös seyn.
185. Nie sein Ansehen von der Probe eines einzigen Versuchs abhängig machen.
186. Fehler als solche erkennen, auch wenn sie in noch so hohem Ansehen stehen.
187. Was Gunst erwirbt, selbst verrichten, was Ungunst, durch Andere.
188. Nöthiges zu berichten haben.
189. Sich den fremden Mangel zu Nutze machen.
190. In Allem seinen Trost finden.
191. Nicht an der großen Höflichkeit sein Genügen haben.
192. Friedfertig leben, lange leben.
193. Dem auffassen, der mit der fremden Angelegenheit auftritt, um mit der eigenen abzuziehen.
194. Von sich und seinen Sachen vernünftige Begriffe haben.
195. Zu schätzen wissen.
196. Seinen Glücksstern kennen.
197. Sich keine Narren auf den Hals laden.
198. Sich zu verpflanzen wissen.
199. Sich Platz zu machen wissen.
200. Etwas zu wünschen übrig haben.
201. Narren sind Alle, die es scheinen, und die Hälfte derer, die es nicht scheinen.
202. Reden und Thaten machen einen vollendeten Mann.
203. Das ausgezeichnet Große seines Jahrhunderts kennen.
204. Man unternehme das Leichte, als wäre es schwer, und das Schwere, als wäre es leicht.
205. Die Verachtung zu handhaben verstehen.

206. Man soll wissen, daß es Pöbel überall giebt.
207. Sich mäßigen.
208. Nicht an der Narrenkrankheit sterben.
209. Sich von allgemeinen Narrheiten frei halten.
210. Die Wahrheit zu handhaben verstehen.
211. Im Himmel ist Alles Wonne.
212. Die letzten Feinheiten der Kunst stets zurückbehalten.
213. Zu widersprechen verstehen.
214. Nicht aus Einem dummen Streich zwei machen.
215. Dem auffassen, der mit der zweiten Absicht herauskommt.
216. Die Kunst des Ausdrucks besitzen.
217. Nicht auf immer lieben, noch hassen.
218. Nie aus Eigensinn handeln, sondern aus Einsicht.
219. Man gelte nicht für einen Mann von Verstellung.
220. Wer sich nicht mit der Löwenhaut bekleiden kann, nehme den Fuchspelz.
221. Nicht leicht Anlaß nehmen, sich oder Andere in Verwickelungen zu bringen.
222. Zurückhaltung ist ein sicherer Beweis von Klugheit.
223. Weder aus Affektation, noch aus Unachtsamkeit, etwas Befremdendes an sich haben.
224. Die Linie nie weder den Strich nehmen.
225. Seinen Hauptcharakter kennen.
226. Stets aufmerksam seyn, Verbindlichkeiten zu erzeigen.
227. Nicht dem ersten Eindruck angehören.
228. Kein Lästermaul seyn.
229. Sein Leben verständig einzutheilen verstehen.
230. Die Augen bei Zeiten öffnen.
231. Nie seine Sachen stehen lassen, wenn sie erst halb fertig sind.
232. Einen ganz kleinen kaufmännischen Anstrich haben.
233. Den fremden Geschmack nicht verstehen.
234. Nie die Ehre Jemanden in die Hände geben, ohne die seinige zum Unterpfand zu haben.
235. Zu bitten verstehen.

236. Eine vorhergängige Verpflichtung aus dem machen, was nachher Lohn gewesen wäre.
237. Nie um die Geheimnisse der Höhern wissen.
238. Wissen welche Eigenschaft uns fehlt.
239. Nicht spitzfindig seyn.
240. Von der Dummheit Gebrauch zu machen verstehen.
241. Neckereien dulden, jedoch nicht ausüben.
242. Den günstigen Erfolg weiter führen.
243. Nicht gänzlich eine Taubennatur haben.
244. Zu verpflichten verstehen.
245. Originelle und vom Gewöhnlichen abweichende Gedanken äußern.
246. Nie dem Rechenschaft geben, der sie nicht gefordert hat.
247. Etwas mehr wissen und etwas weniger leben.
248. Der Letzte behalte bei uns nicht allemal Recht.
249. Nicht sein Leben mit dem anfangen, womit man es zu beschließen hätte.
250. Wann hat man die Gedanken auf den Kopf zu stellen?
251. Man wende die menschlichen Mittel an, wie wenn es keine göttliche, und die göttlichen, wie wenn es keine menschliche gäbe.
252. Weder ganz sich, noch ganz den Andern angehören.
253. Keinen allzu deutlichen Vortrag haben.
254. Ein Uebel nicht gering achten, weil es klein ist.
255. Gunst zu erzeigen verstehen.
256. Allezeit auf seiner Hut seyn gegen Unhöfliche, Eigensinnige u. s. w.
257. Es nie zum Bruche kommen lassen.
258. Man suche sich Jemanden, der das Unglück tragen hilft.
259. Den Beleidigungen zuvorkommen und sie in Artigkeiten verwandeln.
260. Keinem werden wir, und Keiner uns, ganz angehören.
261. Nicht seine Thorheit fortsetzen.
262. Vergessen können.
263. Manche Dinge muß man nicht eigenthümlich besitzen.

264. Keine Lage der Nachläſſigkeit haben.
265. Seine Untergebenen in die Nothwendigkeit des Handelns verſetzen.
266. Nicht aus lauter Güte ſchlecht ſeyn.
267. Seidene Worte und freundliche Sanftmuth.
268. Der Kluge thue gleich Anfangs was der Dumme erſt am Ende.
269. Sich ſein Neuſeyn zu Nutze machen.
270. Was Vielen gefällt, nicht allein verwerfen.
271. In jedem Fache halte ſich, wer wenig weiß, ſtets an das Sicherſte.
272. Die Sachen um den Höflichkeitspreis verkaufen.
273. Die Gemüthsarten derer, mit denen man zu thun hat, begreifen.
274. Anziehungskraft beſitzen.
275. Mitmachen, ſo weit es der Anſtand erlaubt.
276. Seinen Geiſt, mit Hülfe der Natur und Kunſt, zu erneuern verſtehen.
277. Zu prunken verſtehen.
278. Abzeichen jeder Art vermeiden.
279. Dem Widerſprecher nicht widerſprechen.
280. Ein Biedermann ſeyn.
281. Gunſt bei den Einſichtigen finden.
282. Durch Abweſenheit ſeine Hochſchätzung oder Verehrung befördern.
283. Die Gabe der Erfindung beſitzen.
284. Man ſei nicht zudringlich.
285. Nicht am fremden Unglück ſterben.
286. Man ſei Niemanden für Alles, auch nie Allen verbindlich gemacht.
287. Nie handle man im leidenſchaftlichen Zuſtande.
288. Nach der Gelegenheit leben.
289. Nichts ſetzt den Menſchen mehr herab, als wenn er ſehen läßt, daß er ein Menſch ſei.
290. Es iſt viel Glück, zur Hochachtung auch die Liebe zu beſitzen.

291. Zu prüfen verstehen.
292. Die persönlichen Eigenschaften müssen die Obliegenheiten des Amtes übersteigen.
293. Von der Reise.
294. Sich in seinen Meinungen mäßigen.
295. Nicht wirksam scheinen, sondern seyn.
296. Ein Mann von erhabenen Eigenschaften.
297. Stets handeln, als würde man gesehen.
298. Drei Dinge machen einen Wundermann.
299. Hunger zurücklassen.
300. Mit Einem Wort, ein Heiliger seyn.

Berichtigungen.

Seite 17, Zeile 5 v. u., statt: er, lies: es
" 18, " 12 v. o., st.: Wahrheit, l.: Wahrheit
" 83, " 13 v. o., ist das Kolon nach „es" zu streichen.
" 151, " 4 v. u., nach „Gelegenheit" ist ein Punkt zu setzen.
" 159, " 8 v. u., st.: Früheren, l.: früheren

Druck von A. G. Kreßner in Leipzig.

SCHOPENHAUERS BRIEFTASCHE

1822—1823

Herausgegeben und eingeleitet

von

Leo Klamant

TROWITZSCH & SOHN · BERLIN

a

„Nichts ist so unversöhnlich und so grausam wie der Neid: und doch sind wir unaufhörlich hauptsächlich bemüht, Neid zu erregen!“

Brieftasche p. 78.

Wenn das Ideal des Verstehens großer Denker ein, man möchte sagen, völlig kongruentes Nacherleben jener genialen Konzeption, die ihrem Werke zugrunde liegt, als Forderung in sich schließt, wenn es, streng genommen, erst erfüllt ist, sofern wir auf genau dieselbe Weise wie das Genie bis in die Tiefen unseres Ichs erschüttert werden von der durch seinen Mund verkündeten Wahrheit, sie mit derselben Klarheit und in dem nämlichen Umfange erkennend: dann ist deutlich daß es, wenn auch in den mannigfaltigsten Abstufungen, im allgemeinen nur ein approximatives Verstehen gibt und daß dieses uns in dem Maße erleichtert wird, als in den Worten des Autors noch etwas

von der Energie und der Unmittelbarkeit seines Erkennens lebt. Das wird aber naturgemäß am ehesten dann der Fall sein, wenn die Niederschrift unter dem noch frischen Eindruck des Erlebnisses erfolgte, gleichsam von der gewonnenen Erkenntnis unmittelbar in die Feder diktiert wurde. Daher der große Wert der Skizze. Daher auch die tiefen Aufschlüsse, welche uns der handschriftliche Nachlaß über die Philosophie und Persönlichkeit Arthur Schopenhauers gewährt. Könnte man doch diesen Nachlaß, wenn wir von den Kollegheften, den Anmerkungen insbesondere zu Kant, den Konzepten für seine Vorlesungen, der Übersetzung des Balthasar Gracian u. a. m. absehen, eine grandiose Sammlung von lauter philosophischen Einfällen nennen. Bestehen doch die *Erstlingsmanuskripte*, welche die Vorarbeiten zur *Welt als Wille und Vorstellung (1819)* enthalten, und die sogenannten *Manuskriptbücher (Reisebuch 1818, Foliant 1821, Brieftasche 1822, Quartant 1824, Adversaria 1828, Cogitata 1830, Cholerabuch 1831, Pandektae 1832, Spicilegia 1837, Senilia 1852)*, welche das große Reservoir zu seinen späteren Werken bilden, fast nur aus solchen Ge-

dankenskizzen, welche — ein Blick in die Brieftasche lehrt's — die verschiedenartigsten Gegenstände betreffen und keinen unmittelbaren Zusammenhang miteinander haben. Es fehlt hier völlig der ganze an sich fast wertlose „Cement" der Übergänge, woraus nach Schopenhauer „wenigstens die Hälfte fast jedes Buches"[1]) besteht. „Alle Gedanken, welche ich aufgeschrieben, sind auf äußern Anlaß, meistens auf einen anschaulichen Eindruck, entstanden und vom Objektiven ausgehend niedergeschrieben, unbekümmert, wohin sie führen würden."[2]) Wer sich nun in diese Manuskripte, in denen noch etwas zu spüren ist von der „Wollust der Konzeption",[3]) um einen Ausdruck Schopenhauers zu gebrauchen, mit der nötigen Hingabe vertieft, wird nicht nur einen viel reicheren Totaleindruck von der Persönlichkeit empfangen, sondern es werden ihm auch die Grundgedanken der Lehre selbst, da sie ihm in mannigfaltigerer Gestalt und in einer ur-

---

[1]) Grisebach, Schop. Nachl. Bd. IV (2. A.) p. 299.

[2]) Ebenda: p. 299.

[3]) Schemann: Schop. Briefe (1893) p. 82.

sprünglicheren Fassung entgegentreten, viel vertrauter werden. Ja, er wird allmählich, soweit dies die Natur der Sache zuläßt, lernen, mit Schopenhauers Augen in die Welt zu sehen und in analoger Weise zu empfinden; seine ganze seelische Einstellung zum Leben wird eine gewisse Annäherung an die des großen Denkers erfahren, und dessen Wesen wird ihm deutlich werden, nicht auf dem logischen Wege des Folgerns und Vergleichens, sondern durch eine Art von Transmutation, durch einen Prozeß der inneren Umwandlung. Daß ein so gewonnenes Verständnis turmhoch über dem ersteren steht, ist evident. Tolstoj, der ja als Künstler für diese Art des Verstehens geradezu prädestiniert war, hat Ähnliches im Sinne, wenn er mit Bezug auf einen tiefsinnigen Ausspruch Pascals bemerkt: „Pascal ist vor 200 Jahren gestorben, doch ich lebe mit ihm in seelischer Gemeinschaft . . . Ich fühle es, wie ich in diesem Gedanken mit Pascals Seele zusammenfließe." Dieser Gedanke aber lautete: „Der eigene Wille befriedigt nie, selbst wenn alle seine Forderungen erfüllt wären. Es genügt aber, sich von ihm loszusagen und sofort fühlt man eine

vollkommene Befriedigung."[1]) Und nun vergleiche man damit, was Schopenhauer in Schaffhausen schreibt (p. 17): „Eine erhabene Melancholie der Stimmung, wo man von der Wertlosigkeit aller Dinge[2]) . . eine innige Überzeugung lebendig in sich trägt, und daher nichts begehrt, und nach nichts verlangt . .: ist eine weit glücklichere Stimmung, als irgendein begehrender Zustand, . . . sei er auch noch so heiter." Man braucht bloß die Sätze bei Pascal umzustellen, um der Übereinstimmung des Gedankens gewissermaßen sinnfällig bewußt zu werden. Es ist überflüssig, jemand, der Schopenhauer gelesen, an das vierte Buch der *Welt als Wille und Vorstellung* zu erinnern. Nur wird manchem dieser Kern der Lehre Schopenhauers und aller seiner großen Vorgänger, von Yajnavalkya an, hier in einer so schlichten Sprache deutlicher und verständlicher sein als in den entsprechenden Darlegungen der gedruckten Werke mit ihren etwas logisierten Termini der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben. Aber auch den anderen

[1]) Tolstoj: Denkwürdigkeiten, hrsg. v. Dmitry Umansky. Wien 1921. 1. Bd. p. 196.

[2]) cf. auch p. 15. p. 65.

Hauptthesen der Schopenhauerschen Philosophie begegnen wir in der Brieftasche. Daß die Welt im Grunde Wille sei, finden wir an verschiedenen Stellen ausgesprochen, so p. 37, 61. Es wird darauf hingewiesen, daß die Natur unmöglich das stete Erhalten und Erneuern, besonders der Organismen, eine unendliche Zeit hindurch „ohne zu ermüden" aushalten könnte, wenn nicht ihr Inneres „ein Zeitloses und dadurch völlig Unverwüstliches", nämlich der Wille, wäre (p. 29). Ihm gegenüber ist der Intellekt nur ein Sekundäres (p. 64) — wie wäre auch sonst die „durchgängige und allgemeine Torheit" erklärbar! (p. 37) — etwas Äußeres, rein Akzidentelles, ist bloß zur Erhaltung des belebten Individui notwendig, ganz und gar nicht aber zum Bestehen des inneren Wesens der Dinge (p. 145). Freilich die da draußen in Raum und Zeit ausgebreitete Welt, die ist vom Intellekt abhängig, wäre ohne ihn gar nicht da, denn sie existiert ja nur in der Vorstellung eines Subjekts (p. 29). Der Intellekt aber, in dem sie somit allein ein Dasein hat, ist „der unsrige und der aller erkennenden Wesen" (p. 85). Dieses wird nun verdeutlicht durch zwei

kurze, der Kantischen Philosophie gewidmete Aufsätze, von denen der erste — auf nur einer Seite! — in meisterhafter Weise den Grundgedanken der Transzendentalen Ästhetik veranschaulicht, indem er Zeit und Raum zwei geschliffenen Gläsern vergleicht, durch die wir wie durch eine unablegbare Brille in die Welt schauen und daher auch nicht die Dinge, wie sie „an sich", unabhängig von unserem Sehen, sein mögen, erkennen, sondern nur ihre Erscheinungen (p. 16). Der zweite zeigt uns Kant als den großen Fortsetzer John Lockes. Hatte dieser, wie übrigens schon lange vorher Demokrit, gefunden, daß Farbe, Klang, Glätte, Wärme u. dgl. m. den Dingen, wie sie uns da draußen auf Schritt und Tritt umgeben, nicht zukommen können, sondern vielmehr als subjektive Zutaten unserseits angesehen werden müssen, so brachte Kant des weiteren auch noch Raum und Zeit in Abzug, so daß nur noch ein völlig unbekanntes „X" von ihnen übrig blieb, welches, wie eben dargetan, dann von Schopenhauer als „Wille" näher bestimmt wurde (p. 102). Es verdient übrigens hervorgehoben zu werden, daß p. 34 das Ding an sich, das „X", nicht ohne

weiteres mit dem Willen identifiziert wird, sondern dieser nur als dessen unmittelbarste, vom hellsten Licht der Erkenntnis bestrahlte Erscheinung gilt. Eine Lehre, an der bekanntlich Schopenhauer stets festgehalten hat, so daß alle jene Stellen, an denen das Ding an sich geradezu als „Wille" bezeichnet wird, in diesem Sinne zu rektifizieren sind.

Im Mittelpunkte unseres Manuskriptes steht aber, wenn wir die Definition der Metaphysik als der „richtigen Auffassung der Erfahrung im Ganzen, nicht im Besondern" (p. 41) beiseite lassen, die Analyse des Ichs.[1]) „Der Wille an sich ist, obwohl schon individualisiert, doch eigentlich[2]) noch kein Ich; sondern erst indem Erkenntnis dem Willen beigegeben ist, entsteht das Ich" (p. 89). Es ist jenes Zentrum, welches der Wille der Erkenntnis dadurch gibt, daß er sie zwingt, von allen ihren Objekten stets auf einen bestimmten Punkt zurückzublicken, einen „ängstlichen Anteil" daran zu nehmen. „Wie in der klaren homogenen Masse

---

[1]) p. 87 bis 95, 127 bis 135.

[2]) „obwohl . . . eigentlich" ein, wie schon aus der Handschrift hervorgeht, viel späterer Zusatz.

einer Auflösung eines Salzes sich Centra der Krystallisation bilden, von denen Strahlen nach allen Seiten schießen: so in der indifferenten und grenzenlosen Welt objektiver Vorstellung bilden sich Centra des Egoismus und individueller, d. h. getrübter Vorstellung: jedes derselben ist ein Ich, entstanden durch den Egoismus" (p. 95). An einer späteren Stelle (p. 127) wird das Ich definiert als der Indifferenzpunkt, der Wille und Vorstellung zu „Einem macht und beiden angehört" (p. 128), so ihre gegenseitige Einwirkung aufeinander vermittelnd. Wenn das Ding an sich, der Wille, Vorstellung wird, was ja eben das Wunder κατ' εξοχην ist, so bedarf es dazu gewissermaßen eines Anknüpfungspunktes, eines Subjekts des Erkennens; und an der Stelle nun, wo sich dem Willen die Erkenntnis zugesellt, entsteht „so ein Punkt, der beiden gemeinsam ist, ein Ich" (p. 133). Schopenhauer gebraucht, um dieses Verhältnis zu veranschaulichen, folgendes Bild: „ein Kegel, mit der Spitze auf einem Spiegel stehend: dieser reale Kegel ist das Ding an sich, der Wille, sein Bild im Wasser die Welt der Vorstellung, der Punkt, den die Spitzen des wirklichen und des abge-

spiegelten Kegels gemein haben, ist das Ich" (p. 135). Da dieses aber nur der Phänomene wegen da ist, so wird es von Schopenhauer auch bloß als Phänomen gewertet, ist wie die ganze objektive Welt lediglich Erscheinung, mithin endlich und dem Tode verfallen (p. 132). Wir müssen es uns an dieser Stelle wegen des beschränkten Raumes versagen, eine eingehende Analyse der betreffenden Ausführungen zu geben und die Frage zu erörtern, inwieweit es sich bei den verschiedenen Bestimmungen des Ichs um bloß scheinbare oder tatsächlich vorhandene Inkongruenzen handelt. Erwähnen möchten wir nur noch die beiden Aufsätze p. 53 und 87, welche zu dem Ich-Problem in engster Beziehung stehen. Zwei verschiedene Gedankengänge führen zu demselben Resultat, daß Kind und Eltern lediglich in der Erscheinung verschieden sind, nicht aber in Wirklichkeit, denn sonst ergäbe sich „eine empörende Ungerechtigkeit im Wesen der Welt" (p. 53). Das kann aber nicht sein, da es für Schopenhauer gewissermaßen ein Axiom ist, daß wie im ganzen, so auch im einzelnen die „ewige Gerechtigkeit" waltet. Vergehen und Strafe sind beide eines; der Peiniger und sein

Opfer sind, sobald man nur Zeit und Raum, das principium individuationis, durchschaut, im Grunde ein und dasselbe Wesen, nämlich der eine, in ihnen beiden lebende „Wille".[1]) So auch in unserem Falle: die Wollust des einen büßt der andere durch sein Leben und Sterben, weil, streng genommen, sich derselbe Wille in Vater und Sohn manifestiert. Doch hat Schopenhauer selbst in späteren Jahren diese Lösung nicht als befriedigend empfunden, da er ja bekanntlich in seinem Gespräch mit Frauenstädt, darauf hinweisend, daß er es nicht auf sich genommen hätte, „alle Rätsel der Welt zu lösen", erklärte: „Ich habe schon in der ‚Epiphilosophie'[2]) gesagt, daß wir nicht wissen können, wie tief im Wesen an sich der Welt die Wurzeln der Individualität gehn."[3])

Ähnlich wie beim Ich, zeigen auch die Ausführungen über die Kunst eine gewisse Abweichung voneinander. Einerseits soll der Maler die Natur treu wiedergeben, der Dichter die anschau-

[1]) cf. Welt als W. und V. §§ 63, 64.

[2]) Deussen: A. Schop. s. W. II, p. 734.

[3]) Lindner und Frauenstädt: A. Schop. 1863. p. 153.

liche Gegenwart genau wiederholen (p. 65), „an einem Beispiel zeigen, was die Welt und das Leben sei" (p. 126), anderseits aber heißt es, daß nur aus der Erkenntnis der Ideen ein echtes Kunstwerk entspringe (p. 52). Doch dürfte der einheitliche Sinn dieser Bestimmungen sich deutlich aus einer Stelle der *Erstlingsmanuskripte* ergeben: „Die Schönheit der Kunst ist eins mit der Wahrheit, nicht des einzelnen Objekts, sondern der Idee, also eins mit der treuen Darstellung, nicht des Zufälligen, sondern des Wesentlichen." [1] Auf die Frage aber, unter welchen Bedingungen uns die Ideen gegeben würden, erhalten wir die Antwort: durch einen Akt der „vollendetesten Selbstverleugnung" (p. 51). Die Erkenntnis müsse sich vom Willen gänzlich abwenden und nun die Dinge so betrachten, „als ob sie den Willen gar nie etwas angehn könnten" (p. 51). Dann würden wir zugleich zum reinen Subjekt des Erkennens. Hierzu käme es aber nur durch den „heftigsten Durst nach wesentlicher Erkenntnis" (p. 52). Die Unverträglichkeit des hierin enthaltenen Willensmomentes mit den

---

[1]) Deussen: A. Schop. s. W. XI, p. 343.

andern Bestimmungen des „reinen" Subjekts des Erkennens veranlaßte dann wohl später Schopenhauer, die Korrektur dieses Passus vorzunehmen.[1]) So recht er nun aber auch darin hat, daß die ästhetische Kontemplation frei von allem Willen, aller Begierde ist, denn der Wille ist ja nach ihm eigentlich „ein dunkler, dumpfer Drang zu leben, der sich am stärksten im reinen Geschlechtstrieb ausspricht",[2]) so unvereinbar ist doch dieses Sich-Abwenden des Intellekts vom Willen mit der andern oben kurz angedeuteten Lehre, daß der Intellekt bloß sekundärer Natur, bloß der Diener, das Werkzeug des Willens ist. Wie kann dieses sich derart verselbständigen, ja sogar schließlich im Heiligen, der, die Idee des Lebens erkennend, den Willen verneint, seinen eignen Herrn meistern! Wie deutlich Schopenhauer selbst diese Schwierigkeit empfunden hat, beweist folgende Stelle, in der die Rede ist von der Selbsterkenntnis des Willens: „Sofern diese Erkenntnis zustande kommt vernichtet sie ihn, er will dann nicht

[1]) „. . . kommt es nur durch relatives Übergewicht der Erkenntnis über den Willen;" (p. 52.)

[2]) Deussen: A. Schop. s. W. XI. p. 258.

mehr, weil was er will sich widerspricht und er nun weiß was er will. Die Identität des Subjekts des Erkennens mit dem des Wollens, erscheint auch hier als Wunder. Denn kann der Wille je erkennen? Kann der Wille etwas andres als Wollen? Kann andrerseits die Erkenntnis den Willen lenken, ihn der eben nur das Lenkende, das Weltschaffende ist?" [1]) Im übrigen wird dieses Freiwerden des Intellekts aus den Banden des Willens wie in der Kunst, so auch in der Philosophie zur unumgänglichen Bedingung für das rein objektive Auffassen der Welt in ihrer Gesamtheit, für das Staunen über ihr Dasein (p. 109); und was ferner das Böse anbetrifft, so wird die Bosheit geradezu charakterisiert als „die Äußerung eines so heftigen Wollens", daß jene Loslösung nicht mehr erfolgen kann (p. 122, ferner p. 38, 52). Hinweisen möchten wir auch noch auf die glänzende Polemik Schopenhauers gegen alle Entwicklungsphilosophie (p. 57) und auf die kurzen Aufsätze über die Zwecklosigkeit des ganzen Lebens (p. 61, 109), mit denen die Ausführungen über die „Schönheit" und „Bedeutsam-

[1]) Ebenda p. 174. (D. XI.)

keit" unseres eignen Lebenslaufes in einem gewissen Widerspruch stehen (p. 112). In diesen haben wir, nebenbei bemerkt, eine sehr frühe Entwicklungsstufe der tiefsinnigen Abhandlung *Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen*[1]) vor uns. Doch ist es unmöglich, von der Fülle der hier in der Brieftasche erörterten Probleme auch nur ein annähernd vollständiges Bild zu geben. Bloß auf das Wichtigste konnte kurz hingedeutet werden. Und fast ebenso verhält es sich, wenn wir nur ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen beginnen, mit den zahlreichen Aufschlüssen, welche sie uns über die Persönlichkeit des großen Philosophen gewährt.

Wir sehen, wie sein Hauptaugenmerk stets auf das Allgemeine der Dinge, auf das Eine in dem Vielen gerichtet ist (p. 53), wie nicht die seltenen und verborgenen, sondern die alltäglichen und vor aller Augen offen daliegenden Phänomene seinen Blick immer wieder auf sich ziehen (p. 15). Denn — das ist seine Überzeugung — nur der „tiefe Blick" in die Welt verleiht uns ein wirkliches Ver-

[1]) Deussen: A. Schop. s. W. IV, p. 225.

ständnis derselben (p. 11). „Jeder erkennt eigentlich nur das, was er anschaulich auffaßt" (p. 25). Daher auch seine Vorliebe für Gleichnisse (p. 98, 114), seine Abneigung gegen „große Gelehrsamkeit und Vielwisserei" (p. 82), gegen alle jene, die bloß auf „Kunde" und nicht auf „Einsicht" ausgehen (p. 36). Besitzt er doch selbst in hohem Maße jene Fähigkeit zu „lebhafter anschaulicher Auffassung der reellen Welt" (p. 83), vermag sich einem Gegenstande ganz hinzugeben, sich derart in ihm zu verlieren, daß er vom „grimmen Willensdrange" erlöst wird, seinen Willen, sein individuelles Ich darüber vergißt und sein Bewußtsein allein von dem Bilde des betrachteten Gegenstandes erfüllt ist.[1]) Er selbst sagt: „Welchen Gegenstand ich betrachte, der bin ich. Sehe ich den Berg, mit blauem Himmel dahinter und Sonnenstrahlen auf dem Gipfel, so bin ich nichts als dieser Berg, dieser Himmel, diese Strahlen.[2]) Dann erfaßt er die „Idee" des Gegenstandes und wird sich zugleich seiner selbst als des „reinen Subjekts des Er-

[1]) Deussen: A. Schop. s. W. XI, p. 296.

[2]) Ebenda p. 126.

kennens" bewußt. Die „lautre Freude" dieses Zustandes preist er mit begeisterten Worten und schließt von ihr auf die Seligkeit des Heiligen, dessen Wille „nicht auf Augenblicke, wie beim Genuß des Schönen, sondern auf immer beschwichtigt", ja gänzlich erloschen ist.[1]) In Schopenhauers Fähigkeit, sich ganz in die Anschauung der Dinge zu vertiefen, haben wir demnach einen Schlüssel zum Verständnis seiner Lehre von den Ideen und der Verneinung des Willens zum Leben. Ohne sie hätte Plato nie einen so starken Einfluß auf ihn ausüben können. Aber darüber hinaus gibt sie uns auch eine Erklärung für die Ursprünglichkeit, den Reichtum und die Schönheit seiner Sprache. Was er dem Vortrage Humes nachrühmt: „jene Klarheit, Faßlichkeit, Bestimmtheit und anziehende Lebendigkeit" (p. 141), trifft ja in ungleich höherem Grade für seinen eigenen zu. Man muß schon auf Plato zurückgehen, um einen Philosophen zu finden, der sich mit ihm in dieser Hinsicht vergleichen läßt. Auch ist beiden jene überlegene, durch ihren Humor gewissermaßen sanktionierte Iro-

[1]) Ebenda. I. p. 461.

nie gemeinsam, über die sich selbst der Gegner, sofern die sachliche Differenz ihn nicht jeden Sinnes für das so höchst anmutvolle reiche Spiel des Geistes beraubt hat, von Herzen freuen muß. Eine schöne Probe davon haben wir in der „Préface zu einer projektierten Übersetzung Humes" (p. 136). Auch jener Aufsatz dürfte hierher gehören, in welchem er Kant den Naturphilosophen entgegenhält mit der Schlußbemerkung: „Aber der hat eigentlich so wenig Einfluß auf sie als ob er 100 Jahr nach ihnen lebte" (p. 106): Mag auch diese oder jene Behauptung Schopenhauers sich mit der Zeit als unzulänglich herausstellen — nicht seine Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben (Tanha), denn hier befindet er sich in Übereinstimmung mit vielen der erleuchtetsten Geister aller Zeiten — es wird immer von ihm gelten, was er selbst über Paracelsus bemerkte: „Es war doch ein ganzer Kerl, der Paracelsus. Welche Kraft in seinem Stil."[1]) Man nehme nur z. B. hier in der Brieftasche den Vergleich der „Literargeschichte" mit dem Katalog

---

[1]) Lindner und Frauenstädt: A. Schop. 1865. p. 201.

eines Kabinetts von Mißgeburten (p. 124). „Schweinsleder ist der Spiritus, in dem sie sich am längsten halten." Oder jene lapidaren Schlußsätze: „Jeder wird behandelt nach der Rolle, die ihm die Konvention erteilt hat: was er als Mensch ist, kommt später zur Sprache" (p. 113). Den Optimisten, der ihn die Schönheit der Welt mit ihren Bergen, Pflanzen, Tieren u. s. f. betrachten heißt, fertigt er kurzerhand mit der Frage ab: „Ist denn die Welt ein Kuckkasten?" (p. 110). Auf den Einwand aber, daß das Leben gewissermaßen eine fortgesetzte Lektion sei, deren Resultate noch dazu meist negativ ausfielen, erwidert er: „So wollte ich schon dieserhalb, daß man mich in der Ruhe des allgenugsamen Nichts gelassen hätte, wo ich weder Lektionen noch sonst etwas nötig hatte" (p. 104). Kam ihm doch schon mit 18 Jahren, und ohne daß irgendwie persönliche Leiden eine ausreichende Motivierung hierfür lieferten, der Gedanke: „Diese Welt soll ein Gott gemacht haben? Nein, eher ein Teufel."[1] Und im *Cholerabuch* (p. 89—91) heißt

[1] Lindner und Frauenstädt: A. Schop. Berlin 1863. p. 306.

es: „In meinem siebzehnten Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen, wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte. Die Wahrheit, welche laut und deutlich aus der Welt sprach, überwand bald die auch mir eingeprägten Jüdischen Dogmen, und mein Resultat war, daß diese Welt kein Werk eines allgütigen Wesens seyn könnte, wohl aber das eines Teufels, der Geschöpfe ins Daseyn gerufen, um am Anblick ihrer Qual sich zu weiden: darauf deuteten die Data, und der Glaube, daß es so sei, gewann die Oberhand."[1]) Wie ist nun aber dieser tiefe Pessimismus zu erklären? Doch wohl nicht durch eigens hierzu ersonnene Konstruktionen im Sinne der Psychoanalyse, oder, wie Frauenstädt will, durch die Hypothese, daß „die Verwandlung des metaphysischen Gegensatzes Kants und Platons in einen moralischen"[2]) seine Quelle sei. Viel näher dürfte die Annahme liegen, daß sich schon früh in ihm das „bessre

[1]) E. Grisebach: Schop. handsch. Nachl. IV, p. 350. cf. auch Gwinner: Schop. Leben 1910, p. 22, 23.

[2]) Frauenstädt a. a. O. p. 310.

Bewußtsein" regte, daß er sich schon in jungen Jahren seines „überzeitlichen Seyns",[1]) seines „bessern und innern Selbstes"[2]) bewußt wurde. Eine seiner ersten uns erhaltenen Aufzeichnungen (1811?) lautet: „Es entsteht in mir bisweilen das lebhafteste Bewußtsein, daß ich von jeher da gewesen sey, und es wirkt große Erhebung und Stärkung in mir."[3]) Eine Seite später heißt es: „Wir haben gewacht und werden wieder wachen; das Leben ist eine Nacht die ein langer Traum füllt, der oft zum drückenden Alp wird." Ein bis zwei Jahre darauf (1813) schreibt er: „Wenn ein Anachoret allen Lebensfreuden freiwillig entsagt, jeden Genuß gleichsam muthwillig sich raubt, — weil das Bewußtsein, daß er ein außerzeitliches, übersinnliches, freies, unbedingt seeliges Wesen ist, in ihm erwacht ist und er dieser Erkenntniß gemäß handeln will, um eben dadurch sie stets lebendig zu erhalten — so thut er Recht . . . Die Wahrheit (und zugleich die Freiheit) ist, daß der Mensch sich

---

[1]) Deussen: A. Schop. sämtl. Werke. XI, p. 1.

[2]) Ebenda p. 20.

[3]) Ebenda p. 1. cf. Gwinner a. a. O. p. 19, 42, 67.

jeden Augenblick als sinnliches, zeitliches, oder auch als ewiges Wesen betrachten kann . . . Betrachte ich mich als außerzeitlich so ist Alles was in ein anders Gebiet gehört und dahin mich zurückzieht, wäre es auch Genuß, — Stöhrung und Hölle für mich."[1]) Daß, von einem solchen Standort aus betrachtet, diese ganze Welt nur als ein Tal des Jammers und der Tränen erscheint, ist unmittelbar einleuchtend, und man erkennt auch, wie verkehrt es im Grunde ist, eine solche Philosophie eine pessimistische zu nennen, eine Philosophie, welche nicht müde wird, den unerschütterlichen inneren Frieden und die fast überirdische Seligkeit zu preisen, welche sich im Gefolge der Verneinung des Willens zum Leben einstellen. Und mit welch' herrlichen, uns im Innersten ergreifenden, ja man möchte mit Georg Simmel sagen „unsterblichen Worten"[2]) stellt uns nicht Schopenhauer das Wesen des Heiligen dar! Noch als Greis gerät er in Begeisterung, wenn er auf Buddho und dessen

---

[1]) Deussen a. a. O. XI, p. 26.

[2]) Georg Simmel im Kolleg mit Bezug auf die Stelle Deussen a. a. O. I, p. 462.

echte Jünger zu sprechen kommt, gedenkt mit tiefer Bewegung des „Frankforter" und nennt ihn, Tauler und Eckhart seine „Geistesgenossen".[1]) So schreibt und spricht doch nur, wer selbst Ähnliches empfunden hat, und sei es auch nur in seltenen Stunden der Erleuchtung. War das Erlebnis auch nicht stark genug, eine völlige Wandlung der ganzen Persönlichkeit zu bewirken, so war es doch ziel- und richtunggebend für seine ganze Philosophie, bildete gewissermaßen den „versteckten Kompaß", auf den er hinsah, „während er eingeständlich seinen Weg nur nach den Sternen, d. h. den äußerlich und klar vorliegenden Objekten, richtete und nur diese in Rechnung brachte".[2]) Gewiß, die erhabene Einheit von Erlebnis und Charakter, Denken und Handeln, wie sie z. B. die großen Inder aufweisen, hat er nicht besessen. War er aber mit anderen Worten auch selbst kein Heiliger, kein „vollkommen Erwachter", so hat er doch das unvergängliche

[1]) cf. Frauenstädt a. a. O. p. 336/7; K. Bähr: Gespräche und Briefwechsel m. A. Schp. 1894. p. 16, 28.

[2]) Deussen a. a. O. V, p. 15. cf. auch Brieftasche p. 17.

Verdienst, in der neueren Philosophie al einziger das Wesen des Heiligen „ergrün det und gelehrt“ [1]) zu haben. Wie erns es ihm übrigens dabei mit seiner Philo sophie war, geht schon aus den kurzen Bemerkungen hierüber in der Brieftasche hervor (p. 21), noch deutlicher aber aus seinen Worten zu Frauenstädt: „Wäre ich arm gewesen, hätte von der Philo sophie leben und meine Lehre nach den Vorschriften der Regierung einrichten sollen, so hätte ich mir eine Kugel durch den Kopf gejagt.“ [2]) Daß Schopenhauer bei seinem Abscheu vor jeder Heuchelei und seiner unerschrockenen Wahrheits liebe durchaus der Mann gewesen wäre, gegebenenfalls ein solches Wort wahr zu machen, wird auch der sicherlich glau ben, der weiß, wie stark gerade er die düstere Seite des Todes empfunden hat. Mit „Beklemmung“ (p. 35), mit „Schau dern“ (p. 65) gedenkt er des Todes. „Sind wir aber über den Gipfel hinaus, dann werden wir des Todes, den wir bisher nur von Hörensagen kannten, ansichtig

[1]) Frauenstädt a. a. O. p. 561: „Ich habe wohl ergründet und gelehrt, was ein Heiliger sei, aber ich habe nie gesagt, daß ich einer wäre.“

[2]) Ebenda p. 356.

der Lebensmut erstarrt, die Kraft ermattet und ein finstrer Ernst nimmt uns in Besitz" (p. 84). Wer hierin ebenso wie in der erotischen Seite seiner Natur, der wir gleichfalls an vielen Stellen der Brieftasche begegnen, eine gewisse Inkongruenz seines Wesens erblicken sollte, dem könnte er mit Goethe antworten

„Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem
Widerspruch."

Oder, wie er selbst mit Bezug auf Goethe sagte: „Es hat gar Vieles neben einander Platz im Menschen."[1] Auch gewahren wir an ihm eine gewisse Ängstlichkeit,[2] die es mit sich bringt, daß er mehr unter imaginären als wirklichen Übeln zu leiden hat (p. 79). Mit verdrießlichem Gesicht läßt er „tausend heitre, angenehme Stunden" an sich vorüberziehen (p. 116) und verlebt „seine schönen Tage, ohne sie zu bemerken". Er konnte die Gegenwart nicht genießen, weil ihm ein „Trugbild aus Vorurteilen, Grillen, Phantasien die

---

[1]) E. Grisebach: Schop. Gespräche. 1898. p. 28.

[2]) cf. besonders p. 91 (ebenda) und Frauenstädt a. a. O. p. 33*.

wahre Welt bedeckte, oder verzerrt sehn ließ" (p. 115). Den ausführlichsten Aufschluß aber über diesen Zug seines Charakters gibt uns eine Stelle seiner *Erstlingsmanuskripte:*

„Wer, nie mit dem was er vor sich hat zufrieden, immer grade etwas ganz entferntes wünscht, und wenn nun auch dies kommt, wieder jenes was er damals hatte, als er es nicht wünschte, und wer also immer nach der Vergangenheit und Zukunft schnappt, wie Tantalus nach Früchten und Wasser, . . . wer immer nur erst durch Reflexion die Dinge erkennt und hinterher vortrefflich weiß, was zu tun und zu lassen war, nie aber den Entschluß fassen kann, den die Gelegenheit fordert . . . dem ist die Gegenwart . . . verloren! Er träumt, murrt, genießt nicht und ist nicht zu genießen. Wen ich meyne, der merkt mich." [1])

Zehn Jahre später, in Gastein 1824 (p. 118), sehen wir ihn dann resignieren, die Ansprüche auf Glück und Genuß aufgeben und in einer „schmerzlosen, ruhigen, erträglichen Gegenwart", die „kein rastloses

---

[1]) Deussen: a. a. O. XI, p. 89.

Sehnen nach imaginären Freuden" mehr stört, das einzig erstrebenswerte Gut finden. Denn real ist allein der Schmerz. Um ihn in voller Stärke zu empfinden, bedarf es nicht, wie bei Glück und Genuß, der „Illusion und Erwartung". Kurz zuvor aber hatte er noch, während seines zweiten Aufenthaltes in Italien, die vielleicht glücklichste Zeit seines ganzen Lebens, jenes „année de plaisir", verlebt, dessen philosophischen Niederschlag wir hier in der *„Brieftasche"* vor uns haben.

Die 2. italienische Reise.

Bekanntlich hatte Schopenhauer seine erste italienische Reise (1818/19) infolge des Sturzes des Danziger Handelshauses A. L. Muhl & Comp., das ihm zirka 9000 Tlr.[1]) schuldete, sofort unterbrochen, war nach Deutschland zurückgekehrt und hatte sich Anfang 1820, beseelt von dem Wunsche zu lehren (desiderium docendi), in Berlin habilitiert. Nur sein erstes Kolleg (Sommer 1820) kam zustande. In den folgenden Semestern fehlte es ihm an der nöti-

[1]) cf. Straßmannsche Brieftasche; sein Vermögen belief sich im ganzen auf 22 238 Tlr. (Mockrauer im Schop. Jahrb. 1921, p. 100).

gen Zahl von Zuhörern. Doch war ihm in andrer Richtung dank seines klugen und energischen Handelns ein großer Erfolg beschieden. Er war dem von Muhl allen Gläubigern angebotenen Akkord nicht beigetreten, hatte nur die Zusicherung gegeben, mit seinen Ansprüchen warten zu wollen, und als die übrigen Kreditoren, darunter auch seine Mutter und seine Schwester, mit dreißig Prozent ihrer Forderungen abgefunden waren, präsentierte er nach mehr als Jahresfrist in kurzen Abständen seine Wechsel und erhielt sie auch voll bezahlt. So aller finanziellen Sorgen überhoben, tauchen jetzt verschiedene Reisepläne in ihm auf. Aber hören wir ihn selbst darüber in seinem Briefe an Osann vom 22. April 1822: „Zuvörderst die tiefen, langsam reifenden Pläne zur Wiedererlangung geraubter Schätze, von denen ich in Stunden vertraulicher Ergießung Sie oft unterhielt, sind vollkommen gelungen: alles ging genau nach meiner Berechnung: die in alte Fidibus verwandelten Schätze sind wieder entzaubert, sind auferstanden blühend in der herrlichen Fülle rückständiger Zinsen, die ihr Schoß solange barg! Welch ein Anblick, o Freund! — Ich sage: „man

muß sich nur zu benehmen wissen" — und ziehe dabei die Krawatte in die Höhe. — Damit ist nun das Fundament aller Pläne, die Seele aller Entwürfe, der nervus aller rerum agendarum da und gesichert. Nunmehro hole ich diesen Sommer die vor drei Jahren gestörte Schweizerreise nach: und die soll gründlich gemacht werden den ganzen Sommer hindurch: ich will auf den Grimsel, den Col de Balme . . . und endlich in Milano rasten, . . . Dann wird der Anfang Septembers da sein und da ist mein eigentlicher Plan, über Verona und München wieder heimzukommen. Aber es ist auch noch ein uneigentlicher Plan da, gestützt auf folgende Reflexionen. Den Winter wieder in Berlin? — was hab' ich da? — nicht einmal Zuhörer, in einer Zahl, die die Mühe lohnt. Ich lebe teuer und schlecht: und liebe das Nest überhaupt nicht. Was hält mich ab, von Milano nach Genova zu gehen, dort meinen alten Kameraden Doria zu besuchen, dann die herrliche Reise längs der Küste bis Pisa und Livorno zu machen und in Firenze zu überwintern, wo ich für weniges Geld süperbe leben kann, nichts entbehre, mich selbst und Italien ruhig

und ungestört genieße? Was hält mich ab?— ... Wahrhaftig, es gibt Augenblicke, wo ich auf den zweiten Plan noch einen dritten bauen könnte. — Schatz, welches war doch der Gelehrte, der sich einbildete, mériten zu haben, die man in Deutschland aus Scheelsucht oder Stumpfheit nicht anerkennen wollte und daher nichts für ihn tat, worauf er auf immer nach Welschland ging und in der Gotthardskneipe ins nördliche Fenster mit Feuerstein schrieb: „Lambe, ingrata, mihi nudas, Germania, nates!" Er war ein grober Kerl, soviel ist gewiß. Wie gesagt, der zweite Plan ist ganz uneigentlich und wird erst in Mailand verworfen oder angenommen: denn der Mensch in Berlin weiß nicht, wie dem Menschen in Mailand zumute sein wird ... Gesetzt aber, es käme zur Execution des zweiten Planes: da hätte ich eben eine Bitte an Sie. Ich habe gelebt, um mein Buch zu schreiben: daher von dem, was ich in der Welt wollte und sollte, sind $^{99}/_{100}$ getan und gesichert: der Rest ist Nebensache, folglich auch meine Person und ihr Schicksal ... Aber jederzeit zu wissen, ob man von meinem Buch etwas und was man sagt, liegt mir am Herzen: denn es betrifft das,

was mich allein im Ernst interessiert."[1]) Er bittet nun Osann, ihn vor allem über etwaige Rezensionen seiner Werke, sodann aber auch über „remarkable philosophica"[2]) auf dem laufenden zu halten. Auch wüßte er gerne, mit welchen „Subjekten"[3]) man die vakanten Lehrstühle für Philosophie besetzen werde, und wäre ihm schließlich sehr dankbar für gewichtige Empfehlungen an die Florentiner und Mailänder Bibliothekare. „Denn was mir allein schwer fällt zu verlassen, ist meine eigene und die öffentliche Bibliothek. Ohne Bücher auf der Welt, wäre ich längst verzweifelt, und in Italien will ich nicht mich wie vor 3 Jahren als eilender Reisender stets herumtummeln, sondern in Florenz ganz ruhig leben . . . und meine Studia wie zu Hause treiben . . ."[4]) Nachdem er sich noch schwere Alpenschuhe angeschafft und sein Testament auf dem Hausvogteigericht niedergelegt hat, reist er am 26. Mai,[5]) mit einem

[1]) Schemann a. a. O. p. 124.

[2]) und [3]) ebenda, p. 132 (Brief Schop. vom 29. Okt. 1822).

[4]) Ebenda p. 127.

[5]) Daß es der 26. und nicht der 27. Mai, wie Grisebach schreibt, war, geht ganz deutlich

mehrjährigen Kreditbrief wohl versehen, ab und läßt „herzlich gern" das „dürre Berlin" und dann bald auch sein „ganzes tintekleckendes, wortkramendes Vaterland" hinter sich. Zuvor hatte er sich noch unsere *Brieftasche* gekauft, die ihm zugleich als Notizbüchlein, Ausgabeheft und drittes „*Manuskriptbuch*" diente. Den Weg, den er nahm, können wir an Hand der auf den hintersten Seiten vermerkten und wohl datierten Ausgaben für Diligence, Bad, Mittagessen, Tabak, ein Pulverhorn, einen Pfeifenkopf u. d. m. anfangs ziemlich genau verfolgen. Die Reise geht zunächst über Leipzig, Nürnberg (6./8. Juni), Ellwangen nach Stuttgart, wo er am 14. Juni ankommt, zirka 2 Wochen dableibt und Boisserées Gemäldesammlung gründlich studiert (p. 5), auch einen Abstecher nach Ludwigsburg unternimmt. Er reist dann weiter über Tübingen (4. Juli), Hechingen, Tuttlingen nach Schaffhausen und wird hier von der tiefen Melancholie des ganzen Landschaftsbildes derart ergriffen, daß er das Glück der völligen Resignation, der Ver-

---

aus dem Überschlag seiner Reisekosten auf p. 12 und 13 (von hinten) hervor.

neinung des Willens zum Leben, an sich selbst erfährt (p. 17). Nach zweitägigem Aufenthalt geht es dann weiter über Zürich (9. Juli), Luzern (13. Juli), Tun, Bern (22. Juli), Vevey (p. 27), Martigny (30. Juli), Chamonix (2. August) nach Mailand, wo er am 17. August eintrifft und feststellt, daß er bisher (vom 26. Mai bis 17. August) 418 Taler verbraucht hat. Hier ruht er sich aus von der „langen und schönen Schweizerreise“[1] (p. 25), begrüßt mit Jubel jede italienische Eigentümlichkeit und findet, daß der zweite Eintritt in Italien noch erfreulicher sei als der erste. „Das uns ganz Fremde und Ungewohnte beängstigt beim zweiten Male nicht, wie beim ersten: selbst das Lästige, Widrige, Unbequeme wird als ein alter Bekannter begrüßt . . . Ich fand, daß alles, was unmittelbar aus den Händen der Natur kommt, Himmel, Erde, Pflanzen, Bäume, Tiere, Menschengesichter, hier so ist, wie es eigentlich sein soll: bei uns nur so, wie es zur Not sein kann.“[2] Am 5. September reist er ab nach Florenz. Welche Route er gewählt

[1]) Brief an Osann vom 29. Okt. 1822, Schemann a. a. O. p. 151.

[2]) Ebenda.

hat, ist aus der Brieftasche nicht ersichtlich. Auf keinen Fall kann er, wie Gwinner schreibt, in dieser kurzen Zeit — bereits am 11. September ist er in Florenz — Venedig besucht haben. Auch daß er den im Brief an Osann angedeuteten Plan[1]) realisiert hat, ist wegen der Kürze der Zeit und mangels jeglicher Notizen darüber in der Brieftasche nicht sehr wahrscheinlich, zumal er nur $5^1/_2$ Nap. (1 Nap. = 5 Tlr. 11 Gr.) auf der Reise verbraucht hat.[2]) In Florenz blieb er nun bis Anfang Mai 1823 und verbrachte diese Zeit aufs angenehmste. „Das heiterste Logis von der Welt und sehr bequem: viel Bekanntschaft, besonders mit Fremden, die auch eben dort ihr Leben genießen, meistens Engländer, dabei doch noch einiger Musendienst, machten mein Leben so genußreich als möglich. Ich war so gesellig wie lange nicht; kam sogar in die große und mitunter in die vornehme Welt, und merkte allmählich einen solchen Zuwachs von Erfahrung und Menschenkenntnis, daß

---

[1]) cf. den vorhin zitierten Brief vom 22. April 1822 (Genua, Pisa, Livorno).

[2]) Brieftasche p. 13 von hinten.

ich jene Zeit für sehr nützlich zugebracht halte. Sehen und Erfahren ist so nötig als Lesen und Lernen."[1] Wie er Bähr später erzählte, verkehrte er fast nur mit Lords und tat nichts weiter als den Homer lesen.[2] Hier war es wohl auch, wo ihm im Gespräch mit zwei Dominikanern — er vertrug sich mit Geistlichen, die englischen Reverends ausgenommen, stets sehr gut — der Gedanke kam, daß 200 Jahre früher „er wohl auch in ihrer Mitte einhergeschritten wäre, selbst mit der Kutte angetan, — aber mit der spitzen Papiermütze auf dem Kopfe, auf dem Wege zum Scheiterhaufen". Er erinnerte sich dabei Giordano Brunos.[3] Jetzt hilft er ihnen den Verfall der Klöster beseufzen.[4] Im „kerzenhellen Urvätersaal einer Villa" macht er einer „englischen Dame" den Hof und erkennt allmählich aus eigenster Erfahrung, „wie jämmer-

---

[1]) Brief an Osann vom 21. Mai 1824, Schemann a. a. O. p. 140.

[2]) Bähr, Gesp. m. Schop. 1894, p. 32.

[3]) Bähr fügt noch hinzu, daß Schopenhauer dieses „mit der ihm eigenen ekstatischen Aufwallung" sagte. cf. Bähr a. a. O. p. 50.

[4]) Brief an Osann vom 29. Okt. 1822, bei Schemann a. a. O. p. 132.

lich das Leben der Vornehmen in der Nähe ist, und wie die Langeweile sie martert, trotz aller Gegenanstalten".[1]) Erst „wenn in seiner stillen Zelle das Lämpchen freundlich wieder brennt" — wird ihm wahrhaft wohl. Dann wird er wieder er selbst und empfindet deutlich, wo sein Leben eigentlich liegt. Er sehnt sich nach Nachrichten über das Schicksal seines Werkes und nach seinen Büchern,[2]) denn der größte Genuß im Leben ist ja für ihn das Studium der großen Geister, die einst wie er sich unter den Menschen herumgestoßen haben. „Spricht doch den Reisenden auf menschenleeren Inseln die Spur der früher Dagewesenen vertrauter an als alle Affen und Kakadus auf den Bäumen![3]) Hier aber fehlt es ihm an Büchern, da die Bibliothek äußerst unbequem eingerichtet ist, und auch die Florentiner Kunstwerke können ihn auf die Dauer nicht dafür entschädigen. Hinzu kommt noch, daß er die moralische Insufficienz des italienischen Volkscharak-

---

[1]) Ebenda, und Brief an denselben vom 21. Mai 1824, Schemann a. a. O. p. 140.

[2]) Ebenda p. 132.

[3]) Grisebach, Schop. Gespräche. 1898. p. 118.

ters mit der Zeit immer unangenehmer empfindet, worauf die zunehmende Verschärfung seiner Verurteilung desselben hindeutet (p. 81, 96). So nimmt es nicht Wunder, daß er Anfang Mai, nachdem er sich noch mit einer größeren Summe Geldes versehen hat, Florenz verläßt und über Trient (14. Mai) nach München reist. Rom hat er nach seiner eigenen Aussage dieses Mal nicht besucht,[1]) und daß er Venedig auf der Rückreise berührte,[2]) ist in Anbetracht der Kürze der Zeit — am 3. Mai war er noch in Florenz (p. 14 v. hinten) und am 14. Mai bereits in Trient (p. 96) — nicht sehr wahrscheinlich. Übrigens ist es auch psychologisch auf Grund seiner dortigen Erlebnisse gelegentlich der ersten italienischen Reise sehr wohl verständlich, daß er dieses Mal Venedig mied. Von Trient geht er über Innsbruck (p. 99) nach München und trifft spätestens am 27. Mai (p. 14 v. hinten) hier ein. Als er nach sechs Wochen weiterreisen will, fängt eine „Verkettung von Krankheiten" an, die ihn zwingt, den ganzen Winter

---

[1]) Brief an Osann vom 21. Mai 1824. Gwinner behauptet das Gegenteil. 3. A. p. 196.

[2]) Gwinner ebendo.

über dort zu bleiben. „Hämorrhoiden mit Fistel, Gicht, Nervenübel sukzedierten sich: ich habe den ganzen Winter in der Stube zugebracht und sehr gelitten. Seit einem Monat bin ich hergestellt,[1]) aber noch so nervenschwach, daß ich, vor Zittern der Hände, erst jetzt Ihren Brief und zwar mit vieler Mühe beantworten kann, mich matt dahinschleppe und bei Tage einschlafe: dabei ist das rechte Ohr ganz taub. Allen diesen Übeln soll das berühmte Bad Gastein in Südösterreich abhelfen, dahin ich in ein paar Tagen abgehe . . . Nach der Badekur muß ich hieher zurück, werde mich aber in diesem Höllenklima dann nicht wieder aufhalten, sondern an den Rhein gehn, dort den Sommer und die Wiederkehr meiner Kräfte zu genießen." Während seiner Krankheit hatten sich Hofrat Thiersch und dessen Frau seiner angenommen, denn vier Jahre später gedenkt er im Eingang eines Briefes, den er an ihn betreffs seiner beabsichtigten Habilitation in Würzburg richtet, der „vielen Güte und Freundschaft", womit er von ihnen bei

---

[1]) Brief an Osann vom 21. Mai 1824, Schemann a. a. O. p. 140.

seinem Aufenthalte in München überhäuft worden war.[1]) Doch können die Beziehungen nicht wahrhaft herzliche gewesen sein, da Schopenhauer in dem Entwurf einer Vorrede zum zweiten Band der *Welt als Wille und Vorstellung* unter anderm folgendes sagt: „Jede Regierung sah bald an meinen Schriften, daß ich nicht der Mann war, den sie zu ihrem Zwecke brauchen konnte: wie denn Schenk und Thiersch, an die ich 1827 wiederholt schrieb um die Erlaubnis, mich in Erlangen zu habilitieren, — gar nicht geantwortet haben."[2]) In Gastein (Mai 1821) stellt er dann jene schon oben erwähnte Betrachtung über die Macht des Schicksals und die Unmittelbarkeit des Schmerzes an (p. 118), welche Schopenhauers Objektivität ins hellste Licht rückt, denn die von ihm angeführten Momente sind so gewichtig, daß die Frage, ob er damals selber krank war oder nicht, völlig in den Hintergrund tritt. Von dort geht er über München (26. Juni) nach Mannheim (p. 124), wo er bis Ende August verweilt und sich endlich voll-

[1]) cf. Schemann a. a. O. p. 152.

[2]) Spicilegia p. 229.

kommen wiederhergestellt fühlt.[1]) A
13. September treffen wir ihn dann
Dresden (p. 14 v. hinten), wo er bis M
1825 blieb, um schließlich wieder nac
Berlin zurückzukehren. Hier in Dresde
machte er die persönliche Bekanntscha
Ludwig Tiecks; und K. von Holtei erzähl
uns, daß Schopenhauer, als Tieck einma
auf Gott zu sprechen kam, „wie von eine
Tarantel gestochen" aufgesprungen sei mi
dem Ausruf: „Was? Sie brauchen einen
Gott?" Bis ans Ende seiner Tage hab
Tieck diesen Ausruf nicht vergessen kön
nen.[2]) Vermutlich ist von dem persön
lichen Gotte des Alten Testaments die Re
de gewesen. Da Schopenhauer jetzt „ga
viele Muße" übrig hatte — der Mitteilun
seiner eigenen Gedanken hielt er sich we
gen des Mangels an Lesern für „über
hoben" (p. 139), so trug er sich mit de
Absicht, zwei Werke David Humes zu
übersetzen: „The natural history of re
ligion" und die „Dialogues concerning na
tural religion" (p. 123, 136). Ja in dem
hierauf Bezug nehmenden Briefe an einen

---

[1]) Brief Adele Schopenhauers an Goethe vom
28. Aug. 1824; cf. Schemann a. a. O. p. 497.

[2]) cf. Grisebach: Schopenhauer 1897; p. 160

uns unbekannten Verleger erklärte er sich sogar bereit, auch andere englische oder italienische Prosaiker zu übersetzen, und zwar „nicht bloß im Fache der Philosophie, sondern auch der gesamten Naturwissenschaften, Geschichte, Politik und Romane".[1] Man fühlt deutlich, wie dies alles doch nur ein Notbehelf war und wie sehr es ihn — er stand im besten Mannesalter — nach einer seinen Anlagen entsprechenden Wirkungssphäre verlangte. Nicht um Geld zu verdienen, wünschte er das jus legendi an einer Universität, „sondern um doch einige Wirksamkeit nach außen zu haben, zumal da in den spätern Jahren der Trieb zu lehren in eben dem Maße zunimmt als der Trieb zu lernen sich zu vermindern pflegt".[2] Er war eben nicht bloß Forscher und Denker wie etwa Descartes, und dessen Maxime „Bene qui latuit bene vixit" blieb seinem Wesen durchaus fremd. Sein gewaltiger Wille verlangte ein Feld der Betätigung, und daß er dieses nicht fand, war die besondere Tragik seines Lebens.

[1]) cf. Schemann a. a. O. p. 150.

[2]) Ebenda p. 153. Schop. an Thiersch (Sept. 1824).

„Ein Freund, der sich mit mir ergetzte,
Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner:
So hab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält."

Noch als Greis rezitierte[1]) er diese Verse aus „Künstlers Erdenwallen" mit der innigsten Rührung, sein eignes Schicksal darin wiedererkennend.

*

Aufrichtigen Dank möchten wir noch abstatten der Handschriftenabteilung der hiesigen Staatsbibliothek für die liberal erteilte Erlaubnis zur Benutzung des Nachlasses und insbesondere dem Verleger, Herrn Walter Mangelsdorf, von dem die Idee zur Herausgabe dieses *Manuskriptbuches* herrührt und dessen unermüdlicher Sorgfalt es zu danken ist, wenn die Wiedergabe einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat.

[1]) K. Bähr a. a. O. p. 42.

ANHANG

Schon bei einem flüchtigen Blick auf Schopenhauers handschriftlichen Nachlaß zieht die *Brieftasche* unser Auge auf sich durch den starken Kontrast, in dem sie mit ihrem geschmackvollen Einband [1]) und ungemein handlichen Format zu all den übrigen zum Teil recht ungefügen und voluminösen Bänden steht. Entscheidend aber für ihre Wahl war die Fülle der in ihr enthaltenen philosophischen Gedanken, die sie gewissermaßen als eine vortreffliche Einführung in das ganze System erscheinen lassen, und dann vor allem der Umstand, daß sie der getreue Begleiter Arthur Schopenhauers auf seiner zweiten italienischen Reise gewesen ist und schon deshalb in höherem Grade als die andern Bände ein relativ in sich abgeschlossenes Werk bildet.

---

[1]) Er ist ebenfalls in allem Wesentlichen genau imitiert worden.

Die auf photographischem Wege
zielte Wiedergabe ist so getreu, daß es
allgemeinen selbst dem geübten B
schwer fallen dürfte, irgendeinen Un
schied zwischen ihr und dem Original
entdecken. Nur ab und zu sind ganz
ringfügige Differenzen zu konstatie
Diese betreffen in der Regel bloß i-Pun
u-Bogen, Anführungsstriche u. dgl. m.,
legentlich auch Interpunktionszeichen.
im einzelnen aufzuführen, war nicht
gängig, zumal der Sinn dadurch nie w
lich tangiert wurde. Doch sind sie,
das Fehlen der betreffenden Zeichen
der Lektüre als störend empfunden w
den konnte, ebenso wie die unleserlic
Stellen des Originals hier verzeic
worden. Zum Unterschied von letzte
wurden sie in Anführungsstrichen
bracht und von Abkürzungen dabei
die Verdoppelungsstriche über dem
und „n" aufgelöst. Wo eine Ergänz
des ursprünglichen Textes notwendig
geschah dieses in [ ].

Was die Bleistiftstriche anbelangt,
Schopenhauer bekanntlich durch die
seine Werke übernommenen Stellen ma
te und sie so gewissermaßen als erle
charakterisierte, so ist im Anhang s

vermerkt worden, sobald sie auf einer Seite nicht mehr recht erkennbar waren. (durchstr. = ist mit Bleistift durchstrichen.)

Bei Verweisen Schopenhauers auf seine andern *Manuskriptbücher* wurden die dortigen Erörterungen hier im Wortlaut angeführt.

Auch sind die Zitate Schopenhauers nachgeprüft worden, desgleichen die von ihm angegebenen Büchertitel. Wo dieses nicht durch unmittelbare Einsichtnahme in die Werke selbst geschehen konnte, wurde die bibliographische Quelle genannt.

Titelblatt.

Z. 3: die Akzessionsnummer der hiesigen Staatsbibliothek;
längs des rechten Randes steht mit Blei geschrieben „Tinctura guajaci composita";
wird das Titelblatt umgekehrt, so sieht man, an einigen Stellen noch relativ deutlich, an andern nur schwach erkennbar, mit Bleistift gezeichnete Umrisse von mindestens acht Köpfen. Es sind lauter Profile. Alle mit Adlernase, hoher Stirn, kräftigem Kinn und meist etwas stärker

UNIV-BIBL. BERLIN

gezeichnetem Auge. Oft gehen die Köpfe derart ineinander über, daß die Gesichtslinie des einen in das nur schwach angedeutete Hinterhaupt des benachbarten hineinragt.

p. 3 nicht durchstr.

p. 4 durchstr.

p. 5_{11} „In"

p. 7_{20} „nie"

p. 19_{16} deren er

p. 21_{16} „allein"

p. 22_{19} „u. ein"

p. 23_{15} daß erst

p. 24_{11} „Gegenwart, u. somit"

p. 24_{10} εἰς ἑαυτον (cf. E. Grisebach: Schop. Gespräche 1898, p. 97)

p. 24_{18} „Andre? ein"

p. 25_{4} cf. Apophthegmata Erasmi. Parisiis 1533. lib. III, 14. (p. 140)

„Quum aliquando de re seria disserens, nullum haberet auscultatorem attendentem, coepit ineptam cantionem canere veluti saltaturis. Ubi jam plurimi concurrissent, obiurgavit illos quod ad stulta et inepta frequentes et alacres occurrerent: ad seria vero et ad bene vivendum utilia, nec alacriter convenirent nec diligenter auscultarent."

p. 25,16 „*anschaulich* auffaßt;"

p. 25,18 „abstracto weiß, sind bloße Assignaten auf den fond"

p. 26,18 „zu Nutzen wann späterhin einmal . . . Erkenntniß"

p. 27,1—8 nicht durchstr.

p. 27,25 „falsche"

p. 27,31 „die Staffage taugt"

p. 27,32 daher

p. 27,33 „dabei aufhalten muß. — Vevey"

p. 28,29—29 durchstr.

p. 31,5—15 sind nicht durchstr. cf. p. 107 bis 109 (das Staunen über das Dasein selbst.)

p. 31,21 cf. Bichat, Xav.: Recherches physiologiques sur la Vie et la Mort; Paris 1822; besonders p. 187—195 („Le premier ordre des fonctions de la vie animale est nul chez le foetus.")

p. 33,11 cf. Thomas Willis: De Anima brutorum quae hominis vitalis ac sensitiva est, Exercitationes Duae. Genf 1680. De Visu, cap. XV, p. 114. (Schop. besaß die Amsterdamer Ausgabe von 1674. cf. Grisebach: Ed. u. Ined. 1888, p. 160.)

p. 36,28 „od: Pflanzen,"

p. 37,7 Schwäche und Unvollkommenheit des Intellekts

p. 37_{17-19} Das Unmoralische des Wollens ist nicht als eine Unvollkommenheit desselben anzusehn vielmehr tritt die Moralität gegen den Willen der Natur ein, als einer übernatürlichen Ordnung angehörig

p. 38_{1-9} vielfach durchstrichen, auch mit Tinte

p. 38_{10-20} durchstr.

p. 39_{11} mit Blei herübergeschrieben und mit Tinte durchstrichen: „Fol[iant] 305"

p. 39_{12} Spinoza

p. 41 durchstr.

p. 41_{4} ihr Eigenthümliches ist: sie verbindet die innre mit der äußern Erfahrung und ihr

p. 44_{16} „Metaphysik"

p. 48_{11} Spicilegia 39: „Aus *Kants* Kritik würde die *Unmöglichkeit aller Metaphysik* folgen, wenn diese nothwendig darin bestünde, daß man, nach gewissen *Gesetzen oder Regeln*, vom Gegebenen auf das Nichtgegebene, von der Folge auf den Grund, also hier von der Erfahrung auf das in keiner Erfahrung möglicherweise Vorkommende schlösse: denn er zeigt, daß die Anwendbarkeit dieser Gesetze

auf die Möglichkeit der Erfahrung beschränkt ist. Allein es giebt noch andre Wege zur Metaphysik. Die Erfahrung muß aus sich selbst erklärt werden können, wenn man sie weit und tief genug faßt, und die innre an die äußre knüpft."

p. 49,11 Quartant 111/45: „Die *Philosophie* im eng[ern] Sinne ist *Metaphysik*: weil sie nicht bloß das Vorhandene erzählt, beschreibt, ordnet und seinem Zusammenhang nach betrachtet, sondern es als eine Erscheinung auffaßt, in welcher *ein Ding an sich*, ein von seiner Erscheinung verschiedenes Wesen, sich darstellt, welches sie nachweist durch Auslegung, Deutung, der gesammten Erscheinung, gleichsam Ablesung derselben wie einer Geheimschrift. Sie geht also über die Erscheinung (Physis) hinaus, zum *Erscheinenden*, zu dem was hinter der Erscheinung steckt, το μετα το φυσικον." cf. Parerga und Paral. 1851 II, p. 18. Deussen a. a. O. V, p. 23.

p. 52,1—13 durchstr.

p. 52,4 τοπος ιδεων. — locus idearum

p. 52,8 ist kein Werk absichtlicher Willkühr

p. 52,12 relatives Übergewicht der Erkenntnis über den Willen

p. 53,18—21 durchstr.

p. 54 durchstr.

p. 55 durchstr.

p. 58,11—6 durchstr.

p. 59 durchstr. m. Ausnahme der ersten Zeile

p. 60 durchstr.

p. 63,19 p. 237 (1 Aufl.) = Deussen, Schop. Werke I, p. 195 ob.

p. 64,17—17 (Da . . . gewinnt) durchstr.

p. 65,11—8 durchstr.

p. 65,12—12 durchstr.

p. 65,6 cf. Rousseau, Emile, Amsterdam 1762, II, p. 101. Si nous étions immortels, nous serions des êtres très misérables. Il est dur de mourir, sans doute; mais il est doux d'espérer qu'on ne vivra pas toujours, *et qu'une meilleure vie finira les peines de celle-ci.*

p. 65,21 deutlichen Bewußtsein zu bringen versteht, was *die Andern* bloß fühlen. Goethes Tasso: „Gab mir ein Gott zu sagen"

(V 5. „Und wenn der Mensch in
seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie
ich leide.")

p. 66 (b) durchstr.

p. 67 (a) $_8$ Vom unvernünftigen Intellekt oder dem Verstand der Thiere

p. 72 Unter der letzten Zeile mit Blei geschrieben: „(Zweck der Ehe bei Jud[en] und Christen)"

p. $78_{,17-29}$ durchstr.

p. $83_{,11}$ Kraft

p. 85 durchstr.

p. 86 durchstr.

p. $86_{,13}$ cf. Deussen, Schop. Werke III, p. 346.

p. $87_{,21-13}$ durchstr.

p. $94_{,7}$ cf. Deussen, Schop. Werke I, p. 462. „Mir ist Alles gleichgültig: ich *kann* Nichts mehr wollen: ich weiß oft nicht, ob ich da bin oder nicht."

p. $95_{,9}$ Pandectae 274: „*Spinoza* ist zu seinem falschen Naturrecht (summa potentia est summum jus) veranlaßt worden durch Hobbes: siehe de Cive c. 1 § 14."

p. 100 durchstr.

p. 101 durchstr.

p. $101_{,18}$ p. 88 (1 Aufl.) = Deussen a. a. O. I, p. 70.

p. 102 durchstr.

p. $102_{,12}$ „Raume"

p. 103 durchstr.

p. 104 durchstr.

p. 105,1 „Str[oh]ms"

p. 105,8 cf. Deussen, a. a. O. III, p. 368.

p. 107,20 „sich"

p. 111 durchstr.

p. 111,18 Chol. 115: „Die *Kunst des Malers* besteht darin, daß er das, was bei der Anschauung rein *Empfindung* ist, aussondert und eine dieselbe Empfindung im Auge erregende Ursache auf der Leinewand veranstaltet, welche da das Intellektuelle nie ausbleibt, sondern jene Empfindung ergänzend hinzukommt, nun auch dieselbe *Anschauung* im Betrachter erregen wird. Vergl. Bri[eftasche] 111."

p. 112,1—4 Dreimal durchstr. (Der dritte Strich geht im Original von „der" bis „Musaik")

Der Verlauf und die Begebenheiten unsers individuellen Lebens sind, ihrem Zusammenhange und wahren Sine nach, den gröbern Arten der Musaik zu vergleichen.

p. 113,18 Bei Seneca war an der angegebenen Stelle eine eingehende Erörterung der Frage, ob die Tugend lehrbar sei, nicht zu finden.

p. 114,9—12 durchstr.

p. 115 durchstr. (über Kreuz)

p. 116 (a) durchstr.

p. 116 letzte Zeile „haben"

p. 116 (b) $_{1-7}$ durchstr.

p. 116 (b) $_{8-16}$ Vielfach durchstr.

p. 116 (b) $_{5}$ Hieronymi Cardani Mediolanensis, De Propria Vita Liber. Parisiis 1643, p. 11 „Mater fuit iracunda, memoria & ingenio pollens, paruae staturae, pinguis, pia."

p. 116 (c) durchstr.

p. 116 (c) $_{18}$ Adversaria 221: „Die Autoren, welche Latein schreiben, kommen mir vor wie Masken: man hört wohl was sie sagen: aber man sieht nicht die Physiognomie des Geistes, den Stil."

p. 118 von Z. 7 an durchstr.

p. 118$_{1}$ cf. Plinius, Naturalis Historia ed. Mayhoff, II, p. 141. (Schopenhauer besaß Plinius, historia naturalis. 5 vol. Biponti 1783. cf. Grisebach Ed. u. Ined. 1888, p. 171.)

p. 118$_{13}$ „das Schicksal"

p. 118$_{16}$ „da es ein unbestreitbares Recht hat nicht"

p. 119 durchstr.

p. 119$_{9}$ „Chimären"

p. 120$_{7}$ Aristoteles, rec. Bekker II (1831).

Eth. Nik. VII, 12, p. 1152. „ἔτι ὁ Φρόνιμος το ἀλυπον διώκει, οὐ τὸ ἡδύ."

p. 124,19 Foliant 190: „Uranos läßt die Kinder, die er mit der Erde erzeugt, nicht ans Licht, sondern verbirgt sie in den Tiefen der Erde (Hes. Theog. 156 sqq.) dies läßt sich deuten auf die ersten tierischen Erzeugnisse der Natur, die wir im fossilen Zustande finden. Überhaupt könnte man in den Megatherien, Mastodonten usw. die Giganten sehn, welche Zeus in die Unterwelt hinabdonnert. *Kronos* aber, der Verschmitzte, αγκυλομητης, entmannt den *Uranos* durch List, heißt: die Alles beschleichende Zeit, welche mit Allem fertig wird, und uns alles, Eines nach dem Andern, heimlich entwendet, nahm endlich auch dem Himmel, der mit der Erde zeugte, d. i. der Natur, die Kraft neue Gestalten zu erzeugen: dafür blieben hinfort die bestehenden Gestalten als Species, in der Zeit. Nachdem nämlich der Himmel, d. i. die Natur, seine ursprüngliche Zeugungskraft verloren hat, verwandelt diese sich in die Venus, welche aus den abgeschnittenen Genitalien des Uranos entsteht, und

die geschlechtliche Zeugung zur Erhaltung der Species ist, da diese nun nicht mehr entstehn (Hesiod. Theog. 173—201). Eros und Himeros entstehn mit ihr. Kronos verschlingt seine eignen Kinder: die Zeit, da sie nun nicht mehr Gattungen hervorbringt, sondern nur Individuen, gebiert nur sterbliche Wesen." cf. Par. u. Paral. 1851, II, p. 338—339. cf. Deussen a. a. O. V, p. 147.

p. 129,23 cf. Deussen a. a. O. II, p. 789: „Et is similis spectatori est, quod ab omni separatus spectaculum videt. Und er ist einem Zuschauer ähnlich, weil er von allem getrennt ein Schauspiel schaut (Oupnekhat, Vol. I, p. 301 = Maitri-Upanishad 2, 7; der Sanskrittext hat nur die Worte: prekshakavad avasthitaḥ svasthaçca, „er steht da wie ein Zuschauer und in sich selbst stehend")."

p. 132,15—20 durchstr.

p. 134,1—2 durchstr.

p. 135,11 „an sich"

p. 136,18 zweifeln

p. 137,15 daß Vernunft

p. 138,11 „reflektierend[e]"

p. 140$_{36}$ Leser finden.

p. 141$_{10}$ Adversaria p. 16: „Wenn ein Mensch *eine böse Tat*, zu der er sich geneigt fühlt, *unterläßt;* so ist die Ursach hievon entweder 1. Furcht vor Strafe oder Rache; oder 2. Superstition, d. i. Furcht vor Strafe in einem künftigen Leben oder 3. Mitleid (begreift alle Menschenliebe) oder 4. Ehrliebe, d. i. Furcht vor Schande; 5. Rechtlichkeit, d. i. objektive Anhänglichkeit an Treu und Glauben, mit Entschlossenheit diese heilig zu halten, weil sie die Grundlage alles freien Verkehrs unter Menschen sind, und daher auch uns selbst oft zu Gute kommen. Und dieser Gedanke, aber nicht als solcher, sondern als bloßes Gefühl, wirkt sehr häufig: er ist es, der so manchen Ehrenmann, wann ihm ein großer aber unrechtlicher Vorteil geboten wird, solchen mit Verachtung zurückweisen läßt, stolz ausrufend „ich bin ein ehrlicher Mann!" Denn wie sollte außerdem vor fremdem Eigentum, welches Zufall oder gar noch schlimmere Mächte dem Reichen gegeben haben, der Arme, den eben das Daseyn sol-

cher Reichen zum Armen macht, einen so ganz aufrichtigen Respekt fühlen, daß er auch bei seiner Not, selbst bei Aussicht auf Straflosigkeit, es nicht antastet? Welcher andre Gedanke kann dieser Redlichkeit zum Grunde liegen? Aber er ist entschlossen, nicht auszuscheiden aus der großen Gemeinschaft der *ehrlichen Leute*, welche die Erde im Besitz hat und deren Gesetze überall anerkannt sind: und er weiß, daß eine einzige unredliche Tat ihn für immer daraus ausstößt und proskribiert. Auf einen Acker der gute Früchte trägt, verwendet man auch Kosten, bringt ihm Opfer. Bei einer *guten Tat*, d. h. bei jeder Tat in der der eigne Vorteil dem fremden ostensibel nachsteht, ist das Motiv entweder 1. Eigennutz, der sich dahinter versteckt: oder 2. Superstition, d. i. Eigennutz verwiesen auf den Lohn im andern Leben: oder 3. Mitleid: oder 4. hilfreiche Hand, d. i. Anhänglichkeit an die Maxime, daß wir in der Not einander beistehn sollen, und Wunsch sie aufrecht zu halten, in der Voraussetzung, daß sie ihm wohl selbst ein Mal zu

Statten kommen werde. Vergl. Brieftasche, p. 140 u. Pan. 56.

Für das was *Kant* nennt gut handeln aus Pflicht und um der Pflicht willen bleibt, wie man sieht, gar kein Raum übrig: Kant selbst sagt, es wäre zweifelhaft ob jemals eine Tat rein dadurch bestimmt worden wäre: ich sage: ganz gewiß nicht: denn es sind hohle Worte, hinter denen nichts steckt, das einen Menschen wirklich bewegen könnte. Was den Menschen, wenn er jene Worte etwa vorschützt, bewegt, ist immer einer der genannten 5 Einflüsse. Unter diesen ist offenbar das Mitleid allein ganz lauter."

Pandectae 56:

„Was den Menschen aktuiert, ist 1. sein *Bedürfnis*, wozu sein Gelüsten gehört, sonst wäre es kein Gelüsten, und 2. *Langeweile;* beides im weitesten Sinn verstanden; 3. Bosheit. Wenn er nun dadurch getrieben wird, durch großen Schaden Andrer seinen Zweck zu erreichen, oder wie man es nennt, ein Verbrechen zu begehn; *was kann da seinen Arm zurückhalten?* —

1. *Furcht* vor den Folgen, also vor dem Rächer, dem Richter, den Strafen, sei es in dieser oder in einer künftigen Welt.

2. Rücksicht auf die *Meinung seines Gleichen*, d. i. auf Ehre. Mancher bleibt ehrlich, weil er fürchtet, aus der großen Freimaurerloge der ehrlichen Leute ausgestoßen zu werden.

3. Mitleid, in verschiedenem Grade, deren erster die freiwillige Gerechtigkeit ist: dasselbe entspringt aus dem Bewußtsein der metaphysischen Einheit des Willens, der im Andern, wie in ihm erscheint. Dies ist das einzige rein moralische Motiv. Vergl. Brieftasche 140 und Adversaria 16."

p. 141,10 cf. daselbst § 16 (Deussen a. a. O. III, p. 675)

p. 142,10 „in"

p. 142,16—21 Das Gedächtniß eines Gesunden gewährt eben so sichere und feste Gewißheit über ein factum, dessen Zeuge er gewesen, als das Bewußtsein des gegenwärtigen Objekts, und dasselbe wird, auf seinen Eid, vor Gericht dadurch festgestellt. Hier

eben liegt das Kriterium der Gesundheit oder Verrücktheit des Geistes.

p. 143$_{12}$ Bei der Aufnahme in W. a. W. u. V. II, p. 454 (Deussen) wurden zuerst die Zeilen 13—17 gebracht.

p. 143$_{17}$ „Quartant p." Die Angabe der Ziffer fehlt. Gemeint ist p. 43: „Die eigentliche *Gesunheit des Geistes* besteht in der vollkommnen *Rückerinnerung*. Freilich unser längst zurückgelegter Lebensweg schrumpft, vor den Augen der Erinnerung, in der Zeit zusammen, wie der des Wanderers im Raum: es wird uns bisweilen schwer die Jahre zu unterscheiden, die Tage sind meistens ganz unkenntlich geworden. Aber nur die sich ganz gleichen, unzählige Mal wiederkehrenden Vorgänge des eignen Lebens dürfen, (weil sie wie gleiche Bilder sich decken) in der Erinnerung zusammenlaufen und keine individuelle Spur im Gedächtnis zurücklassen: jeder irgendwie bedeutende und eigentümliche Vorgang muß in der Erinnerung wieder aufzufinden sein. Danach sollte man forensisch über *Wahnsinn* entscheiden. (Vergl. Brieftasche p. 142)."

p. 145,20—21 welche aber bloß die Erkenntniß von Verhältnissen zwischen Erscheinungen nöthig mach[en] (darunter: erfordern), nicht das Wesen an sich der Dinge und des Weltganzen betreffen.

p. 146,1 Das läßt sich auch so ausdrücken: Adversaria p. 2 oben: „Nach Brieftasche 143[1]): Der Intellekt ist *physisch*, nicht metaphysisch, d. h. wie er aus dem Willen, als Teil und Bedingung seiner Objektivation, entsprossen ist, so ist er zu seinem Dienste da, und dieser hat nur Statt in Beziehung auf die Dinge in der Natur, nicht über die Natur hinaus. Jedes Tier hat seinen Intellekt offenbar nur zu dem Zweck, daß es sein Futter finden könne und danach ist auch das Maß desselben bestimmt: eben so beim Menschen: die größre Schwierigkeit seiner Erhaltung machte ein viel größres Maß von Intellekt nötig. Nur wo dieses durch eine Abnormität noch excediert wird, stellt sich ein völlig dienstfreier Überschuß dar, welcher, wenn stark, Genie heißt.

---

[1]) cf. Deussen a. a. O. II, p. 325.

Wo jedoch in einzelnen wenigen Individuen ein abnormes Übermaß von Intellekt sich eingefunden hat; da wird dieses zwar zunächst nur rein, doch objektiv: nämlich die Natur selbst, das Ganze der Natur, wird Gegenstand seiner Betrachtung: er fängt an *die Natur wahrzunehmen*, als etwas das ist, während es auch nicht seyn könnte, oder anders seyn könnte. Der gewöhnliche Intellekt nimmt die Natur nicht sonderlich wahr: so wenig als der Müller seine Mühle hört, oder der Parfümeur seinen Laden riecht: — die Natur scheint dem gewöhnlichen Intellekt sich von selbst zu verstehn; er ist in ihr befangen. Bloß in seinen hellern Augenblicken wird er sie gewahr, und erschrickt beinahe darüber: aber es giebt sich bald wieder. Hieraus ergiebt sich beiläufig, warum die philosophischen Versuche von Leuten von gewöhnlichen normalen Geisteskräften (gens sensés) nichts Rechtes leisten: Wäre der Intellekt in seiner normalen Beschaffenheit metaphysisch, so könnten jene, wie in andern Wissenschaften auch in der

Philosophie bes[onders] mit vereinten Kräften etwas leisten. Aber nur durch ein abnormes Übermaß wird der Intellekt so hoch gesteigert, daß er anfängt metaphysisch zu werden und es anhaltend bleibt. Dann heißt er Tiefsinn, philosophisches Genie."

p. 146,14 „si[e]"

p. 146,18 das jenen Gesetzen

p. 147,16 Pandectae 31: „Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zusammen, um sich durch die gegenseitige Wärme vor dem Erfrieren zu schützen. Bald aber empfanden sie die gegenseitigen Stacheln, welches sie wieder von einander entfernte: wenn das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher brachte, wiederholte sich jenes zweite Übel; so daß sie zwischen beiden Leiden hin- und hergeworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. — So treibt das Bedürfnis der Geselligkeit, aus der Leere und Monotonie des eigenen Inneren entsprungen, die Menschen zu einander, aber ihre vielen wider-

wärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder von einander ab. Die mittlere Entfernung die sie endlich herausfinden und unter welcher ein Beisammensein bestehn kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte: dem, der diese Entfernung überschreitet, ruft der Engländer zu: Keep your distance! Vermöge dieser Entfernung wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. Wer viel eigene innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um à son aise zu sein." cf. Deußen a. a. O. V, p. 717.

p. 150,1 Johannes Schultheß, exeg.-theolog. Forschungen. Bd. III. 1. u. 2. Stück. Auch u. d. T.: Die Urkunden aller ächten Theosophie, Christologie und Mystik usw. 2 Thle. 8. Zürich 1820 bis 21. (Ky)[1])

[1]) Abkürzungen:
Ky = Ch. G. Kaisers vollst. Bücherlexikon. Bd. 1—6. 1834—36.
Gs. Kat. = Gesamtkatalog der Preußischen Bibliotheken.
Alph. Kat. = Alphabetischer Katalog der hiesigen Staatsbibliothek.

p. 152,1 Florenz. Die Liste der nachstehend aufgeführten Namen paßt gut zu Schopenhauers Worten, er sei hier „in die große und mitunter in die vornehme Welt" gekommen (Schemann a. a. O., p. 140) und hätte fast nur mit Lords verkehrt. (cf. Einleitung.)

p. 152,6 Lord Dillon gehörte nach Schopenhauer zu jenen Menschen, „die eine gewisse Superiorität der geistigen Kräfte haben, bei denen es aber nun auch schon rappelt."[1])

p. 153,1 Jean Nicolas Louis Durand. Précis des leçons d'architecture données à l'école royale polytechnique. Vol. 1. 2. Partie graphique des cours d'architecture. Paris: l'Auteur 1817—1821. 3 Bd. 1°. (Gs. Kat.)

p. 153,3 Aristoteles . . . Lips. 1824. (Alph. Kat.)

p. 153,6 Was ist eigentlich Metaphysik? und wo ist sie nützlich? Beantwortet von e. Schulmeister und seinen bei-

---

[1]) cf. Bähr a. a. O. p. 50 und Mockrauer, Schopenhauer Mappe, 1918, p. 27.

den Gesellen (K. L. Vorpahl). 8. Frankf. a. M. 1821. Hoffmann. (Ky.)

p. 153,8 Moritz Ernst Adolph Naumann... Leipzig 1821. A. Wienbrack. (140 S.)

p. 153,12 Aristoteles Politicorum Libri Octo. Ad Cod. fid. et adnotat. Carolus Goettling. Jenae 1821. (Crõcker.)

p. 153,13 Oeuvres de Don Barthélemi de las Casas, par J.-A. Llorente. 2 Vol. Paris 1822. (A. Eymery.) [„Premier Mémoire . . ., contenant la Relation des cruantés commises par les Espagnols conquérans de l'Amérique I, p. 1—117."]

p. 153,17 Alexandre de Humboldt... Paris (Levrault) 1823. (VIII u. 379 S.) 8°.

p. 153,20 Jérôme Joseph de Momigny: *Cours* complet d'harmonie et de composition, d'après une théorie neuve et générale de la musique. T. 1. 2. (3.) Paris 1806. 8°. (Gs. Kat.)

p. 153,22 Paul Erman: Umrisse zu den physischen Verhältnissen des von Herrn Oersted entdeckten electro-chemischen Magnetismus. M. 1 Kpf. Berlin 1821. 8°.

derselbe: Versuch einer Zurückführung der mannigfaltigen Erschei-

nungen elektr. Reizung auf einen einfachen chemisch-physischen Grundsatz. 1813. 4°. 16 S. In Paul Erman: Akademische Abhandlungen 1813 bis 1833. Physik. Klasse 1812—13.

p. 153,23 Stäudlin, Carl Friedrich: Geschichte der Vorstellungen u. Lehren vom Selbstmorde. Göttingen 1824 (Alph. Kat.) [Schop. besaß es. cf. Grisebach, Ed. u. In., p. 160.]

p. 153,24 Klein, Geo. Michael: Anschauungs- und Denklehre. Ein Handbuch zu Vorlesungen. 2 Aufl. Bamberg 1824. (Ky.) [cf. Grisebach, Ed. u. Ined. p. 155. Schop. besaß die 1. Aufl. von 1818.]

p. 153,2, Geo. Benedikt Winer: komparative ... der verschiedenen Kirchenpartheien, nebst vollst. Belegen aus den symbolischen Schriften derselben in der Ursprache. Leipzig 1824. (Reklam.) (122 S.)

p. 154,1 Braniß, Eph. Jul. . . . . geschichtlich betrachtet. gr. 8°. Berlin 1823. (Reimer.)

p. 154,4 Franz Joseph Mone: Gesch. d. Heidenthums im nördl. Europa. 1. Teil: Die Religionen der finnischen, slawischen und skandinavi-

schen Völker. Mit 5 Stammtafeln. Leipzig und Darmstadt 1822. 8°. 2. Teil: Die Religionen der südlichen teutschen und der celtischen Völker. Mit 3 Steindrucken. Ebenda 1823. (C. W. Leske.)

p. 154,6 Wießner, Amad.: D. Muhammedanismus. Gesch. u. Lehre d. Islam, nach d. Koran, d. Sunna u. a. Quellen bearbeitet und systematisch geordnet. 1. od. historischer Teil. Leipzig (Klein) 1823. (Ky.)

p. 154,8 Mußmann, Joh. Geo.: Immanuel Kant, eine Gedächtnisrede. (62 S.) Halle 1822. 8°.

p. 154,12 Moritz Ernst Adolf Naumann ... Leipzig 1823. (Wienbrack.) 265 S.

p. 154,14 Purkinje, Ih.: Beobacht. u. Versuche z. Physiologie d. Sinne, 1. Heft. Beiträge zur Kenntnis des Sehens in subjektiver Hinsicht. 8°. Prag 1823. 2. Aufl. Mit 1 Kpf. (Ky.) [Schop. besaß Purkinje, J.: Beiträge z. Kenntnis d. Sehens in subjektiver Hinsicht. Prag 1819. cf. Grisebach Ed. u. Ined. p. 165.]

p. 154,18 Ernst Reinhold: Grundzüge eines Systems der Erkenntnislehre u. Denklehre. Schleswig 1822. 8°. (167 S.)

p. 154,19 Etienne Jean Gorgel: „De la Physiologie du système nerveux et spécialement du cerveau. Recherches sur les maladies nerveuses en général, et en particulier sur le siège, la nature et le traitement de l'Hystérie. Tom 1. 2. Paris 1821. 8°. (Alph. Kat.)

p. 154,23 Carl Frdr. Stäudlin . . . Hannover 1822. 8°. (Helwing.) (1055 S.)

p. 155,1 Kirby, W. u. Spence, W.: An . . . or Elements of the natural history of Insects with plates. 1 vol. London 1815—1826 (Brit. Museum).

p. 155,5 Wohl: Encyclopaedia Londinensis, or universal dictionary of Arts, Sciences & Literature. Compiled by John Wilkes. 24 vol. London 1810 bis 1829. 4°. (Gs. Kat.)

p. 156,1 Fried. Tiedemann: Icones cerebri simiarum et quorundam mammalium rariorum. Heidelberg 1821. Gr. Fol. m. 10 Kupft. (Ky.)

p. 156,5 Dr. Georg Wedemeyer . . . Hannover (Brüder Hahn) 1817. 268 S.

p. 156,11 Gustav Friedrich Wiggers: Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus u. Pelagianismus von dem Anfang der Pelagianischen Streitigkeiten b. z. 3. oecumeni-

schen Synode. Berlin (Rücker) 1821. (469 S.)

p. 156,14 Vielleicht gemeint: The Poems of Shenstone. Ed. by Samuel Johnson. London 1779. 8°. (Gs. Kat.) [Schop. besaß: Shenstone, Poetical Works. London s. a. 12°. cf. Grisebach: Ed. u. Ined., p. 181.]

p. 156,15 Revue encyclopédique Novembre 1822. „Rapport fait à l'Académie des Sciences, sur un Mémoire de M. Flourens, intitulé: Détermination des propriétés du système nerveux, ou Recherches physiques sur l'irritabilité et la sensibilité; par M. G. Cuvier."

p. 157,12 Darunter mit Blei: Ben Johnson, Volpone, — every man in his humour. [cf. Ben Jonson Works, Gifford, London 1816. Bd. 3 u. 1. cf. auch Grisebach, Ed. u. Ined., p. 180.]

p. 170 J. D. G. Memminger: Stuttgart und Ludwigsburg mit ihren Umgebungen. Stuttgart u. Tübingen (Cotta) 1817. cf. daselbst p. 80.

INHALTSVERZEICHNIS.

Zum Begriff der Philosophie p. 21, 107—109, 106, 54—56, 60.
Zum Begriff der Metaphysik p. 70, 38—50.
Zur Geschichte der Philosophie p. 4, 16, 100 bis 104.
Préface zu einer projektierten Übersetzung David Humes p. 123, 136—141.
Zur Religionsphilosophie p. 106, 138.
Zur Theologie p. 78, 30, 85, 57, 148.
Zur Mythologie p. 125.
Zum Begriff der Erkenntnis p. 32, 26, 44, 83; 98, 114; 15, 53; 37, 51.
Die Welt als Vorstellung p. 28, 85, 143—145, 125.
Die Welt als Wille p. 105, 29, 64, 37, 35, 79.
Zur Verneinung des Willens zum Leben p. 18, 92.
Das Ich p. 87—95, 127—135.
Von der ewigen Gerechtigkeit p. 87, 53.
Zur Moral p. 34, 95, 121—123, 37, 140.
Zur Metaphysik des Schönen und Ästhetik p. 5—15; 68, 27, 5, 69; 65, 111, 126, 52.
Von der Bedeutsamkeit unseres Lebenslaufs p. 112.
Über den Tod p. 84, 35, 65, 104.

Zur Lehre von der Nichtigkeit des Daseins p. 1, 110, 15, 18, 62.
Über die Tiere p. 66—67, 97.
Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur p. 146—147; 1—3, 28, 31, 33, 110.
Über den Wahnsinn p. 142.
Über Gelehrsamkeit und Gelehrte p. 36, 82 bis 83, 124.
Über Sprache und Worte p. 116c, 117.
Gleichnisse, Gedichte p. 20, 25, 124; 64, 151.
Psychologische Bemerkungen p. 110; 25, 100; 32, 22, 79, 78, 126.
Über die Weiber p. 116a, 80—81, 22, 100, 30, 70—77, 19.
Zur Lebensweisheit p. 23, 83, 113, 64, 78, 147, 114—115, 131, 118—121.
Εἰς ἑαυτον p. 24, 116b, 104, 58, 32, 28.
Über die auf der Reise berührten Städte und Länder p. 170—171; 17, 27, 25, 81, 96.

SUBSCRIBENTEN-VERZEICHNIS.

(Die Nummern vor den Namen sind gleichlautend mit der Numerierung der Exemplare)

Ausgabe A.

1 Schopenhauer-Gesellschaft, Ortsgr. Dresden
2 Herr A. Seemeyer, Hannover
3 Herr B. Beteke, Hannover
4 Ludwig Ey, Buch- u. Kunsthdlg., Hannover
5 Ludwig Ey, Buch- u. Kunsthdlg., Hannover
6 Fr. Lintz'sche Buch- u. Kunsthdlg., Trier
7 Herbert Witting, Buchhdlg., Schöneberg
8 Herr Oskar Engler, Dresden
9 Martin Breslauer, Verlagsbuchhdlg., Berlin
10 Herr Hans Hamer, Hamburg
11 Herr Dr. Robert Gruber, Wien
12 Max Perl, Buchhandlung, Berlin
13 Orient-Buchhdlg. Heinz Lafaire, Hannover
14 Buchhandlung Gustav Fock, Leipzig
15 Herr Sallmann-Schocken, Zwickau
16 Gilhofer & Ranschburg, Buchhdlg., Wien
17 Schrobsdorff'sche Hofbuchhdlg., Düsseldorf
18 Arnoldische Buchhdlg., Dresden (Altmark)
19 Herr Korvetten-Kapitän a. D. O. Leistikow, Mannheim
20 Julius Baedeker, Buch- und Kunsthandlung, Düsseldorf
21 Hugo Heller & Co., Buchhandlung, Wien
22 Hugo Heller & Co., Buchhandlung, Wien
23 R. Löwit, Buchhandlung, Wien
24 Wallishausser'sche Buchhdlg., H. W. Künast, Wien.

Ausgabe B.

51 Baer & Co., Sortiment, Frankfurt a. M.
52 Baer & Co., Sortiment, Frankfurt a. M.
53 Herr E. Kampmann, Prien (Chiemsee)
54 Ludwig Ey, Buch- u. Kunsthdlg., Hannover
55 Schrobsdorff'sche Hofbuchhdlg., Düsseldorf
56 Fr. Lintz'sche Buch- und Kunsthdlg., Trier
57 I. St. Goar, Buchhandlung, Frankfurt a. M.
58 F. Lang, Buchhandlung, Wien

Ausgabe C.

101 Herr Justizrat Dr. Mann, Frankenthal
102 Deutsche Buchhandlung, Komotau
103 Max Perl, Buchhandlung, Berlin
104 J. M. Spaeth, Buchhandlung, Berlin
105 Brand & Meyer, Verlag, Berlin
106 Fr. Lintz'sche Buch- und Kunsthdlg., Trier
107 Baer & Co., Sortiment, Frankfurt a. M.
108 F. Lang, Buchhandlung, Wien
109 Beck'sche Universitäts-Buchhdlg., Wien
110 Carl Kravani, Buchhandlung, Wien
111 Seidel'sche Buchhandlung, Wien

Ausgabe D.

401 Karl Heidkamp, Buchhandlung, Potsdam
402 H. Dominicus Nachf., Buchhdlg., Teplitz-Schönau
403 Martin Breslauer, Verlagsbuchhdlg., Berlin
404 Herr Dr. Kurt Budy, Berlin
405 Herr Dr. Felix Meiner, Leipzig
406 Fr. Lintz'sche Buch- und Kunsthdlg., Trier
407 Herr H. Picht, Berlin
408 R. Löwit, Buchhandlung, Wien

Gedruckt bei Trowitzsch & Sohn, Berlin

SCHOPENHAUERS BRIEFTASCHE

1822–1823

TROWITZSCH & SOHN · BERLIN

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

Numerierter Vorzugsdruck in 800 Exemplaren. Nummer 1 bis 30 wurden in Saffian-Ganzleder auf hohe Bünde, Nummer 31 bis 100 in Ganzpergament, Nummer 101 bis 400 in Halbleder und Nummer 401 bis 800 in Halbpergament gebunden. Alle Einbände sind Handarbeiten aus den Werkstätten Maria Lühr Berlin.
Das Original der Brieftasche ist im Besitze der Staatsbibliothek Berlin

~~Dieses Exemplar trägt die Nummer~~

Dies Buch wird in meinem
Literatur [illegible]

Acc: No: 10863.

Wir könnten großes Leid lieben
zum Leben u. das Lebenden
es auf alle Weise so lange
als möglich zu erhalten, ein-
dringlich, unaufhörlich u. dann auch
einer Schöpfung inwendig er-
scheinen; wenn er das Gesetz mit
dem zu verdammende Geschäft (der Götter)
einer allzu tiefen Wesens wäre?
u. wir könnten jeder Geringe
Schätzung des Lebens groß
u. edel erscheinen? diktat neues oder

der Hauptdichtung ~~zu~~ der
~~Geistes~~ Gesang u. den
Wendepunkt ihrer Thätig-
keiten. Ist die Wirksamkeit
u. Wichtigkeit der Botschaft
einer ganz unterzuordnende
u. völlig isolirte Sache.
Ein mal bestimmt u. würde
jener Hauptstandpunkt,
dessen Entscheidung von

durchgreifenden Einfluß
auf das die ganze Geologie
[illegible] würde wären dieser
Sind die Schichten, welche
wir senkrecht oder in sehr
großen Winkeln stehend
finden, von jeher so gewesen
oder, lagen sie einst hori-
zontal u. sind umge-
stürzt? – für die
ersten Annahme spricht
hauptsächlich daß der
Thonschiefer überall u.
an seinen so höchst ver-
schiedenen Fundorten
senkrecht od: nach dessen
einschießt: was [illegible]
gründe diese Formation

überall so regelmässig umgestürzt? — —
Für die 2te Annahme spricht hauptsächlich, daß bei senkrecht stehenden Schichten ~~Spalten~~, die Spalten zwar durch die Schichten gehen, u. nicht zu denken ist, daß sie in dieser Lage sich so gespalten haben, der Schwere gerade entgegen. also lagen sie, als sie barsten horizontal. Dies bemerkt Saussure. Ersten Annahme ist Werners Meinung.

die Scholastiker dachten: wir
wollen vom Allgemeinen
ausgehen. das Besondere ergibt
sich nachher von selbst. Wir
wollen suchen u. ~~nachzu~~ fest
stellen, was den [illegible]
dem Ding überhaupt zu-
kommt; das Besondere
der einzelnen Dinge mag
dann nachher die Erfahrung
allmählich hinzufügen; das
Allgemeine wird dadurch
nicht geändert.
Baco sagte: wir wollen
zunächst die einzelnen
Dinge so vollständig als
nur immer möglich kennen
lernen; & dann werden
wir ganz zuletzt erkennen
was das Ding überhaupt ist.

– Ludwigsburg am Stutt-
gard ist ein gemahlte
Allegorie: die Zeit als
Saturn dem Amor mit
einer Scheere die Flügel
beschneidend!

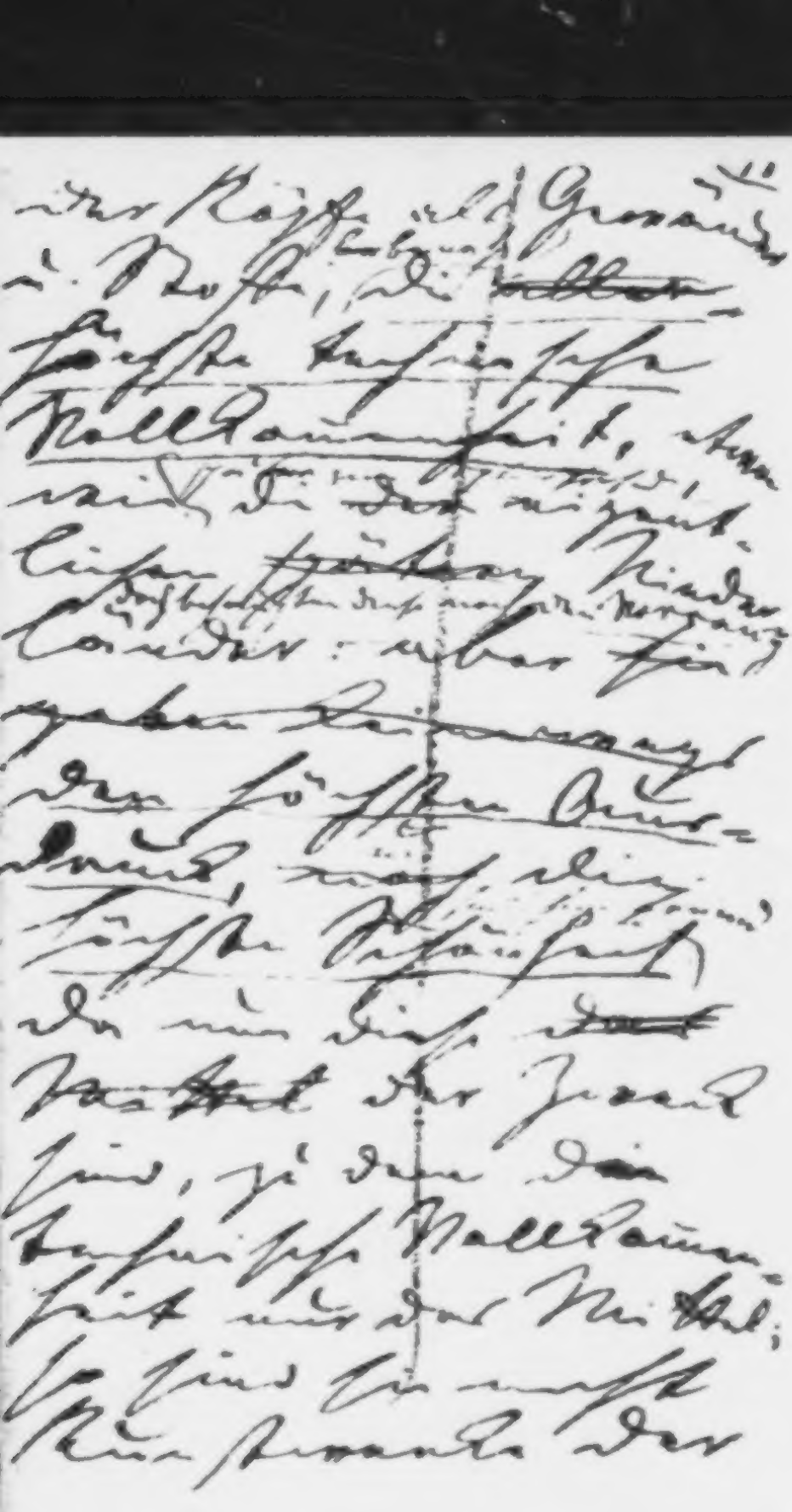
~~Ste~~ Stuttgard.

Ueber Boisserées Samlung
ist meine Meinung diese:
~~Von Johan van Eyk~~
Ein vollkommener Kunstfreund
muß ~~n~~ keineswegs, um
genießbar zu seyn der
Kunstgeschichte bedürfen.
dies ist aber bei keiner
Art von Gemählden so
sehr der Fall als bei diesen
Bildern der Alten Nieder-
rheinischen Schule. Man
erkennt ihren Werth erst
dann eigentlich, wenn man

die allerhöchste Voll=
kommenheit: seine Nach=
folger blieben theils auf
dieser Höhe, wie Schmeller,
Hübling: theils kehrten
sie zu den alten Ab=
[illegible] zurück.
Er selbst dachte man
den Abstrusitäten nur
ganz abgehen, weil die
Kirche sie ihm auflegte,
er müsste auch heiligen
Schein u. mystische Luft
verbreiten machen; aber
man spürt er hat
abgedungen [illegible] er [illegible]
[illegible] fühlt seine Kunst
stand gegen den Geist
seiner Zeit: aber er

Schorel u. Hemling
Sie müssen beurtheilt
werden aber mit Rück-
sicht auf ihre Zeit.
Dieser ist es zuzuschreiben
daß ihre Sujets die meist
nichtssagenden, oft
albernen, immer abge-
droschenen Kirchlichen
sind, wie die 3 Könige,
Anbetende Maria,
St Christoph, Maria
gemahlt vom St Lucas
aber es ist die Schuld
ihrer Zeit, daß ihre
Figuren fast nie
in einer natürlichen
Stellung u. Bewegung
haben, sondern

geschafft, daher ist
der Ausdruck der
Gesichter auch u.
~~kalt, strenger [illegible] u. [illegible]~~
unendlich [illegible] ~~[illegible]~~
ihrer heiligen Gott
eine Spur jener er-
habenen u. ergrei-
fenden Ausdrucks
von Heiligkeit im
Gesicht, den die Ita-
liener geben, bes.
Raphael u. Correggio.
daher kann man
objektiv sie unterschei-
den; diese Bilder haben
in der Darstellung
der Wirklichen, [illegible]



ersten Klasse: ja
sie sind nicht unbe-
dingt geniessbar:
denn die meisten vorlie-
genden Sujets u. die
durchgängig kirch-
lichen Gebäude müssten
immer erst abgezogen
u. auf Rechnung
der Zeit gutgeschrieben
werden.
Ihr Hauptverdienst
(aber nur bei van Eik
u. seinen besten Schülern
wie Schorel u. Hemling)
besteht in der hauptsäch-
lichsten Wahrnehmung
der Wirklichkeit, durch
klaren Blick in die Natur

Kaiserinnen Fleiß in 13
[illegible] hervor-
gebracht, u. in der
Lebhaftigkeit der
Farben, die ihnen
ausschließlich eigenes
Verdienst: ~~[illegible]~~
mit solchen Farben
ist weder vorher
noch nachher ge-
mahlt: sie sind alle
brennend u. zeigen
die höchste Energie
der Farbe: daher
sehen diese Bilder,
die bald 400 Jahre
alt sind, aus, als
wären sie gestern

Ce n'est pas l'observation des phénomènes rares & occultes qui menera aux vérités de la première importance; c'est au contraire celle des phénomènes découverts & exposés aux yeux de tout le monde. Cf p 53

Welch ein Abstand zwischen seinem Anfang u. seinem Ende! jener in der Hitze u. dem Entzücken der Wollust; dieses in der Zerstörung seiner Organe u. dem Moderduft der Leichen. Der Weg dazwischen [illegible] ~~[illegible]~~ [illegible]

[illegible]

die heilige Kindheit, die glückliche Jugend, das mühselige Mannesalter, das jämmerliche Greisenthum.

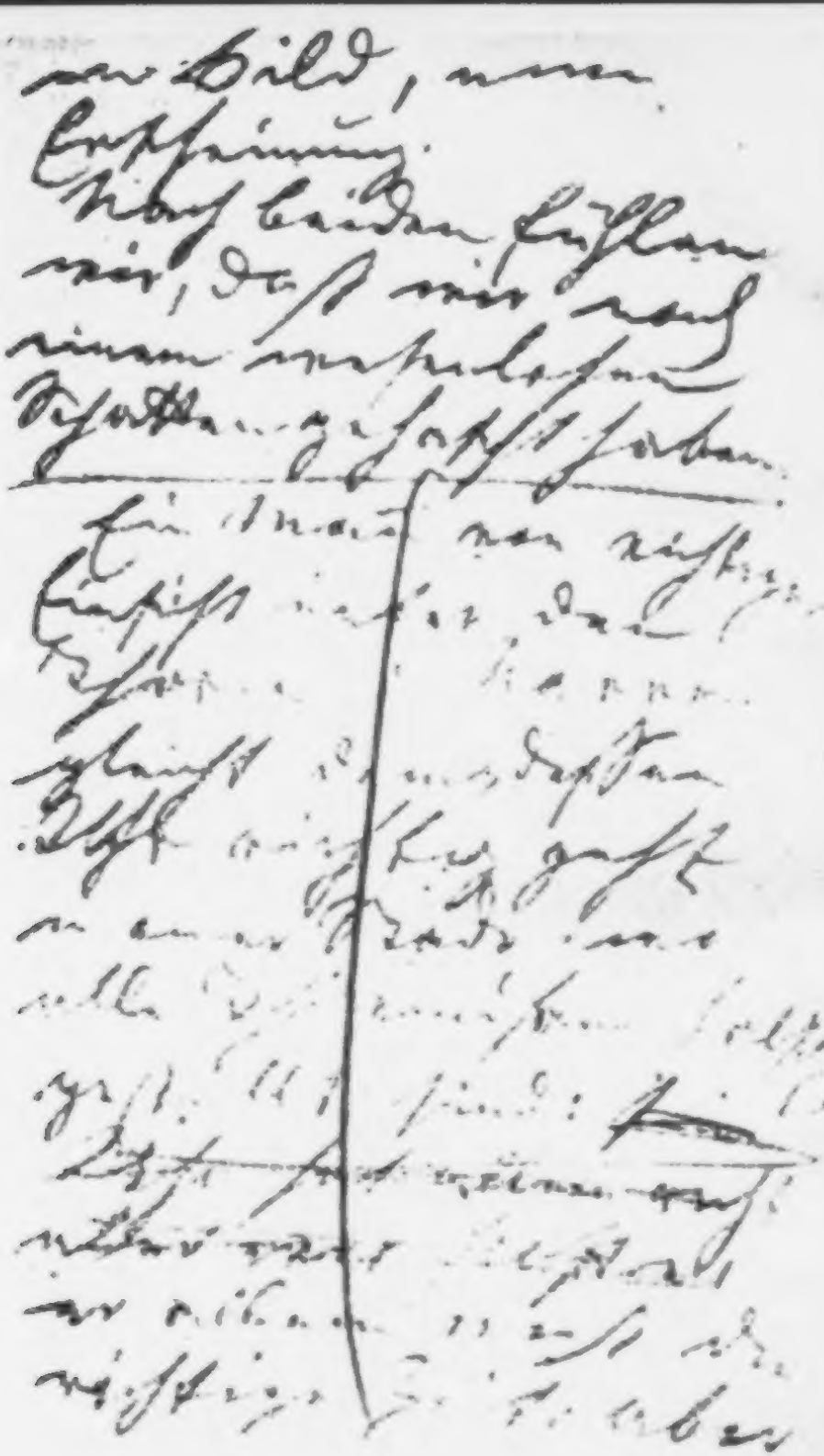
Ist es nicht als wenn das Dasein ein Fehltritt, dessen Folgen allmälig u. immer mehr offenbar werden.

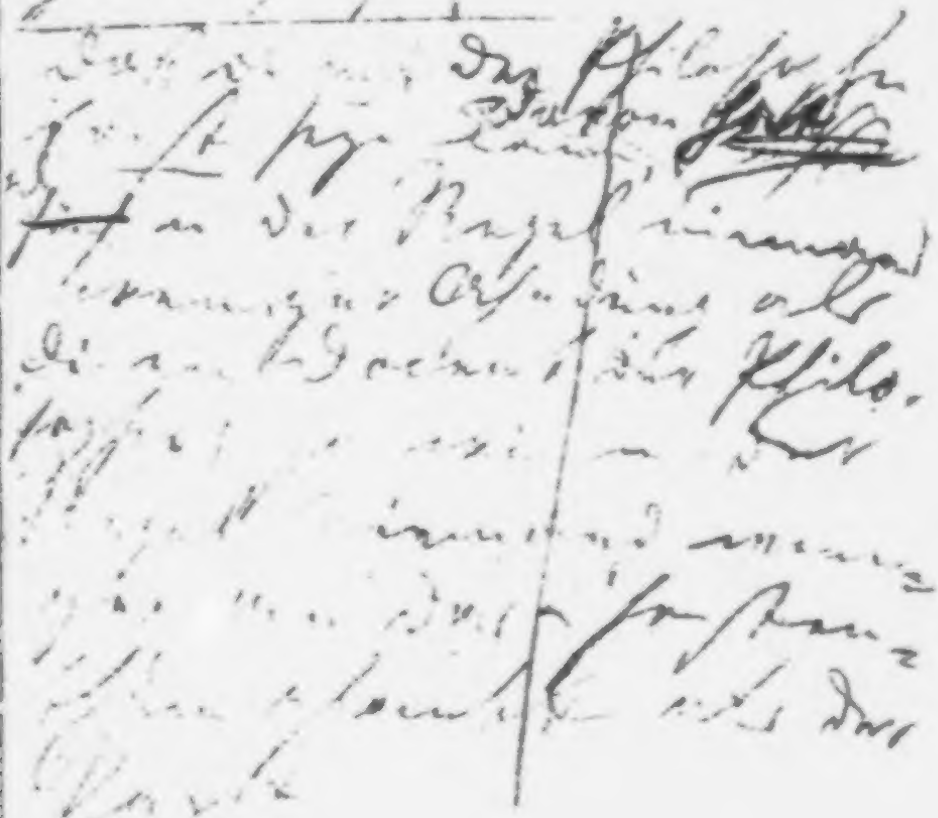
Daß beständig neue Dinge entstehen u. die vorhandenen zu nichts werden, — ist eine bloße Täuschung. Was diese hervorbringt, ist ein Apparat von ~~2 Gl~~ 2 geschliffenen

Gläsern, durch die wir alles sehen müssen: das ein Glas heißt Zeit, das andere Raum, beide zusammen Kausalität. Was wir also sehen sind folglich bloße Erscheinungen u. nicht die Dinge, wie sie an sich, unabhängig von unserm Sehen, sind. Dies der Kern der Kantischen Philosophie.

[illegible]

So gewiß zwischen dem
Leben u. dem Traum kein
specifischer u. absoluter,
sondern nur ein formeller
u. relativer Unterschied
ist, so gewiß ist eigentlich
u. im Grunde gar kein
wesentlicher Unterschied
zwischen einer Halluzination
u. einem Traum. Beide
geben ein verfliegendes
Traumbild u. eine
Erzeugung des Traumes,
d.h. bei beiden hat der
Wille die Befriedigung
dessen ... ist. Die
Vorstellung selbst, deren [illegible] wird sie
ursprünglich ist [illegible] ... eigentlich

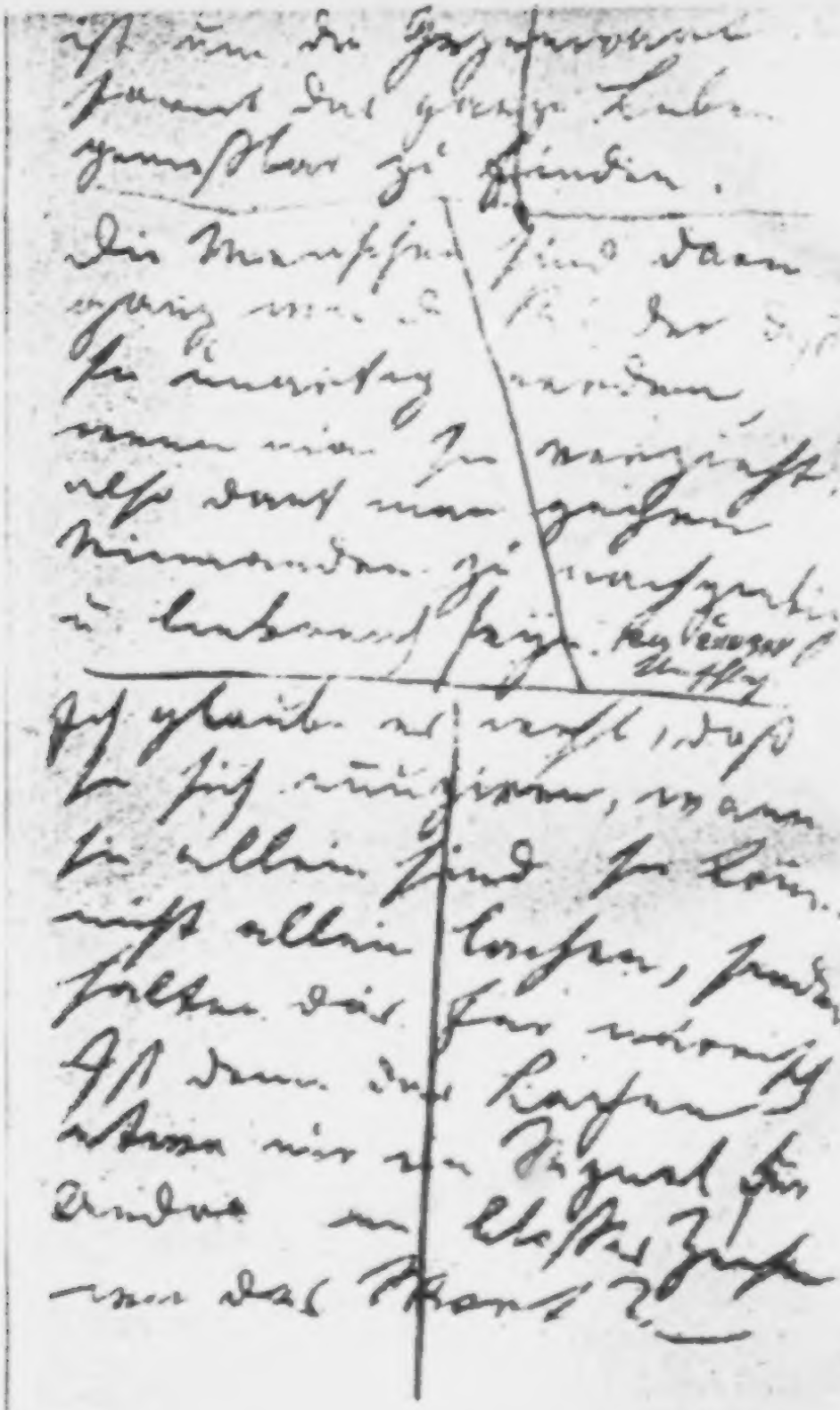




[illegible] man [illegible] Tode
für ihre Eitelkeit hingegen
sobald man den ersten
Schritt gethan u. dadurch
sie über diese Gefahr
beruhigt hat, in ~~[illegible]~~
steht man erst auf gleichem
Fuß mit ihnen u. wird
ihn dann meistens ganz
traktabel finden

Vidimus

Göthes Lied Mich hat mein
Sach auf Nichts gestellt
besagt, daß wohl nachdem
der Mensch ~~[illegible]~~ allen mög-
lichen Ansprüchen herausge-
trieben ist u. auf den
nackten Dorfes zurückgewor-
fen ist, er ~~[illegible]~~ diejenige
Geistesruhe u. Zeugsamkeit
erlangt, welche nöthig



hinzutritt. Sie [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
L'unité de l'action consiste en
ce que d'un bout de la pièce
à l'autre on parle toujours
de la même chose, ce qui est
horriblement ennuyeux, comme dans
les tragédies françaises de [illegible]

Verstimmung ist totale chemische Veränderung, ohne alle mechanische.

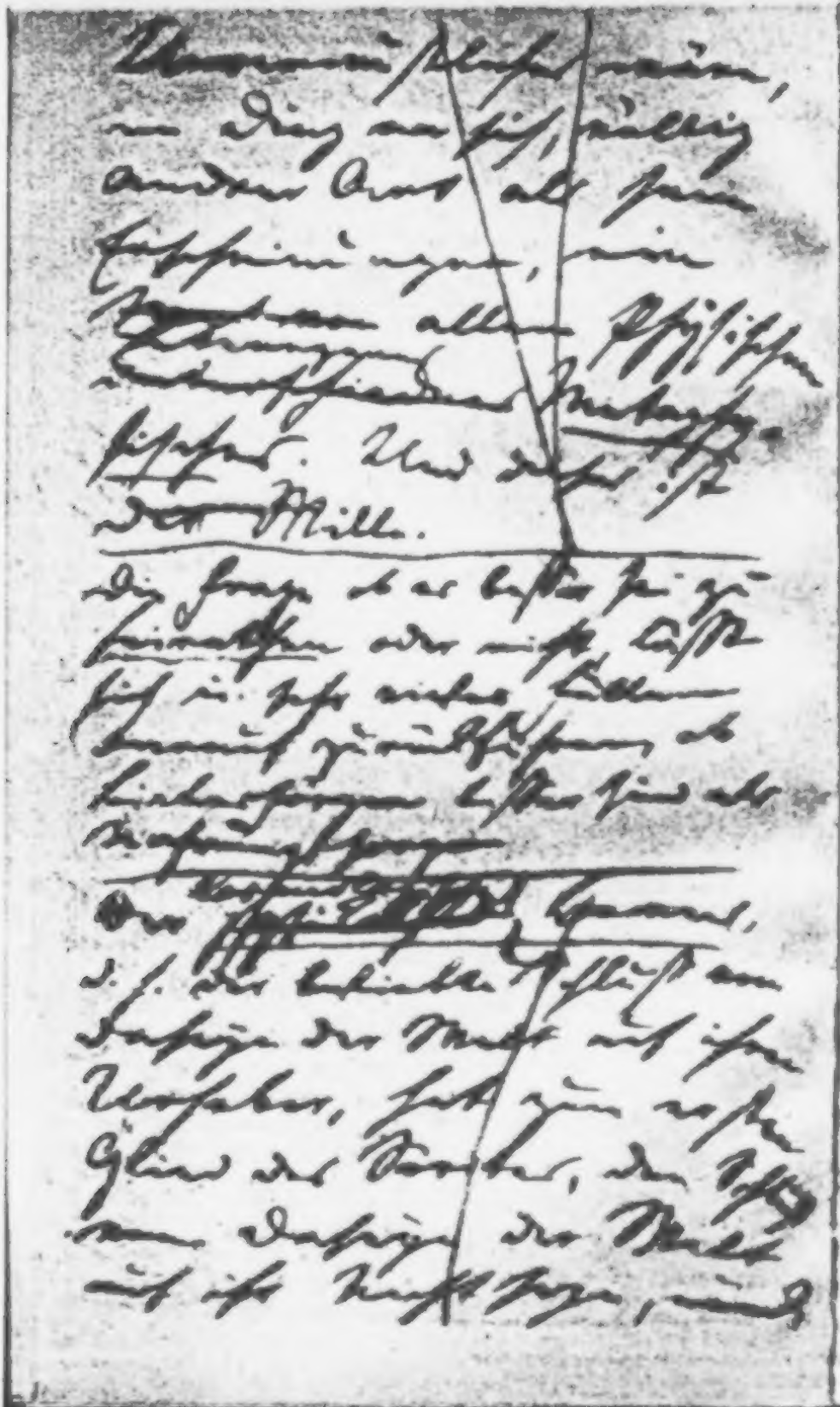
Das wäre mir höchste Ruhe, wenn man einst mir sagte, daß ich das Räthsel gelöst, welches Kant aufgegeben hatte.

Man findet es paradox, wenn ich sage "alle Dinge sind nur da, sofern sie vorgestellt werden." Aber ich finde daß es baarer Unsinn ist, zu behaupten, diese Welt in Zeit u. Raum würde vorhanden seyn, auch wenn sie Niemand vorstellte. Es ist ein wirklicher Widerspruch: ihr Vorhandenseyn bedeutet

aber ihr Vorgestelltwerden: sie hat ihr Dasein aber in der Vorstellung des Subjekts: das aber heißt, sie ist Objekt

---

der Charakter aller Dinge ist Vergänglichkeit: wir sehen in der Natur Alles, ~~[illegible]~~ vom Metall bis zum Organismus, sich, durch sein Dasein selbst ~~[illegible]~~ aufreiben u. verzehren. Wir könnten nur die Natur des Lebens erhalten u. ~~[illegible] besonderer~~ die [illegible] Wiederholung der Veränderungen [illegible] der Organismus, ~~[illegible]~~ eine immerwährende Zeit hindurch, aushalten ohne zu ermüden, wenn nicht das Innere der Natur ein Zeitloses u. dadurch völlig



daß weil sie da ist, sie
niemal nicht dagewesen
u. erst gemacht [entstanden] worden
müssen; welcher dieser Schluß
liegt zum Grunde die Voraus-
setzung daß der Welt=
das Nichtseyn natürlicher
ist als das Daseyn. Ich
weiß aber kein Wesen
in der Natur u. der Welt
bei welchem man auf
diesen Gedanken kommen
könnte.

daß das Kind in Wirklichkeit
kein Bewußtsein hat, geht
daraus hervor, daß es
nicht vexirt. Stärke der
der Gehirne ist zur Reflexion
notwendig; u. wahr-
scheinlich verhielte es sich
umgekehrt [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]

Das Leben ~~verfliegt~~ schnell u. unser Verständniß ist langsam: — darum erlebe ich nicht meinen Ruhm u. habe meinen Lohn dahin. —

Das wahre Leben des Gedankens dauert nur bis er ~~[illegible]~~ an die Grenzscheide der Worte angelangt ist: fortan ist er todt, aber unverweslich, gleich den [illegible] Thieren, die [illegible]

Geduld ist das im Ueberschauen gegenwärtige Bewußtsein, daß es größere Uebel giebt, als die eben gegenwärtigen u. man ~~[illegible]~~ Hintergrunde ... durch solche gar Ueberwinden dieser jene herbeiwünschen Leute. — Muth ist offenbar eine Art Geduld — Geduld ist darum

~~[illegible]~~

eine ~~sch~~ [schöne] schätzbare Eigenschaft, weil der Gebildete nicht die größten, sondern nur die gegenwärtigen Übel überwindet.

Das Licht wird nur gesehen wenn es vom leuchtenden Körper ausgeht oder vom nicht leuchtenden reflektirt wird. Sonst ist es unsichtbar (so kein [illegible] Durchgang durch ein finsteres Zimmer) also es wirkt nur longitudinal, schlechterdings nicht lateral: ~~darum~~ darum ist der Kraft eine wahrhaft lineare [illegible] Wirkung – [illegible] wir werden in der Richtung der leuchtenden oder in der der reflektirenden Körper sind, ist das Licht uns unsichtbar.

Wir sind der Natur einen Tod schuldig, u. denken mit Beklemmung an diese Schuld: ist das nicht ein Beweis daß unser Daseyn eine Schuld, ein Vergehn, ein Fehltritt ist?

Den, welcher den Tod erleiden soll, betrachten wir mit grenzenlosem Mitleid u. doch wissen wir, daß ihm weiter nichts widerfährt als das Ende eines Zustandes der wahrhaftig nicht wünschenswerth ist. Ist dies nicht ein Beweis, daß unser innerstes Wesen, blinder Wille zum Leben ist?

Vid. [illegible]

[illegible] u. Rück[illegible]
aller Art u. jeder Altar-
gabe – der Regel nur
auf Rinde nur u. erst
auf Einsicht. Sie folgen ihr
ihr daran von allem Rinde
zu haben, von allen Bäumen,
u. Pflanzen, oder Metallen,
oder Rauchopfern, Zeug,
u. sonders von allen Häusern.
Weil die Rinde am ältesten
Mittel zur Einsicht ist,
~~[illegible]~~ [illegible] an sich
wenig oder keinen Werth
hat, fällt ihnen nicht ein
es ist hingegen die Andachts-
mit welcher der Philosoph sich
Kraft unterstützt durch u.
Dankbarkeit

Wenn die Farbenkunst unsre
innersten Wesen (Seele) ent-
spräche u. nicht, wie ich lehre
[illegible] Schilderung, [illegible]
[illegible], [illegible], [illegible]
so wären die [illegible]
[illegible]
u. allgemein [illegible]
Dummheit; Unbeholfenheit
ganz unerklärlich. denn
wie sollte das ursprüngliche
Wesen in seiner eigensten
Function bloß eine bessere
[illegible]
der Malerei [illegible] dagegen
einer vollkommenen von
Technik, gewollt wird
durchgängig richtig u.
entschieden. das [illegible]
[illegible]
der Malerei [illegible] von
[illegible]
[illegible] halben
[illegible]

allein der Erkenntniß
zu lebt, wie ich genug
gezeigt. — Ich habe
also Rechenschaft gegeben
von der Schuld, dem
Leiden u. der Sicherheit
des menschlichen Daseyns
u. das hat kein anderer
vor mir gethan.

Den Vorwurf der Unsicherheit der Metaphysik, vermöge dessen jedes metaphysische System doch noch einen wenigstens dem Zweifel Raum läßt, könnte man abwehren durch die Bemerk. daß er alle Wissenschaften trifft, mit Ausnahme der Mathematik u. Logik: Naturwissenschaft u. Geschichte lassen immer noch dem Zweifel Raum u. ihre Systeme sind so wandelbar (besonders die der Chemie, Physik, Geologie, Zoologie, Botanik)

als die metaphysischen
Also ist Raum, Materie, Ursache, (Zeit, Raum a priori)
als der Natur (a priori) darauf würde dann
Metaphysik zu den Wissen-
schaften a posteriori, also zu den
Erfahrungswissenschaften ge-
hören. Dies hat man ei-
gentlich nie zugeben wollen,
sondern behauptet, sie wäre
[illegible] eine aus bloßen Begriffen
[illegible]
Aber woher sind denn die
Begriffe geschöpft? 45/46 Sind
sie nicht aus der Erfahrung,
so müßten sie aus reiner
Anschauung seyn, d. i. wie die
reinen [illegible] der Mathematik.
Aus Begriffen läßt sich nicht
mehr schöpfen als die An-
schauung enthielt, von der sie
abgezogen sind. Daher muß

Wir müßten nur also be- 41
gränzen Metaphysik zu den
Erfahrungswissenschaften
[illegible]
[illegible]
Fundament ist keine
besondere, sondern
allgemeinste Erfahrung.
Metaphysik ist
bloß die richtige Auffassung
der Erfahrung im Ganzen,
nicht im besonderen.
Einmal vorhanden hätte sie
die Unwandelbarkeit
einer a priori erkannten
Wissenschaft, weil sie
nicht von einer erkannten
Besonderheit abhängig wäre
[illegible] 43/44
der Gegenstand der Metaphysik
ist nicht dieß oder jene
Erfahrung, wie diese bei allen

andern Wissenschaften der
Fall ist; sondern die Er-
fahrung überhaupt, die Er-
fahrung als solche. – Nun,
denke ich, versteht es sich von
selbst, daß die Quelle einer
solchen Wissenschaft in keiner
andern liegen kann als eben
die Erfahrung selbst, um die
es sich handelt: es wäre doch
seltsam, wenn man die Auf-
schlüsse über die Erfahrung
nicht aus dieser, sondern aus
gewissen von ihr unabhäng-
igen Begriffen schöpfte!
Völlig sicher u. keinem Zweifel
ausgesetzt ist die Metaphysik
nicht, da sie empirischen
Ursprung hat: aber völlig
sicher ist nichts als das apriori

Erkannte u. dieser Raum
nichts anderes seyn als die
Form der Möglichkeit der
Erfahrung überhaupt: dieses, schon
~~[illegible]~~ [illegible] begleitet
Ueberzeugung [illegible] nicht einmal
bis zur Physik, geschweige bis
zur Metaphysik.[38] — Aber nicht
nur theilt die Metaphysik den
Mangel apodiktischer Gewißheit
u. Erkennbarkeit ~~[illegible]~~
u. die hieraus entspringende
Wandelbarkeit der Systeme
(bis das wahre gefunden) mit der
Naturwissenschaft, deren Systeme
so schnell wechseln als die meta-
physischen, u. mit der Geschichte,
die viel mehr Falsches als Wahres
[illegible] Niebuhr [illegible]
enthält; sondern sie hat den
Vorzug, daß wenn sie einmal
gefunden seyn wird, das dessen
System nicht stets neu modi-
fizirt u. geändert zu

werden braucht, oder wie es
z. B. der Naturwissenschaft,
durch die ~~Zeit~~ neue besondere
Erfahrung, oder von selbst
anwachsen muß, wie die
Geschichte, durch die täglich
hinzukommende besondere
Erfahrung: denn die Metaphys.
hat es mit der Erfahrung
überhaupt, im Ganzen
u. als solche zu thun. Ist
nun der Charakter dieser
durch den tiefen Blick, der
das eigentliche Verständniß
der Sprache der Welt ergreift,
richtig aufgefaßt u. aus-
gesprochen; so kann das
Hinzutritt dieser oder jener
neuen Erfahrung nichts daran
ändern, weil das nicht

die gesamte Erfahrung als 85
solche ihren allgemeinen
u. wesentlichen Charakter
gegen einen neuen vertauschen
kann. Die reine Metaphysik
ist also, wenn gleich empirischen
Ursprungs, doch unwandelbar,
gleich den Wissenschaften
apriori, weil ihr Gegenstand
nicht ~~E~~ <u>Erfahrungen</u> sind,
sondern <u>die Erfahrung</u>. 47

Man wird es für eine Degra-
dation der Metaphysik halten,
daß sie als empirische Wissen-
schaft auftritt: aber sie giebt
nur einen alten Anspruch auf,
der auch Niemand berechtigte,
nämlich den, aus reinen Begriffen
apriori zu entspringen. Denn
wir wissen jetzt, daß alle
Begriffe aus Anschauungen abge-
zogen sind, kein Begriff

[illegible] u. wie nun
[illegible] gefallen im Geiste
sich vorfinden kann. Selbst
die [illegible] der Realität,
er könnte nicht ohne die
empirische Anschauung im be-
grifflichen Raume, [illegible] die unmittelbare Vor-
standsinhalt[illegible] der Rea-
lität die vorhergängige
Bedingung der empirischen
Anschauung ist. Was apriori
kann also im Anschauung [illegible]
[illegible] ist, wie Kant gezeigt
hat, da der Raum u. die Zeit
aber [illegible] nicht bloß kann
menschliche Erkenntnis: aller
apriori Erkenntnis ist Allgemeingültig
also ist Objektivität ein
[illegible] einzigartiger Vorzug
einer Erkenntnis: die
Objektivität [illegible]
Allgemeingültigkeit u. Gewissheit

dargestellt werden oft durch Formalität u. Subjektivität. Da nun die wichtigste u. umfassendste Erkenntniß, die vom Wesen der Welt, nicht bloß formell u. subjektiv sein kann; so kann sie auch nicht a priori sein. Ueberdies ist es ganz angemessen, daß die Wissenschaft von der Erfahrung überhaupt auch aus der Erfahrung überhaupt geschöpft, also Erfahrungswissenschaft sei. Was sie von andern Erfahrungswissenschaften unterscheidet, ist, daß sie nicht braucht aus der Beobachtung einzelner Erfahrungen, sondern aus der Beurtheilung der Erfahrung im Ganzen.

Es entsteht die Frage: Kann man aus kleinsten Erfahrungen geschöpfte Wissenschaft über die Erfahrung hinausgehen u. so den naiven Wahrheitsgefühl [illegible]? — Ja. — [illegible] so, wie aus 3 Proportionalzahlen sich die 4te finden lässt, oder aus 2 Seiten u. 1 ∠ der Δ. — [illegible]

~~[illegible]~~ Wenn gefunden wird, daß die Erfahrung zusammengesetzt ist aus Einfachem u. diese an sich u. beide sich unterscheiden u. trennen lassen so lässt sich im allgemeinen angeben, ~~[illegible]~~

inwiefern in der Erfahrung der letzten Erscheinung angehört, und wenn nach Abziehung alles dessen als Erscheinung des Dinges an sich übrig bleibt, folglich ein solches Ding an sich unabhängig von der Erscheinung verfällt: und damit ist man über die Erfahrung hinausgegangen. Die kantische Frage ist also nichts anderes als die Scheidung der Erfahrung [illegible] in Erscheinung und Ding an sich, oder richtiger die Wegnahme einer von der Erscheinung verschiedenen Dinges an sich [illegible] welches als solches nicht in der Erfahrung vorkommen kann. Dieses Ding an sich, da es nur bekannt wird, sofern es aus der Erscheinung ausgeschieden wird

kann niemals ganz los-
gerissen von der Gottheit
betrachtet werden, als
ein anderes ~~[illegible]~~ existirendes,
sondern immer nur
in seinen Verhältnissen
zur Gottheit, durch die
er sich kundgiebt. Die
Metaphysik u. [illegible]
demnach ~~[illegible]~~ die Natur [illegible],
entreißt sich ~~[illegible]~~ nicht von
ihr los, sondern bleibt
die letzte Beziehung
u. Deutung derselben
u. spricht von dieser an sich
nie anders als in seiner
Beziehung zur Gottheit.

~~Damit nie [illegible]~~ Auffassung
zu Zur ~~[illegible] der~~
einer Idee, zur Einheit
derselben mit Bewußtsein,
kommt es nur mittelst eines
Akts der vollendetsten
Selbstverläugnung, der darin
besteht daß die forschende
[illegible] Willen der Individuen
ganz u. gar abwendet, also
der ~~[illegible]~~ [illegible] ihre
[illegible] aus den Augen
läßt u. nun die Dinge so
betrachtet, als ob sie den
Willen gar nie etwas
angehn könnten. Alsbald
wird die | Forschungskraft,
[illegible] der | sie [illegible]
[illegible] aus der Wille
[illegible] ist sie der reine

Spiegel des Wesens der Dinge so wird es sich objektivirt [illegible] also der Ort der Ideen: [illegible]

Nur aus solcher Erkenntniß entspringt eine äußerste Kraft-wand. [illegible]

Zur [illegible] erforderten Selbstverläugnung kann es nur durch [illegible] Erkenntniß; u. diese wieder entsteht [illegible] aus der Energie der erkennenden Kraft.

Die große ursprüngliche Verschiedenheit der empirischen Karaktere ist Thatsache.. Sie beruht zuletzt auch auf dem Verhältniß des Willens zur Erkenntnißkraft

20

im Individuo. — Dieß braucht
zu lehrt auf ~~dasselbe~~
~~eigent~~ dem Grunde des Wollens
in Natur u. dem Grunde
des Erkennens in der Mitte.
Das Zusammentreffen der
Beiden ist größtentheils
Zufall. — genauer angeb.
läßt sich eine angeborene Alter-
gemeinschaftlichkeit in Natur
der Welt, wenn nicht
im Grunde die Verschieden-
heit zwischen den Eltern
u. dem Sohne bloß der
u. aller Zeitalter – fremde Verschiedenheit
Geschlechter angehörte) Vide Cap. M

Il n'y a que la généralité des choses qui soit digne de l'attention entière & continuée de l'homme de génie. — Les phénomènes particuliers sont les objets des hommes d'esprit p. 15

Die Entzifferung der Welt muß
sich aus sich selbst bewähren
durch die Uebereinstimmung
~~als~~ in die sie alle Theile
der Welt zu einander bringt
welche nur durch ihre Ver-
mittelung gestiftet kann.

~~We~~ Wenn man eine
Schrift findet, deren Alphabet
~~verloren gegangen~~
unbekannt ist, versucht man so
lange die ~~auf~~ Auslegungs-
~~versuche~~ bis man auf
eine Annahme der Bedeutung
der Buchstaben geräth,
~~unter~~ welcher ~~auch~~ sie verständliche
Worte u. zusammenhängende
Perioden bilden; dann
aber bleibt
~~Dann~~ bleibt kein Zweifel

~~[illegible]~~, an der Richtigkeit
der Entzifferung; weil
es nicht möglich ist,
daß die Uebereinstimmung
~~der Zusammenhang~~
in welche diese Auslegung
alle Zeichen jener Schrift
setzt, bloß zufällig wäre,
u. man die Buchstaben
noch ganz anders benennen
u. dennoch verständliche
Worte u. zusammenhängende
Phrasen in ihrer gegenwärtigen Zusam-
menstellung erkennen könnte:
auf gleiche Art muß die
Entzifferung der Welt
sich aus sich selbst voll-
kommen bewähren als die
allein ächte u. wahre.

Sie muß ein gleichmäßiges Licht über alle ~~Theile~~ Erscheinungen der Welt verbreiten u. muß die heterogensten ~~Erscheinungen~~ mit sich u. dadurch mit einander in Uebereinstimmung bringen, es muß auch ihrer Anwend[un]g kein Widerspruch zwischen den verschiedenartigsten Erscheinungen seyn. So be- ~~deutet sie~~ währet sie sich aus sich selbst: es ist das alleinige Merkmal ihrer Aechtheit. Denn jede falsche Entzifferung wird allenfalls zu einigen Erscheinungen passen, aber den übrigen grell widersprechen

z. B. daß die Welt
von einem allgütigen
u. allmächtigen Wesen
hervorgebracht sei, und
auch daß sie beglückt sei möge,
widerspricht dem durch-
gängigen Leiden aller
Lebenden, welches um so
größer ist als das Wesen
vollkommener u. höherer Art
ist; — (siehe Nachtrag p. 148) daß die Welt ein
Geschöpf sei, das sich entwickelt
zu höherer Vollkommenheit
ist widerspricht sich selbst,
indem es dem Schaffen
vor dem Wachsen einen
~~[illegible]~~ ursprünglich höheren
Rang einräumt. Was
daraus sich folgt, ~~[illegible]~~
auch schon jetzt sagen, da in
jedem Augenblick eine unendliche Zeit abgelaufen ist

Meine Entzifferung (gleich
neuen Alphabets, welches
allen ~~gar~~ mit Notenzeichen voll-
kommen lesen lässt durch
Anwendung derselben ~~seiner~~ wenigen
Zeichen.) — giebt durch
Anwendung desselben
Gedankens die Auslegung-
zum neuen unveränderlich
Glauben gemäß [illegible] jeder ~~Menschen~~
zum Leiden des Lebens
u. zur Furcht vor dem
Tode, zum Genusse des
Lebensfrohen Menschen
u. zur Wonne der Re-
signation, zur Freude
am Schönen u. zur
Unfähigkeit der Menge
andrer ~~[illegible]~~ als während der

Lebens findet zu werden: Sie stützt alle Hoffnung in Zusammenhang u. Ueberein- stimmt, bringt Einheit u. Ordnung in ihr Inneres zu einem Ganzen zusammenfasst Und welche andere Bemühung als diese können wir philosophisches System haben? – Kann die Ansicht aus einem Begriff? oder ~~dann~~ bleibt dann alles unerklärt u. bleiben un- genommen Nothwendigkeit. Das gefundene Wort eines Räthsels bedarf nicht noch eines Beweises daß es das rechte sei; sondern dies zeigt sich eben dadurch daß alle Aussagen der

Räthsels zu ihm passen.
Man muß nur den Willen
u. die Fähigkeit haben
jede Aussage mit dem
Wort zu vergleichen:
beim Räthsel der Welt
ist aber Wille u. Fähig=
keit hiezu nur bei Wenigen
befindlich. Die gesehen durch
die Kritik der Vernunft
u. ~~früheren Sätze~~ [illegible] an der
~~[illegible]~~ eingewurzelten
Meinung.
Die wahre Philosophie wird sich
dadurch bewähren, daß die un=
zähligen Widersprüche, von denen
~~[illegible]~~ jede andere Weltansicht ~~[illegible]~~
~~[illegible]~~ voll ist, in ihrem Lichte
sich auflösen u. verschwinden,
hingegen Zusammenhang u. Ueberein=
stimmung überall zu finden sind

Beim Schachspiel ist der
Zweck (den Gegner matt zu machen)
willkürlich angenommen, die
Mittel dazu sind in breiter
Möglichkeit gegeben, die
Schwierigkeit ist offenbar,
u. je nachdem wir die Mittel
klüglich benützen, ~~wir~~ werden
wir zum Ziel kommen. Man
entriert das Spiel beliebig.
Ganz eben so ist es mit
dem Menschenleben, nur daß
man nicht beliebig sondern
gezwungen entriert, u. der
Zweck (Leben u. Dasein) uns zwar zu Zeiten
als ein willkürlich ange-
nommener erscheint, den
man auch allenfalls aufgeben
könnte, aber doch eigentl.
ein natürlicher ist, d. h. den
man nicht aufgeben kann
ohne seine eigene Natur aufzugeben.

Denken wir uns dasjenige
als das Werk fremder
Willkühr, so müßten wir
die ~~[illegible]~~ schlaue Schalkheit
des ~~Weltgeist~~ schaffenden
Geistes bewundern, der
es gelang, uns einen
momentanen u. nothwendig
jetzt bald bei Seite zu
legenden Zweck, dessen
Nichtigkeit sogar ~~[illegible]~~ unsrer
Reflexion deutlich wird ~~entdeckt~~, lieben
u. dasjenige, so angelegen
zu machen, daß wir,
mit größtem Ernst darauf
hinarbeitend, alle Kräfte
ins Spiel setzen, obwohl
wir wissen, daß sobald
die Partie zu Ende ist,
der Zweck für uns nichts

mehr existirt u. wir im 63
Ganzen nicht angeben
können! was nur den
Zweck so angelegen macht,
sondern die so beliebig
eingenommen scheint, als
der Zweck dem fremden
König Schach zu bieten,
jedoch wir immer wieder auf
die Mittel bedacht sehr Zweck
nicht weiter hinein zu
bauten: dies ist offenbar
dadurch erreicht daß außer
Erklärung bloß kräftig
ist nach Küsten u. deshalb
nicht nach Fernen zu sehe,
wenn wir uns, weil es einmal
nicht anders ist, ein für alle
mal gefunden haben.
(Goethe [illegible] p237) Wieland. M

Wenn, was wir klüglich u. weislich erdacht,
das Glück uns tückisch zu Schanden gemacht;
So ist das hart genug zu ertragen.
Aber tausend mal härter ist es zu sehen,
Wenn was das Glück uns ~~gelegt~~ erste
~~hat~~ zur Hand
Tölpisch zerschlug unser Unverstand.

Da im Menschen der Wille das Ursprüngliche u. Erste, die Vorstell. das hinzugekommene ist, so kann wohl nicht lange gezweifelt werden, welcher [illegible] ~~[illegible]~~ der vorgezogen wird, deren geistreiche Vorzüge sich auf seine Vorstell.[en] beziehen, oder der wohlgesinnten, rechtschaffenden, gefälligen, dessen Vorzüge sich u. vice versa [illegible] auf seinen Willen beziehen.

Wenn wir mit Schaudern an den Tod denken, ist der [illegible] wirksamste Trost, den man uns zu geben weiß, dieser, daß er doch das Gute hat, das Ende des Lebens zu seyn.

~~[illegible]~~

Rousseau sagt im Emile 2tes Buch p 159: il est dur de mourir; mais il est doux d'espérer qu'on ne vivra pas toujours.

Die ~~[illegible]~~ Besonnenheit [illegible] zeigt sich darin, daß der Maler die Natur, die er vor Augen hat, treu auf der Leinwand wiedergiebt, u. der Dichter die anschauliche Gegenwart im abstrakten Medium der Begriffe genau wiederholt [illegible]

[illegible]

66% Das Getast ist unter allen Sinnen der vielseitigste ~~gründlichste~~ u.) intensivste. Alle andern lehren uns nur eine ganz einseitige Eigenschaft der Objekte kennen, seinen Klang, seine Farbe, das Getast aber seine Glätte, Temperatur, Härte, Form, Größe u. Gewicht (kurz Beweglichkeit), u. weil sich die Muskel-Kraft hier zur Nerven-Kraft gesellt, auch seine Festigkeit u. Schwere u. das alles mit geringer Möglichkeit der Täuschung weil unmittelbare Berührung erforderlich ist.

Es ist ein gewaltiger Vorzug einer Philosophie, wenn ihre Wahrheiten alle unabhängig von einander gefunden sind, hinterher aber übereinstimmen u. einander erläutern. So ist sie reich u. hat breite Wurzeln auf dem Boden der anschaulichen Welt, aus dem alle Nahrung abstrakter Wahrheiten quillt. Wenn hingegen die Wahrheiten (einer Philosophie) eine aus der andern u. zuletzt aus einem ersten Satze abgeleitet sind, so muß sie arm seyn u. mager, da aus einem Satz nur soviel

67/ gefolgert werden kann als der eigentlichen enthält. Jeder ~~[illegible]~~ [illegible] denn ihre Gedanken haben an der Wahrheit einer Satzes. [illegible]

Wir müssen ~~[illegible]~~ [illegible] zu einem vollkommenen Verständniß der Beschaffenheit der Thiere gelangen können, da selbiges bloß durch Wahrnehmung einiger Eigenschaften der äußeren zu konstruieren ist: [illegible] die Thiere leiden auch weniger als wir, weil sie keine andern Schmerzen kennen als die welche der

Gegenwart in unmittelbar
Unbegreiflichkeit: die Gegenwart
ist ausdehnungslos; Zukunft
u. Vergangenheit, die zu
dieser beiden liegen, sind
unendlich u. enthalten
neben dem Wirklichen
noch das Mögliche.
U. beide die reine Gegenwart genießen
können. Bloß physische Übel:
das größte derselben
ist der Tod: dieser kann
aber vom Thiere nicht
empfunden werden,
weil es nicht mehr
ist sobald er eintritt.
Die Vergänglichkeit
ist das Loos der Thiere!

daß der Thurm sich eigentl. nicht für die schöne Baukunst eignet, hat seinen Grund vielleicht darin, daß Stütze u. Last hier nicht so rein geschieden sind wie bei Säule u. Gebälk, sondern ungetrennt gar in Eins verschmelzen; der Thurm ist überall Stütze u. Last. Das trifft freilich auch d. Obelisk u. die Pyramide, zum Theil selbst das Gewölbe.

F. Palazzo Riccardi
in Florenz (dem ehemalig
Pallast der Medici) ist, im
Bibliotheksaal ein Plafond
von Luca Giordano, der
die Albernheit gemalter
Allegorien belegt. Er
stellt dar, wie ~~die Schiff~~
die Wissenschaft den Intellect
aus den Banden der
Unwissenheit befreit.
Der Intellect ist ein
starker Mann von Banden
umwunden, die eben
abfallen: 2 ~~[illegible]~~
Nymphen halten ihm
die eine einen Spiegel,
die andere einen abgelösten
großen Flügel dar

Darüber sitzt die Wissenschaft
auf einer Kugel mit einer
Kugel in der Hand, neben
ihr die nackte Wahrheit.
Wer ~~könnte~~ wird ~~eine Dichtung~~ ein Bild fassen
~~verstehen~~ ohne die Auslegung
~~dieser~~ seiner Hieroglyphen? –

Kirchen u. Tempel in
allen Ländern, aus allen
Zeiten, in Pracht u. Grösse
zeugen vom metaphysischen
Bedürfniss der Menschen.

Indem die Natur die Zahl
der Weiber der der Männer
~~nur~~ ungef. gleich machte
u. dennoch den Weibern
doch eine nur halb so
lange Zeit hindurch die
Fähigkeit zur Zeugung

Geschlechtliche Tauglichkeit
abgeht, hat es wieder
an Masse derselben
voraus: es ist fähig
2 bis 3 tüchtige
Männer zu gleicher
Zeit zu befriedigen,
ohne zu leiden. In der
Monogamie braucht
es nur die Hälfte seiner
Fähigkeit u. befriedigt
nur die Hälfte seiner
Wünsche.
Soll nun das Verhältnis
nach bloßen physischen
Rücksichten [illegible] es gilt ein
physischer [illegible] dringende

das Weib nicht entweder
die Blüthe ihrer Jugend
einem schon verblühten
Manne opfern, oder nach=
her ausfinden daß sie
einem (recht) rüstigen Manne
kein tauglicher Gegenstand
mehr ist. Allen diesen
beiden [illegible] die vorgeschla=
gene Einrichtung ab; das
Menschengeschlecht würde
immer lebens froher. Man
dagegen zu sagen, es
schickt man seine Kinder
nicht keinen würden
Ort: das kann durch die
Aufsichtsanstalt u. andere Um=
stände, doch noch zu ent=
scheiden. auch jetzt ist es
nicht immer gewiß
2) Ein solches Verhältniß

zu denen giebt zu
Trunk u. Tabaksgenuß
Anlaß. – Antw: die finde
sich überall: man muß
sich scheiden lernen.
3) Wie ist es mit dem
Vermögen? – Antw: das
wird ganz anders einge-
richtet: unser Haltbar-
Communis sondern findet
nicht statt.
Ihm gesagt: die Natur
hat das Verhältniß
schlecht angelegt: man
wird es daher nie ohne
üble Umstände einrichten.

So wie es jetzt ist, streite
Pflicht u. Natur unab-
lässig. dem Manne ist
es unmöglich dem

Geschlechtstrieb von seinem Entstehen bis zu seinem Ende auch einen legale Art zu befriedigen so sei denn daß er ganz Mitwer würde. Dem Weib ist die Beschränktheit auf einen Mann, die kurze Zeit ihrer Blüthe u. Tauglichkeit hindurch, ein unnatürlicher Zustand. Sie soll für Einen bewahren was er nicht brauchen kann u. viele Andre von ihr begehren: u. sie soll selbst bei diesen Versagen entbehren. Man vermesse es!

Besonders da nach jetziger Lage, [illegible] die Zahl der zum Geschlecht tüchtigen Männer nur die Hälfte ist der dazu tauglichen Weiber, also [illegible] jedes Weib beständig Ansprüche findet, die sehen an selbst dessen [illegible] sobald ein Mann ihr nahe kommt.

Das Leben der großen u. vornehmen Welt ist wirklich nichts anders als ein anhaltender, verzweifelter Kampf gegen die Langeweile. Das Leben der niedern Volksklasse ist ein steter Kampf gegen die Noth. Der goldene Mittelstand!

Die katholische Religion ist eine Anweisung den Himmel zu erbetteln, welchen zu verdienen zu unbequem wäre. – die Pfaffen sind die Vermittler dieses Bettel-

---

Nichts ist so unerschöpflich u. so grausam wie der Neid: u. doch sind wir hauptsächlich bemüht Neid zu erregen! [illegible]

Düstere u. ängstliche ~~Melancholische~~ Naturen ~~mehr eingebildete, aber~~ weniger ~~wirkliche~~ Leiden erfahren als heitre u. sorglose: denn wer alles schwarz sieht u. immer das schlimmste befürchtet, wird sich nicht so oft verrechnet haben, als wer stets den Dingen heitere Farbe u. Aussicht leiht. [illegible]

Die Begreiflichkeiten liegen alle im Gebiet der Vorstellung: sie sind das Verhältniß einer Vorstellung mit der andern: die Unbegreiflichkeit tritt ein sobald man an das Gebiet des Willens stößt; d.h. sobald der Wille ~~unmittelbar~~ in die Vorstellung eintritt: Unmittelbar ~~ist~~ ist das der Fall sobald wir ein Glied rühren: das bleibt unbegreiflich. Ebenso jeder Bewegung, Vegetation, Krystallisation, jede Naturkraft: sie bleiben unbegreiflich: denn der Wille ist hier eine Verbindung.

die Sexualehre, videlicet Männerehre u. Weiberehre, ist ein wohlverstandener esprit de corps, der von den Leitenden beider Theile mit Aufopferung aufrecht gehalten wird. Weiberehre will daß kein unehelicher Beischlaf statt finde: denn nur so wird der Feind (die Männer) zur Kapitulation (Ehe) gezwungen: daher wird jeder uneheliche Beischlaf ~~dem Weibercorps~~ ~~als Verrath am [illegible]~~ ~~[illegible]~~ mit Ausstoßung aus dem Corps. [notirt zu Eudämonolog.]

Männerehre: will daß kein Ehebruch statt habe: denn nur so wird der Feind (die Weiber)

gezwungen die ~~[illegible]~~
verlangte Kapitulation
(Ehe) wenigstens zu halten:
daher wird Jeder, der
den Ehebruch seiner Frau ~~[illegible]~~
wissentlich duldet, als
Verräther bestraft durch
Belegung mit Schande.
~~[illegible]~~ So ist es erklär-
lich, wie ein fremder Ver-
brechen den Mann schändet
der darunter leidet. Daher
der Arzt seiner Ehe an
[illegible]
Kaldaunen: [illegible]
~~[illegible]~~ Erst man einem
Vortheil aus dem Wege, so
läuft man dem andern ent-
gegen: Ueberschätzt man die ~~[illegible]~~
Nationalgefühl einer Volks
so schafft man die andersartigen
aber so schlimmen einer andern
auf. Das Ideal entstehe nur aus
diesem Sinnentheil!

daß große Gelassenheit u.
Nüchternheit der Ansicht. Die
unsichtbare Welt rein u. lebhaft
aufzufassen u. mithin ursprünglich
zu denken u. zu dichten große
Abbruch thut, beruht auf
folgendem. – die Gelassenheit
besteht im willkürl. Vergegen-
wärtigen des früher Erkannten
u. das Gedächtniß ist d. Wahr-
ungskraft des Intellekts; sein
Dienst besteht im Zuwenden
dem Willen. Wenn nun die
Vergegenwärtig. der Vorstellung
vom Willen u. von Innen
aus geleistet werden soll,
so ist dies nur möglich durch
ein Verhältnißzugewöhnen des-
selben vom äußeren Eindrück
ein Abhalten von diesen
eine Unempfindlichkeit
gegen seine eindringende

Gewalt. Also je mehr 83
der Gang der Vorstellungen
von Innen gelenkt werden
soll, desto mehr verschließt
er sich dem äußern Eindruck,
die reine Objectivität, u.
die frische Ct. lebhafter
ausführliche Eindrücke
[illegible] aller Welt geht
[illegible] ren, mit ihr die
Kraft originaler Gedanken
u. Dichtungen [illegible] u. [illegible]

Was Wohl [illegible]
[illegible] wird nicht gut ge-
macht, u. was gemacht
wird hat keinen
Werth.

die Heiterkeit u. der
Lebensmuth unserer Jugend
rührt großen Theils daher,
daß wir im Aufsteigen
den Tod nicht sehen,
weil ihn der Gipfel
verbirgt. Sind wir
aber über den Gipfel
hinaus, dann werden
wir des Todes, den wir
bisher nur vom Hörensagen
kannten, ansichtig: der
Lebensmuth erstarrt,
die Kraft ermattet
u. ein finsterer Ernst
drückt sich im Gesichte

Dem Theismus zufolge
~~ist~~ diese Welt ~~als~~ in
einem Zustande (d.h. als
~~[illegible]~~ Vorstellung) da, [illegible] sie
~~in der [illegible]~~ wirklich wird.
Ich aber sage ihr ganzes
Dasein ist auch jetzt
bloß in einem Zustande
u. dieser ist der erste, in
dem sie da ist. Dieser
Zustand ist der ursprüngliche
u. der aller entkommenden
Wesen.
Es ist die grundunrichtige
Beschaffenheit aller Dinge
welche den Theismus zu
~~[illegible]~~ (hier [illegible])
zu dieser Verfassung u. bewegt,
indem er sie dadurch zu

erklären meint: ich aber sage die Zweckmäßigkeit ist eine Verstandesansicht, die erst entsteht indem die Welt Vorstellung wird. Nicht, wenn die Welt zweckmäßig sein soll, müßte sie als Vorstellung vorhanden sein, ehe sie war: sondern wenn die Welt Vorstellung sein soll, so muß sie sich als eine zweckmäßige darstellen. (Welt …

Das Leben, in der Regel, ist ein steter Kampf gegen die Noth: Jeder sucht nur durchzukommen u. dürftig zu leben, scampare,

u. zahlt daher das Leben
ab, wie einen Frohndienst,
den er schuldig war. Wer
hat aber diese Schuld
kontrahiert? – Sein
Erzeuger, im Genuß
der Wollust. – Wie
ungerecht, wenn Er
u. der Erzeuger wirklich
2 verschiedene Wesen
wären! – Sie sind es
nicht u. darin liegt d.
ewige Gerechtigkeit.

Ein Leib u. ein Egoismus
sind Eins: ist letzterer weg,
so ist ersterer eigentlich
schon nicht mehr da. Folgen=
des ist die Erläuterung hiezu.

Vermöge unseres Egoismus
u. des Sklavendienstes der
Erkenntniß gegen ihn
[illegible]
ist das Erste was wir
wahrnehmen, nicht die
Beschaffenheit der Dinge durch
ihr Verhältniß zu ein-
ander; sondern ihr Verhält-
niß zu unserm Willen:
d. h. unsre Erkenntniß zieht
nicht sowohl Linien von
einem Dinge zum andern
u. sofort, wodurch eine
bloßer planimetrischer
Abriß entstünde, als
vielmehr Linien von allen
Dingen zum Eigenen
Willen, wodurch ein

Kügel mit vielen Nadeln entsteht, dieser Centrum des eignen Willens, der Eigenwille ist: er ist das Centrum des [illegible] wir durch u. in dieses hinein besteht: oder eigentlich u. ohne Bild, der ängstliche Antheil am eignen Sich ist das Vermittelnde aller Erkenntniß der Dinge. Der Wille [illegible] an sich ist noch kein Selbst sondern erst indem Erkenntniß dem Willen beigegeben ist, entsteht ein Selbst: also eigentlich ein Scheinen auf dem Gebiet der Erkenntniß: es ist ein Centrum

verleiht das Schuldbewußtheit
gegeben wird durch ein
von ihr Verschiedenes,
den Müller, u. daß ihr
entschieden fremd wäre.
aber ohne die Schuldbewußtheit
wäre auch kein Unterschied
derselben da, also auch
kein Ich. Also entsteht
das Ich erst durch den
Namen von Müller u. Schuldbewu-
ßt: u. zwar durch Ver-
bot des Namens, daß der
Müller die Schuldbewußtheit be-
herrscht, indem er ihr
einen ängstlichen Aufschluß
an einem bestimmten
Punkt aufdrängt, der ihr

aufstanden so gleichgültig
wie jeder andere Punkt wäre
indem aber die Erkenntniß
genöthigt wird von jedem
ihrer Objekte (Stelle) auf diesen
Punkt zurückzugehen, so
wird er das Centrum
ihrer Horizonte, ~~dieser~~
~~das erst da~~ oder eines
~~Kreises~~ Kugel der erst durch
diesen Proceß entsteht.
So ein Centrum eines
willkürlich gezeichneten
~~Kreises~~ Kugel in der Erkenntniß
oder in der Vorstellung
(in der allein die objektive
Welt vorhanden ist) heißt
ein ~~Ich~~, welches

~~aber wir [illegible]~~ u. ihre
Verhältnisse zu einander:
aber wir können auch, sie
alle auf uns zu beziehen:
die [illegible] ihr
[illegible] es ist kein
Egoismus u. es ist auch
kein Ich mehr da: bloss
ein schimmernder Schatten
desselben erscheint dann
u. wenn durch das Fort-
bestehen des Leibes in der
Zeit. — Also diese Aufhebung
des Egoismus können wir
nicht bloss auch an dem Leben
zu hängen u. es äußerlich
zu bewahren, nein, wir
können eigentlich schon auch
dazu sagen: die Wände des Ich
oder das Ich, ist abgenommen.

~~die Wirklichkeit~~ Die Substantialität ist noch da, aber ohne Accidenzen, also ohne Kausalform: d. h. die Außenwelt ist noch da; aber ohne Zeit. ~~[illegible]~~ Dies ist sehr schwer zu fassen u. noch schwerer auszudrücken: ich müßte weitläufig seyn u. werde es höchstens weil nicht [illegible] seyn — ~~[illegible]~~ zu setzen (?). Summa: Wie in der klaren homogenen Masse einer Auflösung eines Salzes, ~~[illegible]~~ sich Centra der Krystallisation bilden von denen Strahlen nach allen Seiten schießen: so in der indifferenten

u. grenzenlosen Welt objektiver Vorstell. bilden sich Centra des Bewusstseins u. der individuellen u. s. [illegible] Vorstell.: jede derselben ist ein Ich, entstanden durch das Bewusstseins ~~[illegible]~~ [illegible]

[illegible] Wenn Herrschsucht herrschte, wäre er [illegible] sein Haus gebaut zu haben, u. [illegible] bedürfte [illegible] keines Schutzes als des [illegible] Eigenthums [illegible]. Aber weil [illegible] an der [illegible] ist, so verlangt man daß er, wer das Haus gebaut, auch im Stande sei es zu schützen; [illegible] ist sein Recht [illegible] u. der [illegible] [illegible] [illegible]

Der Hauptzug im Nationalcharakter der Italiäner ist vollkommne Unverschämtheit. Diese besteht darin, daß man einerseits sich für nichts zu schlecht hält, also anmaaßend u. frech ist; andrerseits sich für nichts zu gut hält, also niederträchtig ist. Wer hingegen Scham hat, ist für einige Dinge zu blöde, für andre zu stolz. Der Italiäner ist weder das eine noch das andre, sondern nach Umständen allenfalls furchtsam oder hochfahrend.

Vide 42 M

Trient. 14 Mai 1823.

Der Wille im Menschen hat genau denselben Zweck wie der Wille im Thier: sich nähren u. Kinder zeugen. Aber nun welch einen complicirten u. künstlichen Organismus dazu hat der Mensch!

mehr Künstlichkeit unter
zum selben Zweck, einfachere
Entwickelt, Ueberlegung,
u. feine Abstraktion, die
selbst bei den täglichen
Verhandlungen des ge-
meinen Lebens in An-
wendung gebracht werden.
Und das wird nur
eben dargestellt bezeichnet
u. vermischt, wie vom Thier.
Es ist wie wenn dieselbe
Masse ein Mal in einem
irdenen Gefäß, ein ander
Mal im künstlichst ge-
arbeiteten Becher gereicht
wird es bleibt dieselbe
Masse: wie die Darstellung

dieselbe bleibt; der Griff
mag Gold oder Messing
seyn. [illegible]

Ein Simile hat seine
Macht dadurch, daß
(im Verhältniß liegt)
man ich nur einen
einzelnen Fall erlebe
– ich ~~[illegible]~~ bloß eine
~~[illegible]~~ individuelle
also bloß menschliche
~~[illegible]~~ Erkenntniß habe:
indem ich aber in
2 ganz verschiedenen
Fällen dasselbe Ver-
hältniß, so habe ich
mir Begriff der Art
dieser Verhältnisse,
also ein ursprünglich tiefes

u. vollkommen ... folgt.
... p. 114.

Geschmacklose Kunstwerke entstehn, indem diejenigen, welche den Zweck der Kunst gar nie erkannt haben, die Mittel derselben in Händen haben u. nun gedankenlos damit spielen: die augenfälligsten Beispiele giebt die Baukunst

---

Wenn der Wille zum Leben sich bloß darstellte als Trieb zur Selbsterhaltung, so würde dieses besagen, daß er bloß das Leben die individuelle Erscheinung u. die kurze spanne Zeit ihrer natürlichen Dauer bejaht:

weil hingegen der Wille
zum Leben das Leben
schlechthin u. eine end-
lose Zeit hindurch will;
so stellt er sich zugleich
als Geschlechtstrieb dar.
Hieraus ist die Wichtig-
keit u. Heftigkeit
dieses Triebes zu er-
messen.

Lachen bezeichnet In-
kongruenz des Anschaulichen
u. des Gedachten: natürlich
behält ~~hat~~ das Anschauliche
zuletzt Recht: weil es
sich selbst vertritt, das
Gedachte hingegen nur
durch die Begriffe auf

genug existirt: also Kant, so oft gelangt wird eine gewisse Unzulänglichkeit der Vernunft an den Tag. Sollte die Fröhlichkeit, welche in jedes Lachen mit eingeht, nicht daher rühren, daß wir uns freuen, die Vernunft der Unzulänglichkeit schuldig zu finden, sie die alte ~~[illegible]~~ (Vormünderin, tüchtig[?]) ~~Antt~~ strenge) Wirtschafterin schweren Sorgen, bitteren Reuen, Galle u. Qual unseres Lebens in ihren Wagschalen uns nachtrage[?]

Entschuldigt[?] cont. in p. 86.

Erscheinung [illegible]

Die gänzliche Verschiedenheit des Realen u. Idealen darzuthun war der Haupt-gedanke der Kantischen Phil. u. dieselbe hatte auch schon Locke in niedrigerem Grade beabsichtigt u. erreicht.

Das Ideale ist das anschauliche Bild ~~Raum~~ das sich im Raum darstellt. Das Reale ist das Ding an, in u. für sich.

Locke sagte daß alles was an jenem Bilde Farbe, Klang, Glätte, Rauhe, Härte, Weiche, Wärme, bloß ideal sei (subjective Qualität)

den Dinge an sich auf
zu kommen, also nicht
real sei: die Reali-
tät bloß Bündigkeit u.
Solidität. (primär. Qualit.)
Kant zeigte daß auch
letztere ~~sinnlich~~ wären,
u. daß das Reale etwas
vom Anschaulichen total
ganz verschiedenes
seyn müßte, indem es
weder Ausdehnung noch
Dauer besitzen, ~~Bewegung~~ noch
nicht [illegible] noch Ruhe
sei.

Was er nicht in innerlicher
Klarheit darstellt
mit dem System der
absoluten Identität des
Realen u. Idealen aufzu-
stellen u. vollendet zu

Nun da fällt das [illegible] 105
über stehen u. fragen[illegible]
ob dieser Kreaturen
Leben ~~und~~ ohne Kraft-Ver-
schwendung vor sich gehen
kann, u. ob eine
Kraftverschwendung sich
ohne Willen denken läßt.
Wille u. der Natur

Die Naturphilosophen haben
die Frage der Causalität [illegible]
abgefaßt, [illegible] haben zur
innersten Überzeugung u.
~~daß der~~ die sie gar nicht
einmal in Frage ziehen,
diese, daß der letzte Zweck
u. das Ziel aller Philoso-
phie sei — Erkenntniß
Gottes; während er

nichts andres ist als Erkenntniß seiner eigenen Selbst; wie sie schon hätten am Tempel zu Delphi lesen, oder wenigstens von Kant lernen können: aber der hat eigentlich so wenig Einfluß auf sie als ob er 100 Jahr nach ihnen lebte.

"Religionsphilosophie" ist das modische Wort für "natürliche Religion". Es giebt aber keine natürliche Religion; sondern sie sind alle Kunstprodukte.

~~Von~~ Dem Menschen vom gewöhnlichen Intellekt scheint sich die Daseyn der Welt u. jedes Wesens darin ganz von selbst zu verstehn u. nicht sie daher zu [illegible] Verwundern auf. ~~[illegible]~~ Je schwächer der Intellekt im Menschen ist, desto natürlicher erscheint ihm das Daseyn der Dinge, desto weniger hat er irgend etwas Räthselhaftes für ihn: aber weil sein Intellekt nur dem Willen dient u. daher mit der Welt u. Natur eng verbunden ist, als ihr integrirender Theil u. selbst davon entfernt ist

vom Ganzen der Dinge
gleichsam ablösend; ~~dem auf~~
~~[illegible]~~
~~zu~~ demselben gegenüber zu
treten u. ~~[illegible]~~ so ein-
mal rein für sich betrachten
die Welt rein objectiv zu
erfassen. Dies zu thun
ist philosophische Richtung
u. geniale Kraft erfordert
u. ist seltenes Vermögen.
Dieser objectiven Auffassung
~~wird es selbst~~ drängt sich
sich sogleich auf, daß die
Welt u. die Dinge in ihr
keineswegs den Zweck
ihres Daseins in sich
tragen u. sich daraus selbst
erklärten, sondern

daß zwar jede äußere
Ausstrahlung (u. [illegible]) seines Wesens
keinen Zweck aufweisen
kann, das Wesen selbst
aber, mit seinem ganzen
Dasein, als zwecklos
erscheint u. eben so die Ge-
samtheit der Dinge mit
allen ihren Treiben
sich Kundgebungen von selbst-
erklärt u. man statt
in teleologischen Betrachtungen
die Art (Mittel u.) ihres Daseins zu
bewundern viel mehr
Ursache hat sich über ihr
Dasein (selbst) zu verwundern

Ein Optimist heißt mich die Augen öffnen u. sehe wie schön d. Welt ist an Bergen Pflanzen, Luft, Thiere u. s. f. — Diese Dinge sind freilich schön zu sehen; aber zu sein ist ganz etwas anderes. Ist denn die Welt ein Guckkasten?

~~Die Luft~~ die Ferne, welche dem Auge die ~~Dinge~~ Gegenstände verkleinert, vergrößert für dein Gedanken

---

Der Bar: v. Halberg hat einem Kirschbaum (durch einen Zufall veranlaßt) das Mark ausgeschnitten u. den Baum wieder zugebunden: dieser trug nun dann an Kirschen ohne Kern. Ist das Experiment bekannt? [illegible] Knobelsdorf

Die Kunst des Malers, sofern er den Schein der Wirklichkeit vollkommen hervorbringt, besteht zu allerletzt darin, daß er das was beim Sehn Empfindung ist, also eigentlich die allein gegebene Wirklichkeit, trennt von ihrer Ursache, d.h. den Objekten, [illegible] das der Verstand erkennt, die ganz bloße Wirkung hervorzurufen [illegible], sodann [illegible] eine ihr völlig gleiche hervorbringt durch eine ganz andre Ursache nämlich die aufgetragenen Farben [illegible]

d. h. die, welche sich auf
~~[illegible]~~ Redlichkeit der
Gesinnung d. h. b. gründen;
später sieht man daß
es die verkehrten sind,
d. h. die, welche sich auf
irgend eine Erkenntnis
gründen. Die Mehrzahl
der Menschen hat gar
keinen Begriff von andern
Verhältnissen, jeder
meint [illegible] nach
der Kälte die ihm die
Konvention entstellt
hat: was er als Mensch
ist, kaum später zur
Erkenntnis.

D: die Tugend sei lehrbar ist Ph.: Plato in Menone. — Seneca de Otio cap: cap: 31

1147 Gleichnisse haben einen unschätzbaren Werth: sie führen ein unbekanntes Verhältniß auf ein bekanntes zurück.
Eigentlich beruht alle Begriffsbildung zuletzt auf Gleichnissen.
p. 98.

Was dem gereiften Manne die Erfahrung seines Lebens beigebracht hat u. wodurch er die Welt anders sieht als der Jüngling u. Knabe läßt sich zurückführen auf Unbefangenheit. Er sieht die Dinge jetzt ganz einfach u. nimmt sie für das was sie sind

während den Knaben
u. Jünglingen ein Zerrbild
aus Vorurtheilen, Grillen,
Phantasien die wahre
Welt bedeckte, oder
verzerrt sehen ließ.
Man wird also durch Er-
fahrung die Hauptfrage
los: den Knaben u. Jüng-
ling vor falschen zu schützen
wäre die beste Erziehung
also eine negative. Sie
ist dadurch auszuführen
daß man des Kindes
Sphäre sehr enge hält,
u. sie nur dann um ein
Weniges erweitert, wenn
er alles darin gelegene
richtig erkannt hat; u. so fort.
Keine Romane lesen lassen! – Aber Reisebeschreibungen,
Biographien, [illegible] unterhalten.

Zwischen Männern ist von Natur bloß Gleichgültigkeit, aber zwischen Weibern ist schon von Natur Feindschaft: daher treten sich 2 unbekannte Weiber zum ersten Male entgegen mit viel mehr Gezwungenheit u. Verstellung als 2 Männer. daher ist das Komplimentiren zwischen 2 Weibern viel lächerlicher als zwischen Männern.

~~[illegible]~~

Daher daß die Weiber, [illegible] sich begegnen auf der Straße einander ansehn wie Guelfen u. Ghibellinen [illegible]

Man verlebt seine schönen Tage, ohne sie zu bemerken
erst wenn die schlimmen kommen
wünscht man jene wieder zurück

Cardanus de vita propria
cap: 3: Mater mea fuit
memoria & ingenio pollens.

Tausend heitere ungenossene
Augenblicke lassen wir, mit
verdrießlichem Gesicht, unge-
nossen an uns vorüberziehen;
aber wenn die schlimmen
Stunden gekommen sind, dann
blicken wir mit unsäglicher Sehnsucht nach
jenen zurück.

N.B. [illegible] [illegible] 116.

116) Der Stil ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher als die des Leibes.

Fremden Stil nachahmen heißt eine Maske tragen: wäre sie auch noch so schön, so wird sie durch das Leblose bald insipid u. unerträglich: das häßlichste lebendige Gesicht ist besser. #

Affektation im Stil ist Gesichterschneiden.

Die Sprache in der man schreibt ist Nationalphysiognomie; [illegible] [Adv. 221] läßt ... [illegible] größte ursprüngliche [illegible]

[illegible]

distinguirt, von der Griechischen zur Karaibischen.

Wie bei Engländern u. Franzosen, wegen Armuth ihrer Sprachen, das Wort Idee einen ungleich weitern Begriff bezeichnet als im Deutschen, nämlich alles was nur irgend Vorstellung ist; so ist es gerade auch mit dem Wort passion, welches keineswegs allemal dem Deutschen Leidenschaft entspricht: vielmehr bezeichnen sie damit jede Erregung des Willens, selbst die [illegible] ganz gemäßigsten od. schwächsten; Leidenschaft bedeutet die heftigste dauernde Neigung u. Richtung des Willens. Wunderbar daß beide Worte von der Passivität des Willens gegen die Gewalt der Motive genommen sind. [illegible] findet man [illegible] Sprachen kein [illegible] Neigungen. Vide Tab. [illegible]

Pugillarium enim usum fuisse etiam ante Trojana tempora, invenimus apud Homerum.

Plin: hist: nat: lib: 13, c. 11.

Gastein, Mai 1824.

In Arkadien geboren sind wir alle, d. h. wir ~~wir~~ treten in die Welt voll Anspruch auf Glück u. Genuss, u. bewahren die thörichte Hoffnung solche durchzusetzen, bis das Schicksal uns anfasst u. uns zeigt daß nichts unser ist, sondern alles [illegible] ist [illegible] und [illegible] Recht hat uns nur auf allen unsern

welche man den Beifall der Menge u. folgl. Geld verschafft. [illegible]

Der Tod des Sokrates u. die Kreuzigung Christi gehören zu den großen Karakterzügen der Menschheit.

Préface.

Eine spätere Zeit wird einsehen, warum ich die gegenwärtige [illegible] in einem Ueberblick auf die vorliegenden Schriften der [illegible] aufmerksam zu machen suche. Wenn die Zeitgenossen einen [illegible] gehörigen [illegible] wären es überflüssig

sie allein entgeht der sonst alles zerstörenden Gewalt der Zeit: sie beharrt. Wahrheit ist Beständigkeit. Alle Dinge gehen aus ihr hervor: also Zeus ist Vater der Götter u. Menschen.

Also wäre die Lehre der Göttersysteme eine Allegorie der ersten metaphysischen Principien.

So kann man vielleicht jedem System der Mythologie als solchem Allegorie unterlegen.

"Das Ding an sich erkennen — ist ein Widerspruch weil alle Erkenntniß Vorstellung ist.
Ding an sich aber bedeutet: das, was nicht Vorstellung ist.

Mannheim.

daran zu überschreiten ist, wenn die Leute trotz ihre Leiden u. Kummer möglichst zu verbergen, u. ein zufriedenes Wesen aufzusetzen. Sie befürchten, daß von einem solchen Leiden auf Schuld im Allgemeinen geschlossen wird.

Wie die Pflanze 2 Pole hat, Wurzel u. Krone, davon jene im finstern, feuchten, Kalten, diese im hellen, trockenen, Warmen steht, u. einen Indifferenzpunkt beider Pole, (den Wurzelstock) [illegible] zusammen [illegible] laut am Boden, [illegible] die Wurzel aber doch eigentlich

Die Hauptsache ist, daß der wesentliche, ursprüngliche, keimende, jedenfalls nicht selbständige Natur, dem Zerstör. u. der Krone nach sich zieht; die Krone hingegen das Selbständige, Entsprossene, Vergehende ohne daß die Wurzel stirbt; so zerfällt das Wesen des Menschen in Wille u. Vorstell., jene ist die Wurzel, diese die Krone u. der Indifferenzpunkt, der beide zu Einem macht u. beiden angehört, das Ich. durch diesen Indifferenzpunkt Ich sind beide verbunden u. die Vorgänge des einen Theiles sich dem andern mit: die Vorstellungen als

Motiven bewegen den Willen, u.
auf seine Bewegung theilt sich der
Erkenntniß mit u. trübt sie,
läßt sie sehr bald von [illegible]
Wille, bald vor er fürchtet,
u. hindert sie an reiner Wahr-
nehmung der Objektiven. Der
Erkenntniß an sich u. dem Ich,
sofern es ihr Einheitspunkt
ist, alle ihre Vorstellungen einem
Bewußtseyn angehörig macht,
diesem Ich der bloßen Erkennt-
niß: ist alles Leiden fremd,
alles ist ihm gleichgültig: denn
weil nur der ~~Wille~~ u. Beziehung
auf den Willen ein Interesse, ein
Verziehen u. Verwerfen, Wünschen
u. Fürchten macht; ist dem Ich
der Erkenntniß, das ein Subjekt
abgesondert, eines wie das andere
ohne weiteren Theilnehmen; ist
bloß der Zuschauer, ~~der~~ Spectateur
qui s'amuse (spectaculum) videt.

Wahrheiten. Der Mensch muß,
seinem eigenen Vortheil, aller
bis möglichst auf seiner er-
kennenden Seite halten,
den Erkenntnißprozeß verwalten
[illegible] den Bedürfnissen gemäß u.
sich die Moral der Klarheit
u. erfüllt zuletzt die Erkenntniß
[illegible] der Objekte u. seine Er-
[illegible]gungen auf den Willen
[illegible] u. leiten, daraus er
seine Entscheidungen richtiger
[illegible] können u. das
[illegible] ein für alle Mal über
[illegible]ist, wenn er wirklich der ist,
[illegible] Spielweise u. nicht
[illegible] auf bloß [illegible]
Charakter.
Das Selbstbewußtsein in der neuesten
deutschen Philosophie ist als auf-
[illegible] u. das nur analytisch wird.

sondern für untheilbar gilt)
ist also jener oben bezeichnete
Indiv. Kernpunkt. Er ge-
hört nicht dem Willen-
an sich an, also nicht dem
Ding an sich, sondern nur
dem Willen sofern er in
erkennenden Individuen er-
scheint. Da die ganze Welt
der Vorstellung, die objektive
Welt, bloße Erscheinung, Phäno-
men ist, so ist auch das
Ich bloßes Phänomen, ist
daher endlich, u. wird durch
den Tod zerstört. Er ist
der Vereinigungspunkt des
Wesens an sich mit der Er-
scheinung: als untheilbarer
Punkt gehört er der Er-
kenntniß u. dem Willen

auf gleiche Weise an, d. h.
und kennt sich das Wunder
κατ' ἐξοχήν, daß das Wollende
u. Erkennende Subjekt Eins sind.
Selbigkeit – Wunder – Aber
dieses hat, daß der Wille, das
Ding an sich, Vorstellung wird,
und ist die Objektivation
des Willens. Die Vorstellung
erfordert ein Subjekt der
Erkenntniß [illegible] als Anfangsgrund
aller Erscheinungen. Diese kann
nur im Ding an sich
vorliegen (denn die Erscheinung
ist was nicht das) also im
Willen. Da also, was dem
Willen die Erkenntniß
sich gegenüberstellt, muß
es ein Punkt, der beiden
gemeinsam ist, ein Sub-
Selbigkeit ist nur zum Schein.

die Erscheinung da, also
bloß Erscheinung. Mit der
Erscheinung hört er auf,
der Wille aber bleibt,
denn als Ding an sich be-
darf er keiner Zeit: er
~~nicht~~ entsteht bloß — wo
die Erscheinung eintritt. Der
Ich ist als Bedingung der Vor-
stellung nothwendig erkennend.
nothwendig wollend ist er
weil er ~~sich~~ als Erscheinung
doch aus dem Ding an sich
~~hinzutreten~~ hervorgegangen seyn muß, dieses
aber ganz allein der Wille
ist. Daher ist jeder Ich we-
sentlich wollend u. erkennend.
Der Wille als Ding an sich kann
ohne Erkenntniß, also ohne
Ich seyn: die Erkenntniß
kann nie ohne Ich seyn,

weil sie als blosse Phä-
nomena, einen Sinn haben
muss der aus den Dinge
u. sich dem Willen entgegen-
setzen, [illegible] ist ein Ich.
Man hat in diesen Tagen von
einem Logischen Ich geredet.
Was das heisst weiss ich nicht.
Die Logik hat es mit den
Begriffen u. ~~deren~~ deren Ver-
bindungen zu tun, ist also
eine rein objektive Wissen-
schaft, in der kein Ich
~~oder~~ vorkommt. Vielleicht
meinte man das erkennende
Ich, das Ich bloss von seiner
erkennenden Seite betrachtet.

Bild: ein Kegel, mit der Spitze auf einem
Spiegel stehend. [illegible] diese reale Kegel ist das Ding
an sich, der Wille, sein Bild im Wasser die Welt
der Vorstellung, der Punkt, den die Spitze [illegible]
[illegible] u. der [illegible] Kegels gemein haben
ist das Ich. Vide [illegible]

Dresden. Préface z. 1824. (Englische Uebersetzung Hume's) Sollte
man mag es auf den ersten
Blick übel nehmen daß ich eine
veraltete gegenwärtig gänzlich Schrift
hier vorgelegt, da selbige
auf einem Gipfel steht von
welchem es nicht nur auf
die damals berühmten
französischen Philosophen Helvetius,
D'Alembert, Diderot, Voltaire, Rousseau
herabsieht mit bitterlicher
Geringschätzung, sondern auch
als auf ~~unredlich~~ oberflächlich u. unredlich
raisonnirende, sondern auch
die Erfinder der neueren
Jahrhunderts, nicht viel
höher aufsteigt.

Auch ist nicht zu gewärtigen
daß Kants Werk bis nach der
Kritik überhoben hätte seine
~~Zweifel~~ gegen die natürliche
Religion u. seine frühzeitigen
Zweifel u. Argument

Zweifelt ein Anderer an einem und zwar ganz ~~vergangenen~~ (als vergangen) ~~vom~~ persönlichen factum ~~in~~ ~~Zeugen~~, ohne jedoch irgend einen Zweifel an meiner Ehrlichkeit dabei zu haben, so hält er es nicht für ~~wahrhaftig~~ unverfälscht.

~~Jede~~ Man wird zugeben, daß ein Wahnsinniger allenfalls ~~vernünftige~~ Einfälle, geschickte Gedanken, ja ~~selbst~~ haben, ja richtige Urtheile von sich geben kann: Aber kein Zeugniß über ein vergangenes factum wird ein Glaubwürdigkeit haben. Der Wahnsinn ist (also) nichts anderes als der zerrissene Faden der gleichmäßig fortlaufenden Erinnerung, welcher, aber so lange er ganz ist, eben die Gesundheit des Geistes ausmacht.

Menschl. Dunkelheit

Mit Klagen über die Dunkelheit in der wir dahin leben, daß wir den Zusammenhang der Dinge im Ganzen u. besonders unsere eigenen mit dem des Ganzen nicht erkennen daß unser Leben kurz u. eng.

Einbrüchen u. d. Entgegen-
setzung eines ~~Ueber~~ Natürlichen u.
Uebernatürlichen spricht schon
die dunkle Erkenntniß aus, daß
die Erfahrung mit ihrer Gesetz-
mäßigkeit bloße Erscheinung sei,
hinter welcher ein Ding an sich steckt
das ihre Gesetze jeden Augenblick
ändern könnte ???
Philosophie ist eigentlich das Bestreben
durch die Vorstellung hindurch das zu
erkennen, was nicht Vorstellung ist,
u. doch auch in uns selbst zu finden
sein muß, sonst wir bloße
Vorstellung wären.

Vergl. Ann: 34.
Die Geselligkeit ist ein geistiges
Erwärmen der Menschen an an-
dern, wenn gleich dem Kör-
perlichen welches sie in großer
Kälte durch Zusammendrängen
hervorbringen. Je mehr geistige
Wärme Einer hat desto weniger
bedarf er der Geselligkeit, daher mit
der Zeit zu wenn der Geist abnimmt

148) Nachtrag zu No 57

Es widerspricht dem Leibnitz-ischen Optimismus das au-genfällige Elend des Daseyns. Die Lehre der Weltschöpfung daß der Mensch nicht ~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~ das Werk seines eigenen, sondern eines fremden Willens sei, ist unvereinbar mit der unbe-zweifelten moralischen Zu-rechnungsfähigkeit des Menschen: denn er handelt nachdem er ist: u. hat er sein essentia u. existentia von einem Andern, so fällt auf ~~[illegible]~~ diesen die Schuld seiner Vergehen u. seiner Schlechtigkeit zurück.

Dies ~~[illegible]~~ heißt, daß die Mensch
nur nichts geschichtlich[ti]ges
im Widerspruch ist der
Menschen daß er in Wahrheit
sei: ~~[illegible]~~ (d. h.) und
die nur einen absoluten Anfang
nennen, wird auch ein absolutes
Ende erreichen.

Ay de mi! un anno felice
Parece un soplo ligero;
Però sin dicha un instante
Es un siglo de tormento.

Hélas! — une année de plaisir
passe comme un vent leger;
mais un moment de malheur
est un siècle de tourment.

Le Baron de Schomberg - Gervasi
de Manheim.

Schultheß, evangelisch-theologische Forschungen 3ten Bandes 2tes Heft enthält: die Urkunden aller ächten Theosophie, Christologie u. Mystik, — wörtlich aus den Quellen .. 1824. (20g)

Durand, précis des leçons d'architecture. Paris 1819. 40 fr:

Aristoteles de somno & vig; de insomniis & de divinatione per somnum ed: Becker: 1824. 16 gr

[illegible] Metaphysik [illegible] 1823. 16 g.

Naumann über d. [illegible] des Rheins. 1825.

~~[illegible]~~ que sont des [illegible] des Vedams.

Aristoteles de Rep: ed: Göttling

Oeuvres de Don Barthélemy de las Casas trad: de l'Espag: Paris 1822. 2 Vol. (contient la relation des cruautés commises par les Espagnols conquérants de l'Amérique.

Alexandre de Humboldt essai géognostique sur le gisement des roches dans les 2 hémisphères 1823.

[illegible], vraie théorie de la musique. Paris [illegible]

Erman Abhdlg. üb. [illegible] [illegible] [illegible] 1824

Klein [illegible] 1824

Vier [illegible] [illegible] 1824 [illegible]

Florenz; v. Schüssler. – 2 Capt:
Deacon. — Capt: Drewitt. —
Capt: M'pherson: — Massini –
Major Agnew — Dottore del
Pesce. – Lord & Lady Weymouth,
Miss Robins — Lord Dillon. –
Conte Rasponi di Ravenna. –
Benedetti di Faenza. – An-
gelo Ruffiai di Torrino. –
Marchese Giugni. – Baron
Würzburg. – Baron Riesch-
hofen aus Schlesien. – Mahler
Schmidt aus Dresden. —
Bartholomé di ~~An~~ Marca
d'Ancona. — Marchesina
Bartholomé. — Fräulein
Inghirami mit Familie —
Baron Falberg. Mr Mure. —
Captn Hudgson. — Cap: Con-roy.
Mr Walker. — (Chiesa pubblica)

Kibby & Spence Introduction to Entomology. Lond: 1822. 2 Vol. 8 (über d. Leben der Insekten überhaupt.)

Encyclopaedia Londinensis or an universal Dictionary of arts, science & literature, 1812, enthält in den 4 Artikeln: Immanuel Kant, Logic, Metaphysics, & Moral philosophy eine im Ganzen etwa 125 große Quartseiten umfassende ziemlich richtige Darstellg. der Kantischen Philosophie für Engländer. Sie ist von Wirgman dem Schüler des verstorbenen Nitsch, welcher der Apostel der Kantische Phil. in England war. —

Lord Darker vorher Mr Brand war 12 Jahr in Deutschland u. studirte Kantische Philos. — wie mir Lord Dillon sagt. —

J. Braniss, die Logik in ihrem Verhältniß zur Phil: geschichtl. betrachtet, gekrönte Preisschr: 823

Mone, Gesch: d. Heidenthums im nördl. Europa 1822.

Wiessner, d. Muhamedanismus, Gesch: u. Lehre der Islamiten nach d. Koran u. s. w. ~~1823~~.

Wannowski, Immanuel Kant, ein Gedächtnißfeier. 1823.

Fr. C. W. Naumann, üb. d. Grenzen zwischen Phil. u. Naturwissensch. 1823

Purkinje Beobachtungen u. Versuche zur Physiol. d. Sinne. 1s Heft ~~1823~~
Zur Kenntniß des Sehens in subjectiver Hinsicht. 2te Aufl.

E. Reinhold Grundzüge der Erkenntniß-lehre u. Denklehre 1823

Georget, physiologie du système nerveux et du cerveau, et recherches sur les maladies nerveuses 1821. 2 Vol. Paris

Stäudlin, Gesch: d. Moralphilos. 1822. 1055 S.

Massimiliano Rossellini, a Firenze dalla Sig.ra Enrichetta Löhr.

A Pisa, Locanda del Pellicano piazza del Ponte.

Ancora alle 3 Donzelle.

A. Venezia, il Sig.r Benvenuti, alla Regina d'Inghilterra. —

~~A Firenze S.ta Maria Novella~~

Lodgings:

Via Mazetta: N° 2090: (Mi phone

Borgo ogni Santi N 3345 dal Sig.r Bartoli. —

Gabrini Bellati & C.o in Leipzig.

La Sig.ra Marietta Peret ... Leipzig

Kupfer.

F. Fiedemann, icones cerebri Simiarum & quorundam animalium rariorum. 1821 folio. Kupfer

G. Wedemeier, physiol. Untersuchung über d. Nervensystem u. die Respiration u. deren Einfluß auf d. menschl. Organismus 1817. 268 S. (scheint sehr lesenswerth)

Wiggers, Pragmatische Darstellg. des Augustinismus u. Pelagianismus. 1821. 475 S.

Wm. Shenstones poems.

Détermination des propriétés du système nerveux, ou recherches physiques sur l'irritabilité et la sensibilité mémoire de Flourens présenté à l'Académie des sciences 1822. (l'extrait par Cuvier se trouve dans la réune encyclopédique Novre. 1822)

Aufgenommen

In Stuttgard	Augsb:	f 100
Bern		213.51
Mailand		150.—
Florenz:	12 Septbr	200 —
"	30 Novr	500 —
"	3 Mai	550 —
München	27 "	200 —
		1913.51
	München d. 20 Aug:	286.9
	Augsb:	f 2200 —

f 2200.
1913.51
f 286.9

Gegen d. neuen Kredit v. Ct f 800 —

München d. 17 Nov: 1823	Ct f	300
" " 22 März 1824	"	300 —
~~[illegible]~~		
" " d. 21 Mai	"	250
Neuer Kredit v. 300 f	c.c.	" 150 —
München d. 26 Juni		
In Mannheim 28 Aug.	24 Fuß	f 230 —
In Dresden d. 13 Sept.		f 200 —
" " " 16 Dec:		" 300 —
" " " 28 April		" 100 —

d. 17 Aug:
In Mailand eingeliefert
mit 16 Naps. & 16 franc:

erhalten 37 Naps.
ab 16
gebraucht 21 Nap:

Im Ganzen von Berlin bis Mailand
gebraucht 1) fl: C 54.
43 Naps (Berlin)
20 (Bern)
63 Naps
16 – übrig
47 Nap. a 5⅔ 149 262
130 franc (Bern) 130 – 16 übrig 114
114 fr. a 28 ½ 32
100 fr. Darlehen 70
Vom 26 Mai } 418
bis 17. Aug } 12½ Woche 270
418
[illegible]
205

[illegible] 4 Naps } zu 3 grosse Thaler
3 July } 8, 18 Batzen

43	31	78
26	10 ½	12 ½
17	6	134 ½
120	1	54
	6 ½	78
	18 ½	263

4 Naps [illegible] 78 Führer Schneider

1 Nap [illegible]

Bei Bern 26 Naps von 43 Naps
26

2 Juli habe in Bern 17 Naps

Aufgenommen in Bern 20

37 Naps

130 francs

[illegible] 130 frcs [illegible] Martigny

30 [illegible] 1 Nap

[illegible] Chambre 1 Nap

[illegible] 1 Nap

[illegible]

Stuttgard 28 Juni	f 85	
Rechnung bis 27 Juni	" 41.47	
	f 43.13	
Tabak	—	21
Fahren	—	24
Tapier	—	12
Constadt	1.	21
Haarschneider	—	36
Arznei	—	12
Kleinigkeit	1	—
Wäsche	2	4
Kanstedt Mittag	2	4
Rechnung	23.	40
Trinkgelder	5	24
Vorhängschloß	1	30
Arznei	—	20
Abendessen	—	48
	f 40	—
4 Juli Von	f 43	13
	f 40	
1 Nap.	3.	13
~~[illegible]~~	9.	34
	f 12.47	
sind do.	f 10	—
	f 11.30	

[illegible]

1 Ofr. Cond. = 103 od 1 f 43
auf hoffte bis 105. dafür
zahlen die fr. F in Mannheim

In Florenz kostet eine große Matratze mit Wolle gestopft, d. h. die Wolle allein 5 Zechini. während das Pfund [illegible] kostet 1 Lira; man braucht 60 ℔ : 4 [illegible] = 3 ℔ in [illegible]. In München kostet der Centner Wolle 32 f

Lieflandische Landständische Obligationen geben 5 %, ehemals 6 % ~~[illegible]~~ sie sind auf 3/4 der Güter hypothecirt, allein diese sind nur auf das 7te Korn geschätzt, während sie das 8te u. 10te tragen. Preis 1826 ~~[illegible]~~ 103 1/2 %

Ich machte 23 fiel [illegible] die 4 ersten [illegible], dann [illegible] ein Rückschlag das ein Tag u. dem andern das Ganze in [illegible] ~~[illegible]~~ Tage ~~[illegible]~~ die erste war 23, dann 33 dann [illegible] zu [illegible]. die Ordnung war die [illegible].

[illegible] 43 Naps

54 D

13 Naps à 5 D 14 kr 240 D 24 kr

6 Mai	D	22
[illegible]	1	50
27 [illegible]	4	1/6
28 [illegible]	1	16
[illegible]	7	
[illegible]		16
Lond. [illegible]	1	4
[illegible]	2	
[illegible]	—	8
[illegible]	—	8
[illegible]	—	13
[illegible]	7	
[illegible]	—	8
[illegible]	—	10
[illegible]	—	12
[illegible]	1	4
[illegible]	—	10
[illegible] Lond.	—	16
[illegible]		8
[illegible]	10	19
	36	16

In Nürnberg scheint der wohlfeilste Ort in Deutschland. Man sagte mir: eine Familie von 4 Personen kann mit 600 f (leichtes Geld) bestehen, ohne dürftig zu leben; mit 1200 f lebt sie sehr bequem u. gut, jedoch ohne eigentlich ein Haus zu machen; entbehrt aber sonst keine Vergnügungen. Mit 2400 f lebt sie prächtig, hält Equipage.

2400 f = 1393 Thlr: Court.

~~[illegible]~~

Dr. Wilhelmi, der kürzl. in Bairische Hofe zu Nürnb: diente u. geheirathet, sagte mir, er brauche für seine Person 1000 f jährl: allein eine Familie von 4 Personen, die 2 weibliche Dienstboten hält, kann mit 2000 f sehr bequem leben u. in jeder Art vor nichts entbehren.

Stuttgart ist noch wesent-
licher als Nürnberg; mit
Ausnahme der Miethe: für
ein Logis von 5 Zimmern mit
Zubehör, (Küche u. Keller) be-
zahlt man etwa 250 f
bis 7. leichtes Geld jährlich
Demnach rechnet man
nicht daß eine Famili, von
etwa beispielen, mit 1200 f.
jährlich anständig u. bequem
leben kann u. Jenes mit
2000 f. lebt sie flott. —
Jedoch steht in Meiningen's
Landsbrief v. Stuttgart, daß man
für ein wohnungspreis u. gut
gelegenes Logis von 3–4 Zimmern
nebst Zubehör 3–400 f bezahlt.
In Württemberg ist ein Kapital-
steuer von 1/3 % vom Kapital jährlich

Baron v. ~~[illegible]~~ Halberg

Dr. Rudelbach, Copenhagen,

[illegible]

Oberhofkirchenrath Scheer

Rector [illegible] Scheibinger

Pr. Cantor Doeen